 Abendunterhaltungen.

Jugendschriften.

Der Morgen in der Wallfahrtskirche. — Königsdorfer's Kinderzucht. — Frau vom guten Hirten. — Maienglöcklein.

Folge mir nach. — Meister und Jünger. — Sechs Erzählungen als Schauspiele. — Maria Ward's Leben.

Lehrreiche Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise.

Zweite Folge.

Erstes und zweites Bändchen.

Oder:

Katholische Geschichtsbibliothek für die Jugend und das Volk.

Beiträge zur Erweckung einer christlichen Welt- und Lebens-Anschauung in Schulen und Familien.

Herausgegeben

von

M. Lehmann,

Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Mit einem Stahlstich.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Debit für Norddeutschland und Oesterreich, insoweit das letztere nicht über Augsburg mit uns in Verbindung steht, durch H. Hübner in Leipzig.

Zur Nachricht!

Das Erscheinen einer neuen geschichtlichen Folge der

Abendunterhaltungen

betreffend.

Indem wir der reiferen katholischen Jugend und dem Volke das Buch: „Ritter Gerold von Helfenstein" übergeben, erlauben wir uns unserm Unternehmen einer „katholischen Geschichtsbibliothek für die reifere Jugend und das Volk", einige Worte über den Inhalt und die Tendenz desselben an den unbefangenen Leser beizufügen. Unsere Jugend- und Volksliteratur bedarf nothwendig einer Reform. Der Ernst des Lebens hat bereits die Rückkehr von der hohlen und oberflächlichen schöngeistigen Eitelkeit, von der Verschrobenheit sentimentaler Schwärmerei und der Vergötterung von Modehelden im Gebiete des Geschmackes angebahnt; deßhalb muß auch die Jugend- und Volksliteratur wesentlich positiver und ernster werden. Das belehrende Element muß in derselben mehr zur Berechtigung und Entwickelung gelangen; mit der Unterhaltung muß man auch die Belehrung bieten, damit neben der Pflege der Religion und der Befruchtung des Gemüthes mit edlen Gefühlen und erhabenen Gedanken auch nützliche Kenntnisse verbreitet werden. Die jugendlichen Gemüther sollen nicht für unschuldige Traumgestalten schwärmen, die in dem Leben und der Wirklichkeit nie existirten und die die nackte Wirklichkeit ersetzen sollen. Was der Jugend und dem Volke geboten wird, muß aus dem Leben stammen und zum Verständniß des Lebens führen, damit sich in dem Geiste eine klare und ächt christliche Weltanschauung entwickle. Unsere „katholische Geschichtsbibliothek" soll daher auch gegen alle jene Erzeugnisse der Jugend- und Volksliteratur, welche sich als eine wuchernde schädliche Schmarotzerpflanze in dem Jugend- und Volksleben ansetzen und entwickeln wollen, in einen entschiedenen Gegensatz treten und soll sich durchweg von jener verwaschenen und geistlosen Buchfabrikation unterscheiden, die, direct oder indirect mit der Kirche und dem Christenthum im Widerspruch stehend, auf die verderbliche Nivellirung und Vermessung der Volksanschauungen hinarbeitet und der wahren Bildung hindernd in den Weg tritt. Wir wollen durch unsere „katholische Geschichtsbibliothek" zur Auffrischung des kirchlichen Geistes beitragen, damit wieder ein frisches, warmgemüthliches Leben und Streben unter dem Volke und der Jugend allseitig erwache.

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.
Zweite Folge.
Erstes und zweites Bändchen.

Katholische Geschichtsbibliothek
für
die Jugend und das Volk.

Beiträge zur Erweckung einer christlichen Welt- und Lebens-Aanschauung in Schulen und Familien.

Herausgegeben
von
M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1855.
Verlag von Lampart und Comp.



A. Engelhart del. Stich u. Druck v. Serz & Cie in Nürnberg.

O, Jungfräuliche Gottesmutter Maria! nimm auf mein liebes Kind in Deinen mächtigen Schutz, und lass es seinen Lebenszweck nicht verfehlen!

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Ritter
Gerold von Helfenstein.

Ein

historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Kreuzzüge.

Der

reiferen katholischen Jugend und dem Volke zur Belehrung
und Unterhaltung, dem gefeierten Dichter der

„Amaranth“

aus Hochachtung und Verehrung gewidmet

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1855.
Verlag von Lampart und Comp.

„Ein frommer Knecht mit scharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze seinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;
Ein ehrlich und gesundes Blut.
Ein starker Arm, zufriedner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle bösen Geister aus."

O. v. Redwitz in der „Amaranth."

Dem

gefeierten Dichter der

„Amaranth“

Dr. Oscar Freiherrn von Redwitz,

als ein bescheidenes Zeichen

tiefgefühlter Hochachtung und Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorerinnerung.

Man nennt das Mittelalter die Zeit der Kraft, des Sieges, des Glaubens und der Liebe; man rühmt die Sitteneinfalt, den Glaubensmuth und den Lebensreichthum früherer Jahrhunderte — mit vollem Rechte! Mögen wir in der ganzen umfangreichen deutschen Geschichte uns umschauen, so finden wir nirgends jene Einheit und Kraft in religiöser, nationaler und politischer Beziehung als eben in dem Mittelalter.

Welches Jahrhundert des Mittelalters repräsentirt aber am reinsten und vollsten jenen edlen Geist deutscher Ritterlichkeit, deutscher Tugend und deutscher Kraft, wenn es nicht das Zeitalter der Kreuzzüge ist? Die Kreuzzüge sind nicht nur die rührendste und erhabenste Erscheinung, welche das Mittelalter auszeichnet, sondern sie bieten auch eine tiefsinnige Anschauung von dem Geiste, welcher das Mittelalter bewegte und beherrschte. — Die Kreuzzüge konnten nur aus einem kräftigen religiösen kirchlichen Leben hervorgehen; sie können nur eine Frucht der Religion seyn — ausschließlich materielle Rücksichten wären nie im Stande gewesen, ganz Europa zu einer solch' allgewaltigen Gährung, zu einer so kühnen Unternehmung, zu einer so riesenhaften Bewegung zu entflammen. Mögen sich auch materielle Interessen mit den Bestrebungen der Wallbrüder verbunden haben: immerhin sind und bleiben die Kreuzzüge ein Ergebniß der Religion, jener Religion nämlich, welche im Stande ist, die Sonderinteressen zu vernichten, um sie dem allgemeinen öffentlichen Interesse dienstbar zu machen und unterzuordnen und alle Zeitgenossen um ein Panier zu sammeln — um das Panier des Kreuzes. Die Kreuzzüge galten der Befreiung des heiligen Grabes. Man staunt vielfach über die großartigen und unermeßlichen Anstrengungen, welche der Heldengeist jener Jahrhunderte, getragen von dem Einflusse der positiven Religion und von dem geistigen Reichthume des Volkslebens, hervorgebracht hat, und welche nur Einem Ziele, Einer Idee, Einem Gedanken gewidmet waren. — Keine

Zeit ist mehr geeignet, den herrschenden Geist während des ganzen Mittelalters treffender zu charakterisiren, als eben die Zeit der Kreuzzüge, jene Zeit, in welcher Tausende auf einer Völkerwanderung von Westen nach Osten das Schwert im Dienste der Religion ergriffen und lieber auf der blutgerötheten heiligen Erde ihr Leben verhauchten, als jene Stätten in den Händen der Feinde des Kreuzes zu lassen, die den Christen aller Jahrhunderte ein Gegenstand der Verehrung gewesen sind. —

Jenen Geist der christlichen mittelalterlichen Ritterlichkeit, der frommen Religiosität und des begeisterten Glaubens wollte ich in der folgenden Erzählung anschaulich machen; ich wollte der katholischen Jugend und dem Volke ein getreues Bild von der Wirksamkeit jener Zeit liefern — ich wollte ihm zeigen, zu welch' großen Anstrengungen wahre Religiosität, frommer Glaube und christliches Leben entflammen können. Lebendige Thatsachen sollen zum Volke und der Jugend sprechen, die unparteiische Geschichte soll Allen an's Herz reden, wenn schöne Worte und gelungene Reden Nichts vermögen. Der Katholik muß die Wirksamkeit seiner Kirche auch in lebendigen großartigen Thaten schauen. Und welche That kann den Kreuzzügen würdig zur Seite gestellt werden — jenen heiligen Kriegen, welche aus reiner Liebe zum Kreuze begonnen wurden? Ich bin zweifelhaft, wenn es nicht die Geschichte der ersten christlichen Kirche ist. Auch in jenen Zeiten hat sich der christliche Heldenmuth bewährt. Aber ist es minder groß, wenn man aus Liebe zum Kreuz die theure Heimath verläßt und Allem entsagt, was Angenehmes das Vaterland bietet, um am Rande des heiligen Grabes zu beten, zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben?

Mögen die folgenden Zeilen, aus Liebe zur katholischen Jugend und dem Volke geschrieben, einen kräftigen Wiederhall in den Herzen braver Katholiken finden! Mögen sie in den Herzen der Jugend und des Volkes Liebe zur katholischen Kirche erwecken, deren Geschichte die Göttlichkeit ihrer Stiftung unwiderleglich darthut und begründet — mein bescheidener Fleiß ist alsdann reichlich belohnt!

Hechingen, an Maria Lichtmeß 1855.

M. Lehmann.

Erstes Capitel.

Die Gesellschaft in der Spinnstube.

„Wem ewig jung das Herz geblieben,
Dem ist das Leben ewig jung"
Oscar v. Redwitz in der „Amaranth."

Es war ein trüber finsterer Mittag. Allgemein erwartete man die Ankunft des nahen Winters; denn schon zeigten sich die Vorboten desselben überall, und man durfte sich nur mittelmäßig auf die Beurtheilung des Wetters verstehen und die Zeichen der Witterung nur oberflächlich beurtheilen, um voraus bestimmen zu können, daß der Winter nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Längst schon war das fröhliche Lied der muntern Vögel verstummt und das tausendstimmige Concert der befiederten Sänger ertönte nicht mehr in den weichen Zweigen der Sträucher und in den frischbelaubten Kronen der Bäume, die, selbst ihres herbstlichen Schmuckes beraubt, kahl und traurig dastanden und die entblätterten Zweige in die kalte Herbstluft hinausstreckten. Die Fluren waren schon mondenlange öde und verlassen, und einförmig sah es draußen auf den Matten und Feldern aus. Selten gab es einen sonnenhellen Mittag, und wenn das freundliche Sonnenlicht sich über die Felder und Berge ausbreitete und sich über die anmuthigen Thäler des Schwarzwaldes ergoß: dann glaubte man, die Freuden eines wahren Sommertages zu genießen; und wenn ein solcher Tag zufällig ein Sonntag war, so verließ man die Hütte und machte einen Gang durch's Feld oder durch das Thal, obgleich nichts mehr zu schauen war von dem reichen Segen der warmen Sommertage. — Aber heute sah der Himmel sehr trüb und melancholisch aus. Ein schweres Wolkengebirge hatte sich über den riesigen Bergen gelagert, und eisig pfiff aus den schneeigen Wolken der kalte erstarrende Hauch des Nordwindes, den letzten Staub der herbstlichen Felder, Blätter und falbes Gras vor sich hertreibend in flinker hastiger Eile,

und mächtig schüttelnd die gähen Kronen schlanker Tannen. Schon fielen einzelne Schneeflocken herab auf die seufzende Erde, und kein Sonnenstrahl war bereit sie von den trauernden Fluren wegzuküssen mit lächelndem Munde. Der tobende Wind schleuderte kleine Eisnadeln hernieder, und ein dumpfes Brausen und schrilles Pfeifen ließ sich weithin vernehmen.

Nun kam der ersehnte Abend. Der Wind pfiff wilder und er tobte daher, als wollte er die kräftigen Stämme der Waldbäume abknicken, wie ein leichtes Rohr im kühlen Waldbächlein. Heftig schlugen die brausenden Sturmeswogen an die einfachen Fenster der niedlichen Häuser, und mancher herbe Luftzug drohte dem zerbrechlichen Hüttchen den nahen Einsturz. Ein stilles Bangen ergriff die Bewohner, und sie getrauten sich kaum, sich dem sanften Schlafe zu überlassen und dem jungen frischen Morgen unbesorgt entgegen zu schlummern. Der heftige Sturmwind führte eine Masse Schnee herbei, und als in den einförmigen Stuben die ersten Lichtlein aufzuklimmen begannen, wehte es draußen und stürmte und tobte, daß einem wirklich bange und angst werden mochte. Es war ein Wetter, wie in der Mitte des strengsten Winters, und der Schnee lagerte sich dicht rings um die ärmlichen Häuschen. Als am andern Morgen die Fenster leicht geöffnet wurden, war die ganze weite Umgebung tief in ein weißes flockiges Kleid eingehüllt und mit einem glänzenden Teppich bedeckt, der das Auge fast blendete. Die Kronen und Aeste der Bäume bogen sich unter der schweren Last, und die muntern scheuen Waldvögelein suchten sich unter den wirthlichen Dächern ein sicheres Versteck, flatterten angstvoll und ermattet auf und nieder, lockten sich mit leisen Stimmen und flogen nach Nahrung umher, die sie in gar kärglichem Maaße vorfanden; der Schneestrom hatte ja die Körnlein begraben, die ihnen sonst zum Futter dienten. Und hatten sie ein Körnlein gefunden, so machten sie ihrer Freude Luft durch ein stilles Flattern mit den Flügeln, und zwangen froh die ersehnte Beute durch den schwellenden Hals. Der Winter war da. Die Vorboten desselben hatten die Erwartungen nicht getäuscht. Wie gerne weilte man nun im warmen Zimmer! Wie angenehm war es im einfachen Stübchen, das eine angenehme erquickende

Erwärmung für den von der Kälte erstarrten Körper bot! — —

Während es draußen windete und tobte, saßen in einem Dörfchen des Schwarzwaldes Vater Veit und sein Weib mit zwei Töchtern in dem geheizten Stübchen. Vater Veit hatte seinen „Ulmer" im Munde und blies die leichten Rauchwolken vor sich hin; sein Weib und seine Töchter spannen so emsig darauf los, als wollten sie an einem Abend doppelten Lohn verdienen. Das Stübchen, worin sie saßen, war nicht nett; doch sah es darin sehr reinlich und sauber aus, und es war recht gemüthlich darin zu wohnen. Im Hintergrunde stand ein gewaltiger Ofen aus Thon mit allerlei feinen und groben Zierrathen geschmückt, den der Vater Veit früher einmal ganz billig eingekramt hatte, als er mit Garn zu Markte gefahren war. Noch lag eine tüchtige Gluth in dem Schlunde des Ofens, der auch noch eine Hitze ausströmte, daß einem Auszehrenden fast hätte bange werden mögen. Allein Vater Veit liebte ein warmes Stübchen, und so mußten es sich sein Weib und seine Töchter gefallen lassen, wenn sie in der Hitze der Stube beinahe lebendig gebraten wurden. An Möbeln war kein Reichthum in dem bescheidenen Stübchen vorhanden: außer dem Ofenschranke fanden sich darin nur ein Paar hölzerne, ziemlich eckige Stühle, deren graues Aussehen unzweifelhaft ein hohes Alter verrieth; die Bänke, welche rings an den Wänden angebracht waren, waren gleichfalls aus starkem Eichenholz gefertigt und fühlten sich ziemlich rauh an; in einer Ecke stand der aus Buchenholz ausgeführte schwere Tisch, auf welchem einige Milchnäpfe und Häfen standen. In der Tischecke hing ein Christusbild, aus Eschenholz ziemlich fein geschnitzt, und am Fuße des Kreuzes standen Johannes und Maria — aus der gleichen Materie gefertigt. Sonst sah man in dem Stübchen von neumodischem Schmucke Nichts: keine Vorhänge mit großen gestickten Blumen, keine Tableaux mit Goldrahmen, keine polirten Schränke und Comode, wie man sie in großen und vornehmen Herrenhäusern antrifft. Es sah hier Alles ländlich und einfach aus, vom großen Tische bis zum Weihwasserkännchen, das an dem starken Thürpfeiler hing. Denken wir uns das Aussehen einer alten ländlich eingerichteten Wohnstube,

wie sie unsere frommen katholischen Vorfahren einzurichten pflegten, so haben wir das getreue Abbild der Wohnstube unserer Schwarzwälderischen Familie. Es wurde hier nicht so fast auf Zierlichkeit und Nettigkeit als vielmehr auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit gesehen, und Vater Veit hätte deßhalb auch seinen altfränkischen Ofenschrank nicht um Vieles gegeben, so abgeschliffen und abgerutscht das Polster desselben auch aussehen mochte.

Obgleich nun unsere Leute eben nicht sehr wohlhabend waren und also auch nicht im Ueberflusse lebten, so waren sie doch zufrieden mit ihren Schicksalen, und die Mutter sagte oft, daß man, um glücklich zu seyn, nicht Vieles brauche, sondern daß es bloß auf die Art und Weise ankomme, wie man die Gaben gebrauche, die Gott uns gewährt, daß man sie namentlich mit aufrichtigem Danke gegen den hohen Geber genieße. Deßhalb waren auch Vater Veit und die Seinigen stets wohlgemuth und guter Dinge, voll guter Laune und heitern Humors, und es konnte nicht fehlen, daß ihr Haus der Sammelplatz einiger gleichgesinnten Freunde und Nachbarn wurde, die sich hier freundlich zusammenthaten und sich die Zeit durch mancherlei Scherze und Spiele, durch Erzählungen und lehrreiche Gespräche verkürzten. So kamen auch diesen Winter wieder die alten Genossen zusammen; sie waren wiederum unter sich übereingekommen, die Länge der kalten Winterabende durch allerlei Erzählungen zu verkürzen und auf die mannichfaltigste Weise einander nützlich zu werden. Sie wollten durch Erzählungen nicht bloß unterhalten und angenehm zerstreut werden; während das Spinnrad rollte und die Spindel mit dem feinen Faden schnurrend sich bewegte, wollten sie auch belehrt seyn. Es waren deßhalb auch alle weiblichen Klatschgeschichten aus ihrem Kreise ausgeschlossen. Da hörte man nicht eine Kritik der Fehler und Schwächen anderer Menschen; da mußten die Nachbarn nicht die Schwelle des Lästermaules passiren, und wenn zufällig ein scheinbar böses Wort fiel, so war Vater Veit alsbald bei der Hand, um den Fehler mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken und dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Nicht als ob Vater Veit gegen öffentliches Aergerniß gleichgültig ge-

wesen wäre, und er die verschiedenen Sünden als menschliche Schwächen betrachtet hätte: er wollte nur nicht dulden, daß sein Haus zu einer Klatsch- und Lästerstube herabgewürdigt werde. Das wußten denn auch seine „Abendgänger", und sie hüteten sich sorgfältig, in irgend einer Hinsicht gegen den guten löblichen Gebrauch der Familie anzustoßen. Sie wußten wohl, daß Veit den Muth gehabt hätte, ihnen auf bescheidene Weise den wohlverdienten Abschied zu geben. Aber sie wollten in einem guten Einvernehmen mit der Familie bleiben und kein Zerwürfniß muthwillig herbeiführen. Sie hatten ja schon so manchen Abend vergnügt und heiter hier zugebracht; manche Stunde war für sie lehrreich gewesen, und Manches hatten sie hier gelernt und erfahren, was ihnen im Leben sehr wohl zu Statten kam. Veits Haushaltung konnte als ein Muster christlichen Familiensinnes betrachtet und empfohlen werden. Und er bildete sich darauf Nichts ein, war bescheiden und liebevoll — ein wahrer Freund seinen Freunden.

Als es zu dunkeln begann, schleppte sich Vater Veit vom Ofenschranke hinweg zum Fenster, welches er öffnete, als ein wilder Windstoß eine große Schneemasse pfeifend ihm in's Angesicht blies. Therese, seine älteste Tochter, war so eben mit einer kleinen Blechlampe in's Stübchen getreten und hatte das matte Oellichtlein auf den massiven Tisch hingestellt. „Gott, ist das ein Wetter!" hustete der Vater. „Meint man doch, der Welt Ende sey nahe, so tobt es und windet!" Und hiemit schlug er heftig den geöffneten Fensterflügel zu und rückte wieder langsam zum warmen Ofen, indem er der Tochter den gemessenen Befehl gab, noch einmal mit einigen tüchtigen Scheitern Holz nachzuhelfen. „Die Abendgänger werden warm haben wollen, wenn sie zu Licht kommen. Spute dich, und wirf noch was in den Ofen! Hast's gehört, Therese?" sagte er, und dabei klopfte er seinen Ulmer aus, um ihn noch vor dem Nachtessen zur Hälfte zu füllen mit dem gewohnten saftigen Kraut, wie sich Vater Veit auszudrücken pflegte.

„Denk' nicht," sagte Therese, „daß heute Jemand zu Licht kommt. Das Wetter ist gar so abscheulich. Und wenn alle andern kommen, so kommt doch der Frieder nicht, denn seine Stelzen tragen ihn nicht durch den

tiefen Schnee; das weiß er wohl und er wird deßhalb gern zu Hause bleiben, wenn er auch für heute im Dunkeln „mausen" muß, denn eigenes Licht hat er sicherlich nicht," — und Therese wollte zur Thüre hinaus schlüpfen.

„Meinst!" rief schnell der alte Vater: „Wenn ich's wüßte, wollte ich ihm gern von meinem Lichte borgen, will sagen: schenken. Es ist doch gar traurig so einen langen Abend ohne Licht in einer lauwarmen dunkeln Bodenstube zubringen zu müssen." Und dabei griff er wacker nach der Pfeife und blies gewaltige Rauchwolken vor sich hin.

„Es wäre mir doch gar nicht recht, wenn der alte Frieder nicht käme," erwiederte Therese. „Ach, wenn er nicht kommt, so werden wir einen langweiligen Abend haben; denn heute ist das Erzählen an ihm — und wenn's auf's Erzählen ankommt, thut's ihm Keiner zuvor. So schön kann kein Abendgänger erzählen. Er weiß Allem eine so nette Form zu geben — so manierlich und exact. Er bringt seine Sachen auch an den Mann — und so hab' ich's gerne. Wenn nur das böse Wetter . . . ."

Aber die Mutter rief in der Küche und Therese mußte hinaus, um den Abendimbiß herbeizuholen. Sie stellte eine große Schüssel voll dampfender Kartoffeln auf den Tisch und der liebliche Geruch mußte sehr einladend auf Vater Veit gewirkt haben, denn er erhob sich schnell vom Ofenschranke und trippelte nach dem Tische, zog sachte sein leichtes Käppchen ab und schickte sich an zum Gebet, das die brave Therese recht innig und herzlich, laut und mit kräftiger Stimme anhub, und das die andern Familienglieder still für sich nachbeteten. Wie dem Genusse des einfachen aber würzigen Abendessens eine herzliche Bitte voranging, ebenso wurde das Mahl mit innigem Dankgebete geschlossen, wie es in allen wackern katholischen Familien alter löblicher Brauch ist, der, durch das Herkommen geheiligt und geadelt, dem Genuß von Speise und Trank ein ehrwürdiges Gepräge verleiht. Denn der Mensch soll auch bei dem Genuß der Gabe an den allmächtigen Geber denken; er soll Speise und Trank nicht genießen wie das liebe Thier. Arbeit und Gebet sollen abwechseln. Auch der Genuß kann zum Gebet werden, wenn ihm eine christliche fromme Absicht zur Seite geht. Die Absicht adelt unsere Handlungen.

Als sich die Familie gesammelt hatte und fleißig seine Fädchen drehte, Vater Veit aber wie gewöhnlich im Ofenschranke saß und ganz gemüthlich seinen Kanaster rauchte, erschienen auch die Freunde und Nachbarn trotz Sturm und Schneegestöber. Und als sie sich gesetzt hatten, konnte sich Vater Veit eines feinen Lächelns nicht erwehren. Vater Veit gehörte nämlich zu jenen Naturen, die jedem Menschen eine Art Achtung und Ehrfurcht einflößen, wenn man sie nur anblickt und zu denen man mit einer bescheidenen Scheu emporschaut, weil man glaubt einen strafenden Blick wahrzunehmen. Sonst aber war er die gute Stunde selbst, wie man zu sagen pflegt, und liebte gerne ein bequemes gemächliches Leben, was um so mehr möglich war, als seine zwei Töchter mit der ganzen Kraft ihrer Liebe an ihm hingen und ihm mit voller Seele zugethan waren, und da sie ihm demzufolge Alles thaten, was sie ihm an den Augen ansehen konnten. Offen und gerade, wie er war, hatte er nie zweideutige Absichten und Gedanken im Hintergrunde; strenge hielt er sich an der Wahrheit. Wenn man mit ihm verkehrte, fühlte man seine sittliche Ueberlegenheit und man verspürte ein eigenthümliches Gefühl, das an keinem Menschen vorübergeht, wenn man einen charaktervollen Mann sich gegenüber erblickt. In seinem Aeußern hatte er Nichts, was plötzlich bemerkbar war und in die Augen fiel; nur hatte er die Gewohnheit im Uebermaaße Tabak zu rauchen, so daß er sich nicht von seinem „Ulmer" nach altmodischer Façon trennen konnte. Seine Manieren waren fast kalt; sein Blick schien manchmal gleichgültig zu seyn; aber wenn ihn der Eifer für eine gute Sache übermannte, so strahlte ein helles Feuer unter seinen hochgewölbten Brauen hervor, und die Lebhaftigkeit des Wortes und des Geberdenspiels rissen die Zuhörer hin zur Bewunderung und Hochachtung. Redete Veit auch wenig, so handelte er um so mehr. Unnütze Worte zu machen war nicht seine Passion. Voll Ernst in seinen Ansichten, voll Würde in seinem Thun sprach er oft mit bitterer Ironie und beißendem Spotte über die Irrthümer und Thorheiten unserer Zeit, und seine edlen Gedanken wußte er in ihren Wirkungen durch die eigenthümlichen Wendungen seiner Worte zu erhöhen. Seine Stirne war von tiefen Runzeln gefurchet und ein weißes Haar, ge-

bleicht von der Fülle der Jahre, hing ihm an den eingefallenen Schläfen nieder. Er drang sich Niemanden auf; er ließ daher in den allabendlichen Zusammenkünften seine Freunde reden, er machte so zu sagen blos den Leiter der Gespräche, oder er sprach nur, wenn der Gang der Unterhaltung in Stockung gerathen wollte. Wortstreite schlichtete er meistens durch ein Wort, indem er den Streitenden einen Satz voll gesunden Menschenverstandes hinwarf und mit seiner bewährten Kaltblütigkeit sagte: „Wozu nützt denn das fade Wortgezänke!“ Weil ihn Alle liebten, so verzieh man ihm gerne seinen Humor und man freute sich auf die Stunden, die man bei ihm verleben konnte. Veit hatte Vieles aus eigener Erfahrung kennen gelernt: Dinge, welche unsern Bücher- und Naturgelehrten ewig fremd bleiben. —

Die allabendliche Gesellschaft war versammelt, nur der alte Frieder war noch nicht da. Alle saßen fast stumm da und sprachen nur von gleichgültigen Dingen. vom Toben des Sturmes, vom Schneegestöber, und überhaupt vom Wetter und dergleichen unbedeutenden Dingen. Einer erzählte auch von seinem heutigen Tagwerk; ein anderer berichtete, daß er in einem glücklichen Tauschhandel fünf Procente mehr gewonnen habe als des Seilers Nicolaus, der bekanntlich den Stein der Weisen gefunden haben wollte; ein dritter klagte über die hohen Fruchtpreise und suchte zu beweisen, daß die armen Leute in unserer Zeit absolut nicht mehr leben könnten, zumal der Herr „Staat“ das meiste Geld für sich in Anspruch nehme.

„Wo denn doch der Frieder bleiben mag?“ sagte endlich Einer. „Ich meine unsere Gesellschaft sey nicht ganz, wenn er nicht bei uns sein Abendstündlein verlebt.“

„Es geht mir just auch so, wie dir,“ entgegnete Bäbi, Veits jüngste Tochter, ein Mädchen von schöner und feiner Gesichtsbildung und schlankem Bau des Körpers. „Mir ist allweil am Abend so langweilig, wenn der Frieder nicht da ist — ich weiß nicht, was mir fehlt. Ich will schauen, ob er wohl auch ein Licht in seinem feuchten Bodenstüblein hat. Vom Küchenfenster aus kann man gerade hinsehen. Ich will ihm auch rufen; vielleicht aber hört er's nicht vor dem Sturme.“ Und hiemit eilte Bäbi hinaus, um dem alten Frieder zu rufen.

Allein kaum war das flinke Mädchen draußen, so wurde die schnarrende Hausthüre geöffnet, während sich ein lautes Getöse vernehmen ließ, das man im Zimmer deutlich vernahm.

„Geschwind, Therese," rief der alte Vater Veit, „nimm das Licht und schau nach, was es gibt!" Aber kaum hatte Vater Veit ausgeredet, als der Frieder in das Zimmer hereinstelzte und sich neben dem Vater auf dem Ofenschrank niederließ. Die beiden Greise grüßten sich freundlich; alle Anwesenden schienen über die Ankunft des Greisen erfreut zu seyn, am meisten wohl Bäbi, die eben aus der Küche kam und noch die Schneeflocken im schwarzen Haare hatte, die ihr der böse Wind hineingeweht, als sie besorgt nach Frieders Bodenstüblein hinüberschielte.

Der alte Frieder stand den siebenziger Jahren nahe. Er hatte in seinem Leben viele harte Kämpfe durchgefochten und viele Müheseligkeiten ausgestanden. Schon als Knabe fühlte er eine leidenschaftliche Vorliebe für den Soldatenstand, und wenn ein Trupp Reiter durch's Dorf kam — was nicht selten geschah, da er ja ein aufblühender Knabe war, als die Franzosen in langen Schwärmen unser Vaterland durchzogen — so war er gewiß der erste unter den Knaben, die ihnen entgegensprangen und die denselben nachliefen bis zum Hirtenhäuschen. Leider verleitete ihn ein frevelhaftes Spiel, sich an die französischen Hilfstruppen anzuschließen, und mit ihnen machte er später weite, lange und beschwerliche Reisen, so daß er nicht ausreden konnte, wenn einmal der Fluß der Rede im Gange war. Und dabei erzählte er mit einer Treue und Wahrheitsliebe, mit einem Feuer und einer innerlich glühenden Begeisterung, die Alle zusammen hinriß, daher es auch unserer Gesellschaft höchst ungelegen kam, als er sich so spät bei Vater Veit finden ließ. Die Zeit hatte an seinem Körper bedeutend gerüttelt. Als Krüppel kam er aus dem Welschland nach Hause; als Krüppel nährte er sich von den Gaben gutherziger Leute und von dem kleinen Erträgniß seiner Schnitzarbeiten, die er mit vieler Zierlichkeit ausführen konnte. Sein Haupt war kahl; um seine Schläfen wurde er von einem leichten silberweißen Haarbüschel beschattet. Aber sein feuriges Auge glühte gar hell, und seine Blicke schossen auch jetzt noch

kühn umher, gleichsam als sollten sie unwiderleglich den Heldengeist bekunden, der einst in diesem nunmehr zerfallenden Körper lebte. Obgleich sehr alt, hatte ihn sein treues Gedächtniß dennoch nicht verlassen, und von manchen Dingen und Erlebnissen aus seiner Jugend konnte er auf eine Weise sprechen, als ob sie erst gestern oder heute geschehen wären. Seine Erzählungen waren im höchsten Grade belehrend; denn obgleich er eigentlich keine gelehrte Bildung empfangen hatte, so hatte er doch auf seinen weiten und großen Reisen sehr viel beobachtet und gehört, erfahren und einsehen gelernt. Seine Reisen hatten ihn gebildet — auch hatte er sich von Jugend auf eine besondere Vorliebe für eine geistbildende Lectüre bewahrt, und wo er ein belehrendes Buch finden konnte, mußte es sogleich mit ganzer Aufmerksamkeit gelesen und der Inhalt gründlich durchdacht werden; er legte es nicht eher auf die Seite bis der Inhalt sein geistiges Eigenthum geworden war. Und da er immer ordentlich und brav gelebt hatte, so war auch sein Herz jung geblieben — das Leben blieb ihm deßhalb auch ewig jung.

Das war der Mann, auf den alle Abendgänger mit großer gespannter Sehnsucht warteten. Er saß beim Vater Veit auf dem Ofenschranke, und die vorige Stille wollte Platz greifen und die frühere Unbestimmtheit der Unterhaltung eintreten.

„Ich weiß nicht,“ sagte endlich die Mutter nach einer kurzen Pause, „wie eintönig und einförmig mir auch heute der Abend vorkommt, und wie langweilig wir heute beisammen sitzen. Es scheint, es wolle alle Unterhaltung stocken. Oder wollen wir denn nur von unbedeutenden Dingen reden? Kann denn heute Abend absolut kein Gespräch in den Gang kommen? Sprecht doch ein anderes Mal vom Wetter, nur heut' Abend nicht!“ — Und hiemit griff sie, ernsthaft werdend, nach dem seidenen Bündel, um mit demselben den feinen Flachs fester an die schwankende Kunkel anzubinden.

„Es geht mir just ebenso, wie Euch, Mutter!“ erwiederte Therese. „Es ist ein sehr langweiliger Abend. Hat denn Alle das schlechte Wetter verstimmt? Sprecht doch was, ihr Männer! Wir wollen zuhören! Nur laßt auch was Rechtes hören und nicht Etwas, das schon längst alle Spatzen auf den Dächern pfeifen!“

Und die Abendgänger schauten einander verlegen an, als wollte jeder von dem andern Rath erbitten oder als wollte ein jeder dem andern seine Unbeholfenheit zu erkennen geben. Jeder wollte durch seine Blicke sagen, daß ihm kein Ereigniß bekannt sey, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen möchte.

„Aber," sagte die muntere Therese, indem sie sich gegen den alten stelzfüßigen Frieder umdrehte, „wie mögen wir doch auch so verlegen seyn — ist denn die Reihe zu erzählen nicht am alten Frieder? Warum läßt er denn heute gar so lange auf seine Geschichte warten, da er sonst so gerne von seinen Erlebnissen spricht? Führt ihn an den Tisch, daß er beginne — er ist ja weit in der Welt herumgereist; er hat fremde Länder gesehen, hat unbekannte Meere befahren und ist zu Land und Wasser, in der Heimath und Fremde bekannt. Und er hat in Schlachten zu Wasser und Land mitgekämpft und Zweikämpfe ausgefochten, die ihm unverlierbare Denkzettel angehängt haben, nun so wird er auch was wissen und erzählen können? Nicht wahr! Und wie viele gelehrte Bücher hat er gelesen? Und ist sein Gedächtniß nicht gut? — also soll er was hören lassen!"

„Das meinen wir doch auch!" sprachen die Uebrigen, und hiemit zogen sie den Greisen an den Tisch, und selbst der bequeme Vater Veit fing an aus Leibeskräften zu schieben, obgleich eine solche Mühe nicht nöthig gewesen wäre.

Der alte Frieder hatte sich gesetzt. „Was soll ich denn erzählen?" rief er aus. „Einen Roman? Ach, ich biete mich an, das Gute auf den Daumnagel zu schreiben, welches die Romane in der Welt hervorgebracht haben. Und doch wollen das Viele freilich nicht begreifen! — — — Noch einmal, was soll ich denn erzählen? Es fällt mir trotz allem Nachdenken Nichts ein."

„Nutzlose Ausreden das!" fiel Bäbi ungeduldig ein. „Habt Ihr uns nicht versprochen, die Geschichte vom Ritter Gerold von Helfenstein zu erzählen? Ach, eine Rittergeschichte — wie hör' ich sie so gerne! Fangt doch gleich an!" — Und hiemit klatschte sie vor Freuden mit den Händen, da sie wohl wußte, sie habe das Rechte getroffen. Denn der Ritter Gerold von Helfenstein war sein Lieblingsheld.

„Nun, wenn es denn seyn muß!“ antwortete der alte Frieder nach einigem Widerstreben, „so sey es denn! Aber ich bitte um Nachsicht, wenn ich eure Erwartungen nicht befriedigen sollte.“ Und hiemit gab er ihren Bestürmungen und Wünschen nach.

Und alle Anwesenden rückten ihre Stühle näher zum Tische, während Vater Veit sich auf den Ofenschrank zurückzog und Frieder sich gezwungen räusperte, wodurch ein kurzes allgemeines Gepolter und Getöse entstand.

„Stille, stille!“ rief die wißbegierige Bäbi, die sich allererst zurecht gesetzt hatte. Und der Greis begann:

Zweites Capitel.

Die Burg Helfenstein.

„O Mutterlieb, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen;
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!
O Mutterlieb', du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft — vergiß sie nicht —
Laß deinen Eifer nie erkalten!“

Oscar v. Redwitz in der „Amaranth.“

Der erste Maientag war angebrochen. Der Frühling überströmte mit seinem neuen jungen Glanze die Gegend und streute Segen und neues Leben aus über die erwachenden Auen und Fluren, welche mit Blumen, vom leichten Hauche des warmen Zephirs geweckt, freundlich geschmückt waren. Die milden Sonnenstrahlen schlossen die aufgeschwollenen Knospen auf, und die kühlen Schatten luden friedlichen Grußes zu traulicher süßer Ruhe nach ermüdendem Lustwandeln ein. Die Blüthen ergossen würzige Gerüche in reichen Strömen, und aus dem Blätterreichthum des geschmückten Forstes entwickelte sich reine lautere Lebensluft. In dem Schatten ertönte das Lied der Nachtigall, und hoch in den Lüften erklangen die Concerte der muntern Feldlerchen aus der entzückten Brust; die Vögel strömten Töne höherer Lust aus, die sie lang in ihrem warmen Herzen verschließen mußten. Frühling war's — auch die befiederten

Sänger der Luft fühlten den willkommenen Lenz durch ihre lebhaften Glieder rollen. Sie durchirrten munter und gewandten Sprunges die labyrinthischen Laubpaläste, die so kühn aus Licht und Schatten gewoben waren. Das Heer der Insecten war erwacht, und lebendig schwärmte und summte es in den von Balsamdüften angefüllten Lüften. Es war nur ein Leben, eine Bewegung, ein Gedanke in der Natur an diesem wunderlieblichen Maientag. Welche Veränderung hatte sich in so kurzer Frist ausgebreitet über die harmonische Natur! Wie frohlockte die ganze Natur über die Ankunft des Frühlings! Welches Leben in den erheiterten Lüften! Welche Blumenfülle auf den frisch aufblühenden Wiesen! Welch' ein Glanz der lieben wohlthätigen Sonne! Wie die freien Bäche zwischen den Blumen rieseln! Wie munter die Lämmer und Zieglein auf dem feinbegrasten Anger sich taumeln! Ueberall ist's Frühling — überall schallet es aus grünenden Gebüschen — überall jauchzet die Freude des verjüngten, in frischem Glanze erstandenen Jahres. —

An diesem herrlichen Tage geschah es, daß eine vornehme Frau die frischen Gartenanlagen auf dem Schlosse Helfenstein durchwanderte. Sie schritt langsam und bedächtig durch die Blumenbeete hin, und zuweilen schweifte ihr Blick hinaus in die freie und reizende blaue Luft. Bald blickte sie mit dem schönen Auge zu dem wolkenlosen Himmel, bald schweifte ihr Blick hinaus in die bunte, von allen Farben schimmernde Landschaft. Sie bewegte sich bedächtig, als wollte sie lauschen dem hellen Schlage der Singvögel, welche sich in den Zweigen der Buchen und Eschen wiegten, die das Schloß umgaben. Oft bewegte sie ihre Lippen, als spräche sie ein frommes Gebet; manchmal seufzte sie und schien schwer zu athmen. Wer sie in diesem Momente gesehen hatte, der mußte unwillkührlich zu der Gewißheit gelangen, daß ein schwerer Kummer auf der treuen Seele lastete, und daß ihr Geist oft in tiefster Trauer begraben liegen müsse. Ihr Angesicht war blaß; doch konnte man es der Frau unschwer ansehen, daß sie in den Lenzestagen ihres Lebens einstens zu den edelsten und schönsten Zierden ihres Geschlechtes gehört haben mochte. Sie war von zartem Körperbau und Wuchs. Sie hatte Trauer-

kleider um den schlanken niedlichen Leib gelegt, die in zierlichen Falten über die feingebauten Hüften bis auf die grünende Erde niederwallten. Sie war gleichsam eine Lilie in der aufkeimenden Natur. Das lange licht-blonde Haar hing in geschmeidigen Locken hernieder an den blassen Schläfen und wallte kühn über den schneeigen glänzenden Nacken, und die reizende Unordnung, in welche die sammtweichen Haare durch das neckische Spiel des leichten Frühlingswindes gebracht wurden, erhöhte noch die Anmuth und Grazie der wandelnden Dame. Obgleich blaß und abgezehrt, vom Kummer entstellt und vom Schmerz zerrüttet, lag doch noch eine Fülle von Reiz und Schönheit in dem Angesichte ausgebreitet, aus welchem so viel Sanftmuth und Herzensgüte sprachen; immerhin konnte man die Frau noch schön nennen. Die Sonne spielte auf dem milden Gesichte, auf dessen Zügen sich das Bild einer Engelseele malte.

Die Gräfin von Helfenstein — denn diese war die wandelnde Dame — stammte aus einem der reichsten und angesehensten Grafengeschlechter Deutschlands — sie war eine nahe Verwandte der berühmten Grafen von Montfort, die sich zur Zeit der Kreuzzüge so rühmlich auszeichneten, und sich der Sache des heiligen Kreuzes mit so vielem Eifer annahmen. Auf ihren niedlichen weißen Armen trug sie ein wunderschönes Kind von zwei Jahren, einen Knaben von frischem und gesundem Aussehen, vollwangig und von reizender Gesichtsbildung. Unter den zarten Wimpern glänzten ein Paar vielversprechende blaue Augen, die hell leuchteten wie ein lieblicher Strahl der Morgensonne. Um die weiße Schläfe begannen sich blonde Locken zu legen, und wenn der feine Knabe den Mund zum Lächeln öffnete, so zeigte sich eine blendend weiße Zahnreihe in dorischer Säulenordnung aufgestellt. Dieser Knabe ist, wie meine Zuhörer schon bemerkt haben werden, Niemand anders, als der Sohn der Gräfin — es war Gerold, der so berühmt gewordene Ritter des heiligen Kreuzes.

Die Gräfin hatte mit ihrem Kinde die dumpfen feuchten Hallen des Schlosses verlassen, um sich einige Zeit im Freien zu vergehen und sich der Schönheit der Werke Gottes in der Natur zu erfreuen. Sie wandelte leichten Schrittes und in sich versenkt durch die Gartenanlagen

bis zu der großen Eingangsthüre, welche in einen der Thürme führt, welche an der Südseite der Burg erbaut waren. Hier setzte sie sich mit Gerold nieder auf eine Steinbank, welche ein treuer Diener des Grafen errichtet hatte, und von welchem aus man eine reizende Fernsicht in die Umgebung genoß. Da konnte sie denn eine Thräne nicht zurückhalten, als sie die Pracht des Lenzes bewunderte und hinaus sah in die sonnenhelle wolkenlose Ferne, vom schönsten Frühlingswetter begünstiget, von der reichsten Farbenpracht verschönet und von dem üppigsten Glanze überstrahlt. „Wie schön hat doch Gott die Welt gemacht! Wie wunderbar hat er Alles geordnet!“ rief sie entzückt aus. Und als sie so in sich versunken, der andächtigsten Naturbetrachtung hingegeben war, erschreckte sie auf einmal eine seltsame Stimme. „Ave Maria, gratia plena!“ erscholl es in den Zweigen der Bäume. Es war ein freundlicher Gruß — aber die unbekannte Stimme? Es war keine Menschenstimme. Die Gräfin schaute erschrocken hin auf den Baum, indem sie den kleinen Sohn noch näher an die Brust rückte und ihn mit zärtlicher Muttertreue eng an sich anschloß. „Was mag das seyn!“ sprach sie zu sich selbst. Und ohne daß sie an Zauber und Verblendung glaubte, so rief sie doch unwillkührlich: „Welch' räthselhafter Zauber waltet hier!“ Allein so sehr sie sich auch anstrengte die wahre Ursache dieser Erscheinung zu erforschen, so blieb ihr doch die Ursache verborgen. Es läßt sich nicht läugnen, diese sonderbare Stimme aus dem Baume hatte einen gar verstörenden Eindruck auf die holde Gräfin hervorgebracht; sie schwankte zwischen Furcht und Gewißheit. Der seltsame Beter aber ließ sich durch die sichtbare Verwirrung der Gräfin nicht irre machen, sondern plauderte sein „Ave Maria, gratia plena“ mehr als ein halbdutzend Mal her, ohne daß die Gräfin mit der Erscheinung in's Klare kommen konnte.

Anna, so hieß nämlich die Gräfin, wollte wegeilen von dem Ort, der ihr so geheimnißvoll und räthselhaft vorkam, als Alexis hervortrat und, einen großen Hund hinter sich führend, schnell auf die Gräfin zulief und lächelnd ihre Hand ergriff. Da löste sich auch das Wunder: ein Staar flog freudig aus den reichen Blättern der Buche auf Alexis Schultern und koste diesen alten

ehrlichen Krieger. Alexis war ein Mann von riesigem dauerhaftem Wuchse mit sonnenverbranntem Gesichte, in dem ein langer grauer Bart üppig wucherte und Wangen und Kinn bedeckte. Er trug einen derben Knotenstock in den Händen und führte einen Hund von der Raçe der Hunde auf dem St. Bernhard — eine große hochgeschätzte Seltenheit in jener Zeit. Sein Gesicht hatte sich gebräunt, als er in dem heiligen Lande neben seinem Herrn, dem Gemahl der Gräfin Anna, der damals ein Ritter von zwanzig Jahren war und mit Kaiser Konrad in's heilige Land zur Befreiung des Kreuzes zog, ehrenvoll kämpfte, und Gefahr und Noth, Sieg und Freude mit ihm theilte. Er war mit seinem Herrn in's Vaterland zurückgekehrt und fand als treuer Held auf dem Schlosse Helfenstein sein gutes Unterkommen. Die Gräfin liebte ihn wie einen Bruder, und Alexis verdiente es auch. Einst mit einer herkulischen Stärke begabt, zu allen Zeiten ein Löwenherz, hatte er seinem lieben Herrn einigemal das Leben im heiligen Kriege gerettet, wofür der Herr die Dankbarkeit auch nie vergaß. Dabei war er geduldig, gutmüthig und freundlich, und so rein und treu wie geläutertes Gold. Aus seinen rauhen Gesichtszügen leuchtete eine unermüdliche Sorgfalt, eine edle Zuvorkommenheit, und für das Wohl der Gräfin legte er die größte Sorgfalt an den Tag. Er kannte seine Pflichten — er trachtete sie mit fast kleinlicher Pünktlichkeit zu erfüllen. Auf seinem Haupte stand längst kein Haar mehr, und um sich vor kalten Winden zu schützen, trug er eine dichte Pelzmütze mit rothgeflammter Einfassung. Dichte, noch sehr schwarze Brauen hingen über die schwarzen Augen, aus denen nicht selten kühne Blitze hervorschossen, wenn er eifrig über einen Gegenstand sprach. Um seine Lenden trug er einen ledernen Gürtel mit einer glänzenden Schnalle verziert. Dabei hatte sich der Greis, trotz aller Wechselfälle im Leben, eine beinahe stoische Ruhe bewahrt, konnte jede heftige Gemüthsbewegung alsobald bemeistern und unterdrücken, und verläugnete seine unverwüstliche unwandelbare Kaltblütigkeit nie; aber als ein Mann, der in gar mannigfachen Verhältnissen gelebt hatte, wußte er heiter zu scherzen, war sogar zuweilen komisch und spaßhaft — und behielt gleich darauf wieder seinen furchtbaren Ernst.

Denken wir uns zu dem Soldatenherz ein Mutterherz — und wir haben eine vollständige Zeichnung dieses vorzüglichen Charakters.

Wie schon erwähnt, war Alexis dem Grafen Burkhardt von Helfenstein unter dem deutschen Kaiser Konrad III. in's heilige Land gefolgt und blieb nach der Rückkehr aus dem Kreuzzuge beständig im Schlosse, wo er theils Aufseher über das Gesinde war, theils dem Grafen als Gesellschafter und Diener nützlich werden mußte. — Einige Jahre nach der Ankunft aus dem heiligen Kriege vermählte sich der tapfere Ritter Burkhardt mit der schönen Gräfin Anna. So glücklich auch die Ehe war und so sehr sich auch die Gatten liebten, so fehlte dem Glücke dennoch die Krone: sie hatten kein Kind — und das war für sie ein großes Leiden. Sie beteten täglich zu Gott um Erhörung ihrer Bitte, und der Graf verpflichtete sich zu reichen Gaben an Kirchen und milde Stiftungen, wenn ihm Gott einen Sohn schenke; aber ihr Gebet und ihre Bitten waren vergeblich. Burkhardt wollte gern sein Schwert noch einmal zur Ehre und Verherrlichung des Kreuzes ziehen, und Anna wollte den Sohn durch ein Gelübde zum Dienste des Kreuzes verbinden, wenn Gott ihrem Wunsche gnädig seyn wolle. Allein Gott entzieht den Seinen oft seine Gaben und Wohlthaten, um sie zu prüfen, ob sie ausharren in der Prüfung. Und so war es auch hier! — Anna fühlte endlich, daß sie Mutter ward und genas eines kräftigen gesunden Knaben, der nach ihrem Wunsche den Namen Gerold erhielt; denn so hieß ein Vetter, der im Kampfe zur Eroberung des heiligen Grabes wahre Heldenthaten verrichtet hatte, und sie meinte, der Knabe sollte ihm ähnlich werden.

Groß war die Freude der Eltern. Der Vater gelobte eine Wallfahrt in's heilige Land, und sobald Anna ihren mütterlichen Pflichten allein nachkommen konnte, verließ Ritter Burkhardt, als Pilger gekleidet, sein festes Schloß, schied mit thränenfeuchtem Auge von seinem treuen Weibe und wallfahrtete in's heilige Land, um auf dem Grabe des Heilandes Gott für diesen reichen Segen zu danken. Er meinte, sein Dank sey viel inniger, seine Andacht größer und sein Gebet eifriger auf der heiligen Stätte, wo der Heiland drei Tage im Grabe ruhte. Alexis

blieb zu Hause; er sollte bis zu seiner Ankunft seine Stelle vertreten, über seine Gemahlin wachen und sich ihrer annehmen in Bedrängnissen mit weisem Rath und kräftiger Hand. Alexis rechtfertigte das Vertrauen seines edlen Herrn. Allein dieser kam nicht ins heilige Land; als er auf der See war, wurde er mit seinen Gefährten von Piraten ergriffen, gewaltsam nach der kräftigsten Gegenwehr gefangen weggeführt und auf dem Sclavenmarkte zu Tunis an einen Heiden verkauft. — —

„Erschrecken Sie doch nicht, meine liebe gnädige Frau," rief Alexis, als er die Gräfin so blaß aufstehen und so rasch weggehen sah. „Ich bitte, bleiben Sie doch ruhig — es ist gewiß Nichts!" Denn Alexis mochte ahnen, daß sein Staar bereits seinen marianischen Gruß in Gegenwart der Gräfin gelallt habe, und daß dieser wahrscheinlich die Ursache ihres Schreckens sey.

„Ach der gute Alexis!" erwiederte Anna. „Er ist immer um mich bekümmert! Guter Alexis!" sagte Anna mit seufzenden Tone.

„Was gibt es denn?" versetzte Alexis, aus Besorgniß, es möchte seiner Gebieterin etwas Unangenehmes zugestoßen seyn, ganz weiß werdend und seine Schritte verdoppelnd, „sind Sie nur ruhig, es ist gewiß Nichts!"

„Bin ich doch erschrocken!" seufzte die Gräfin.

„Ach, Sie sind ja todtenblaß," fragte hastig der treue Diener, „was ist Ihnen denn zugestoßen, liebe Gebieterin? O eilen Sie, sprechen Sie! Kann ich etwa helfen?"

„O auf dem Baume — —" fing Anna mit bebender Stimme an.

„Wenn's nichts Anderes als das ist," unterbrach Alexis die Gräfin, „so hat es keine Noth! Sind Sie von meinem Staarchen erschreckt worden? Sehen Sie, das ist der treffliche Peter! den werden Sie wohl meinen?" Und in der sichern Hoffnung, die Ursache des Schreckens entdeckt zu haben, griff Alexis hastig auf seine Schulter und nahm den schwazhaften Vogel herab und zeigte ihn seiner Gebieterin, die wiederum nicht wußte, wie ihr geschah; denn immer noch glaubte sie an einen räthselhaften Spuck. Und sie schaute Alexis mit großen Augen an.

Alexis aber, der über diese auffallende Aengstlichkeit der Gräfin sehr nachdenkend wurde, fragte schnell noch

einmal: „Nun, was haben Sie denn? Hat der Staar Sie nicht erschreckt? Sehen Sie, dieser da kann auch unsere liebe Frau grüßen! Er spricht das Ave so gut als unser Burgcaplan!“ Und dabei schaute er fragend in die schönen Augen seiner liebenswürdigen Gebieterin, die sich wieder auf die steinerne Bank niederließ und Alexis sanft neben sich hinzog, ihn mit freundlichen Blicken messend und mit zutraulichem Lächeln und gnädiger Miene ansehend. Alexis verstand die Gräfin und nahm keinen Anstand, sich zur Seite der hohen Gönnerin zu setzen. Der kleine Gerold begann auf der grünenden Erde zu spielen.

Es entstand eine kurze Pause. Die gnädige Frau schwieg und Alexis wollte sie nicht unterbrechen. Alexis herzte unterdessen seinen Vogel, streichelte ihn, setzte ihn mit der heitersten Miene auf seine rauhe Hand, öffnete seinen gelben Schnabel und zog ihm die weichen Flügel auseinander. Da schien der Vogel lustig zu werden, und schnell entwischte er den Händen Alexis, sich hurtig auf den nächsten Baum schwingend. Munter sprang er auf den biegsamen schwankenden Zweigen umher und setzte sich der Gräfin gegenüber unter ein schattiges großes Baumblatt. Stolz blickte er durch das Grün der nervigen Blätter und schlug hastig die Flügel an den schlanken Leib, indem er seinen Gruß: „Ave Maria, gratia plena!“ zum großen Erstaunen der Gräfin wiederholte. Alexis lächelte und blickte seine Gebieterin mit schalkhaftem Auge an.

„Nun, was sagen Sie denn zu dem glücklich gelösten Spuk?“ unterbrach Alexis die Stille. „Hat er seine Lection nicht gut los?“

„Ja, ja!“ erwiederte rasch die Gräfin, und blickte dabei ihren Diener gar huldvoll und gnädig an, „er kann sprechen, daß es eine Freude ist. Wo hat's der leidige Geselle doch nur gelernt?“

„Ich bin sein Lehrmeister, wenn's mir Eure Gnaden erlauben, die Sache einzugestehen,“ antwortete Alexis verlegen.

„Du?“ fragte Anna erstaunt.

„Ja, ich — ich habe den Staaren abgerichtet?“ Und Alexis griff mechanisch nach seiner abgeschabten Mütze, als wollte er seinen Kahlkopf lüften; denn das

viele Complimentmachen war er nicht gewohnt — es sagte seiner derben treuherzigen Natur nicht zu. —

„Und was wolltest du damit bezwecken, mein guter Alexis?“ sprach die Gräfin, indem sie sich gegen den Diener umwendete.

„Was ich damit bezwecken wollte?“ hub der alte Alexis an, „nun ich wollte — ich — ich wollte meiner gnädigen Herrin ein Vergnügen machen, weiter Nichts. Das ist Alles!“ —

„Alles? du wolltest mir ein Vergnügen machen?“ fragte Anna erstaunt. „Wie viel thust du mir doch zu lieb! guter Alexis — — — aber ich will es dir gedenken!“

„Nicht doch,“ versetzte der Alte, „ich habe meinen Lohn schon längst von dem gnädigen Herrn erhalten. Ich bin Ihnen noch gar Vieles schuldig, woran Sie, meine huldvolle Gönnerin, gar nicht einmal denken. Was haben Sie doch mir Alles in meiner letzten Krankheit —“

„Ich bitte dich, davon zu schweigen. Es war ja auch nur meine Pflicht,“ unterbrach die Gräfin in barschem Tone den Alten.

Und Alexis schwieg; denn er wußte zu gut, daß bei der Gräfin ein eitles Lob am unrechten Platze sey, so gern er auch den Gefühlen der Dankbarkeit, von denen sein treues biederes Herz erfüllt war, Luft gemacht hätte; wider Willen mußte er also dem Strom seiner Reden Einhalt thun.

„Nun, warum sprichst du denn nicht mehr, Alexis?“ hub Anna nach einer kurzen Unterbrechung an. „Du wolltest mir also ein Vergnügen machen? Warum denn das, mein Lieber?“

„O ich sehe es Ihnen oft an, meine theure Gräfin,“ sprach Alexis mit beklommener zitternder Stimme, „daß Sie traurig und niedergeschlagen sind. Schon oft sah ich Sie eine stille Thräne zerdrücken, die über Ihre Wangen rollen wollte. Schon oft sah ich Ihr edles Herz in Zähren zerfließen, wenn Sie Ihr fröhliches Kind an Ihre liebend heiße Brust drückten — das Kind, das einst der Stolz seines Vaters und die Zierde seiner Mutter werden soll, und der Liebling Aller, die es als Mann und Ritter kennen lernen werden. Schon oft sah ich Ihr Auge in Thränen schwimmen, wenn wir

in traulichen Stunden von Ihrem Gemahl sprachen — von Ihrem Gemahl, der nun bereits zwei Jahre von Ihnen geschieden ist, ohne daß Sie weitere Nachrichten von ihm erhalten hätten, als daß er zu Venedig ein Schiff bestiegen habe, das ihn nach Constantinopel bringen sollte. Glauben Sie mir, meine edle Gebieterin, Ihr Schmerz thut mir weh; ich leide mit Ihnen, weil ich Sie liebe und verehre. Ich kann mir die Sehnsucht vorstellen, die Sie zu Ihrem theuren Gatten hinzieht — die Sehnsucht, mit welcher Sie unbekannte Länder und fremde Meere durchwandern mit dem kühnen Flug der Gedanken, um Ihren Herrn zu finden, zu sehen, zu umarmen und zu kosen — jenen Herrn, der ein so edles Bild aller ritterlichen Tugenden ist. Ich kenne den Schmerz, der sie befallen muß, wenn Sie bedenken, daß er vielleicht nicht mehr kommen und Sie grüßen wird, daß er in hartem Sclavendienst sein Leben beschließen muß, sein theures Leben, das er sich im Kampfe mit den Ungläubigen so ruhmvoll zu erhalten wußte. Ach, wie peinlich sind solche Vermuthungen für eine zärtliche treue Gattin! — — O ich bitte, gewiß thun Sie mir unrecht, wenn Sie etwa glauben, ich wollte solche traurige Bilder vor Ihrer Seele entwerfen, um Sie zu quälen, oder Ihnen wehe zu thun! Ich kann Ihren Schmerz würdigen. Ich weiß, wie viele Thränen es kostet, ein Gut zu vermissen, an dem die ganze Seele hängt, in dem die ganze Seele aufgeht. Aber ich bitte Sie, gnädige Gräfin, werden Sie doch nicht traurig! O werden Sie nicht niedergeschlagen! Es thut mir in der Seele wehe!" — —

Alexis schwieg; — als Menschenkenner begriff er zu sehr, daß seine Worte einen tiefen Eindruck auf die Gräfin hervorgebracht haben mögen. Er ließ sich zu sehr von seinem Eifer hinreißen. Nach einer kurzen Pause wendete er sich gegen seine Gebieterin und sagte theilnehmend: „Ich bin fast zu eifrig geworden. Aber ich bitte Sie, edle Gräfin, um Vergebung, wenn ich Sie traurig gemacht haben sollte. Vergessen Sie den Schmerz; Ihr Gemahl ist nicht verloren — er wird einst wieder kommen!"

„Glaubst du?" unterbrach ihn die Gräfin.

„Ja, er wird wieder kommen, vielleicht bald, vielleicht in diesen Tagen — wer weiß es?" fuhr Alexis fort. „Ich zweifle gar nicht an seiner Rückkehr aus dem hei-

ligen Lande, obgleich er schon vor zwei Jahren von uns abgereist ist und wir ohne Nachrichten geblieben sind. Kann er nicht unterwegs — —"

„Ach, gewiß wird mein Gemahl kommen!" sagte die Gräfin, den Alten in sanftem Tone unterbrechend.

„Sie glauben doch, verehrte Gräfin!" sprach der treue Diener weiter, „daß Ihnen Niemanden auf der Welt bessere Rathschläge geben kann, als ihr Gemahl!"

„Ja wohl, Alexis!" antwortete die Gräfin.

„Nun wohl! Was hat er Ihnen vor seiner Abreise gesagt — etwa Sie sollten recht traurig seyn, oft mit Thränen an ihn denken?" sprach Alexis in gedehntem Tone. „Nein doch! er hat gesagt, Sie sollten in Geduld die Stunde seiner Ankunft abwarten, nicht traurig werden, wenn er auch lange Zeit ausbliebe; denn nach dem unglücklichen und erfolglosen Ausgange des zweiten Kreuzzuges sey eine Wallfahrt mit vielen Gefahren verbunden. Indessen kennt er ja die Wege. Er ermahnte Sie, mit Freuden seiner eingedenk zu seyn und mit wahrer Muttertreue seines Sohnes zu pflegen, den ihm Gott geschenkt. Nicht wahr?"

„Gewiß!" versetzte Anna kurz; und mit diesem Worte nahm sie mit einer unwillkührlichen Bewegung voll Anmuth den alten Freund bei der Hand, richtete ihr Auge gegen den Himmel und sprach mit Feuer, indem sie eine wunderschöne in Gold gefaßte Medaille mit dem Bildnisse der Mutter des Heilandes aus dem Busen zog und das Bildniß herzlich küßte: „Siehe mein lieber Alexis! Das ist mein Talisman, unter den ich mich flüchte. Das ist mein Schutzengel — Maria, die erhabene Königin des Himmels. Unter dem Schutze ihres Sohnes steht auch mein Sohn. Unter ihrem Schirm findet man auch mein Kind. Ach, es ist ja nie erhört worden, daß Einer, der vertrauensvoll zu ihr und ihrem Sohne flehte, unerhört von dannen ging. Unter ihren Schutz müssen wir fliehen; dann sind wir gut aufgehoben. Sie ist die Zuflucht der Sünder. Diese Medaille schenkte mir der Graf vor seiner Abreise mit der Bitte, mich und das Kind unter die gnadenreiche Obhut Maria's zu stellen."

„O der fromme Graf!" rief freudig Alexis aus.

„Und hat uns seit jener Zeit Etwas gefehlt? Hatten

wir Etwas zu leiden? Waren wir nicht in der tiefsten Sehnsucht glücklich? Vergaß ich nicht beim Anblicke meines Sohnes den Schmerz der Trennung von meinem Gemahl? Und blüht mein Kind nicht einer Rose gleich empor? Ist der Knabe nicht gesund, frisch, wohlauf? — Könnte es uns denn besser gehen? Sieh doch, lieber Alexis, das muntere Kind an!" sprach die Gräfin bewegt und deutete auf den spielenden Knaben.

„Sie haben recht, theure Gräfin!" versetzte Alexis. „Wer zum Sohne durch die Mutter betet; wer vertrauensvoll zu ihr fleht um Erhörung beim Sohne: ist er nicht erhört worden? Groß ist die Macht der Fürbitte der göttlichen Mutter. Maria ist deßhalb auch in allen christlichen Zeiten und Jahrhunderten ein Gegenstand hoher Verehrung gewesen. Nennt man sie denn umsonst die Zuflucht der Sünder? — — — Und sehen Sie: weil ich wußte, daß Sie eine so warme Verehrerin der Mutter Jesu sind, so habe ich jenen Vogel abgerichtet, daß er beständig den englischen Gruß wiederhole. O sind Sie so gütig, ihn von mir als ein kleines Geschenk anzunehmen!"

„Guter Alexis!" sprach Anna gerührt, „wie sollte ich Dir diese Bitte abschlagen? Es soll mir dein Geschenk stets theuer seyn."

Und während die Gräfin diese Worte sprach, flog der Vogel herab auf die Schultern des Knaben, dem dieser Besuch sonderbar vorkommen mußte, und schrie aus vollem Halse: „Ave Maria, gratia plena!" Alexis ergriff ihn und überreichte ihn der Mutter, welche ihr Kind wieder auf den Arm genommen hatte, ihm den seltsamen Beter zeigte und das Thierchen mit den weichen Händen sanft streichelte. Gerold schien an dem Vogel Freude zu haben; denn hastig streckte er seine Fingerchen nach ihm aus und suchte mit ihm zu spielen, indem er freudig zu lallen begann. Die Mutter ließ es gerne geschehen. Es entstand wiederum ein kurzes Stillschweigen, während welchem der muntere Vogel sein Kunststückchen machte; er war gar sorgsam abgerichtet worden. Endlich fing Alexis an:

„Wie wird sich der Graf freuen, wenn er zurückkommt, und sein Kind so munter, gesund und rüstig findet! O der Knabe ist sein Augapfel! Er liebt ihn, wie sein Leben!"

„O möchte uns Gott die Gnade verleihen,“ schaltete Gräfin Anna ein, „daß ich und mein Gemahl die Schwächen und Fehler unseres lieben Kindes beachten und abstellen! Wie oft macht eine allzu zärtliche Liebe die Eltern blind, daß sie die Fehler und sittlichen Gebrechen ihrer Kinder nicht bemerken und die heilige Pflicht der Elternliebe in's Gegentheil verkehren! Zur guten Erziehung braucht man Gottes Segen; die Eltern bedürfen des Gebetes. Ohne Gebet gedeiht die Erziehung nicht. Wir müssen unsern Knaben auch dem Schutz Gottes übergeben. Was nützt es denn, wenn wir Alles an ihm thun, wenn Gott aber seinen Segen nicht zum frommen Werke gibt?“ — — —

Und die Gräfin wischte sich die Augen. Wie oft war eine Thräne heiliger Liebe auf ihr Kind gefallen! Auch die Erziehung muß in einer Hinsicht die Thränentaufe erhalten. Es gibt auch hier Augenblicke, in welchen die Liebe nur durch Thränen sprechen kann. Es gibt auch hier Momente, in welchen das Herz vergeblich nach Worten ringt. Was wird doch aus diesem Kinde werden? So sagt oft eine fromme Mutter zu sich selbst, wenn sie ihren blonden Liebling an dem treuen Busen wiegt — und das Herz möchte ihr zerspringen vor Freude und Schmerz; das Muttergefühl verlangt Thränen. O würde manches verdorbene Kind an die Thränen seiner Mutter denken, wie sehr würde es vom Laster zurückschrecken! Allein harte Herzen kennen nicht die Wirkung der Thränen — namentlich nicht den Einfluß der heißen Mutterthräne. Wer kann denn auf der Erde am meisten lieben, wenn es nicht eine fromme christliche Mutter ist? Es gibt auf der Erde keine vollkommenere Liebe, als die Liebe der christlichen Mutter zu ihrem Kinde. Der Vater kann das Kind verfluchen; eine christliche Mutter kann nur vergeben und segnen; sie hat für das verlorene und verdorbene Kind nur Thränen und ein stilles Gebet. Ein betendes Kind und eine fromme Mutter — es ist die schönste irdische Erscheinung. — — —

Die Gräfin erhob sich von der steinernen Bank und Alexis that es auch; sein treuer Hund schloß sich an ihn an und folgte, als sich Alexis entfernte, in's Schloß mit langsamen und bedächtigen Schritten. Anna ging aber

an die Ostseite der Anlagen, wo nicht weit vom Eingang in einen Wachtthurm eine Kapelle stand, mit dem Bildniß unserer „lieben Frau" geschmückt. Sie schritt mit ihrem Kinde in die geweihten Hallen. Alles war düster rings herum; nur durch ein einziges Fenster fiel das Licht des prächtigen Tages in die Kapelle auf das Madonnenbild; die bemalten Fensterscheiben warfen einen hellen Schein umher und der hellste Glanz ergoß sich auf dem Gnadenbilde, vor dem die Gräfin in andächtiger Gluth sich niederließ. Mit einer unaussprechlichen Anmuth, mit dem reinsten Zauber englischer Milde umflossen, halb knieend, halb liegend, war sie vor dem niedlichen Altar hingegossen — eine erhabene Stellung, ein lieblicher Anblick! Es läßt sich nichts Lieblicheres denken, als die Gräfin mit ihrem Kinde vor dem Gnadenbilde — eine wunderschöne Gruppe!

Voll heißer Gluth der Andacht opferte die Gräfin ihren Sohn der Jungfrau auf, daß sie bitte für ihn bei ihrem Sohne, auf daß er einst seinen Lebenszweck nicht verfehle — ein Mann werde ohne Furcht und Tadel, ein tapferer Ritter, ein frommer Christ, ein Freund der Armen und ein Spiegel der Tugend. — Anna fühlte wohl, daß die Erziehung ohne Gebet nicht gedeihen kann. Eine Erziehung ohne Gebet ist ein Frühling ohne Blumen und Sonnenschein. Das Gebet ist das Athemholen der Seele. Wie ein Frühling ohne Blumen und Sonnenschein nicht denkbar ist, so ist auch eine christliche Erziehung ohne Gebet nicht denkbar, nicht möglich. Täglich betet eine fromme Mutter mit ihrem Kinde; täglich betet die Mutter für ihr Kind; das Gebet des Kindes geht Hand in Hand mit dem Gebet der Mutter. Schon von früher Jugend an pflanzte Anna dem kleinen Gerold die Liebe zum Gebet ein; denn sie wußte nur zu gut, daß derjenige schwer die Innigkeit und Herzlichkeit des Gebetes erfaßt, der in seiner Jugend nicht zum fleißigen Gespräche mit Gott angehalten wurde. Anna, als eine treue liebende Mutter, ging ihrem Sohne mit einem guten Beispiele voran. Durch Uebung und Gewöhnung sollte er sich in die Ausübung des Gebetes einleben. Das kindliche Herz ist sehr frühe für die Eindrücke des herzlichen Gebetes geöffnet. Wenn man mit der Pflege des Gebetes warten wollte bis sich

ein Bedürfniß für die Uebung des Gebetes oder für die Einführung des Kindes in das Gebet zeigt, wie sehr wird man fehlen! Von frühester Jugend an muß die Liebe des Kindes zum Gebet gepflegt und entwickelt werden. — — Viele Eltern verstehen das freilich nicht; sie sind in der Ausübung der Andacht wahre Heiden: sie plappern und plappern wieder; wo ist aber die Herzlichkeit, Innigkeit und Andacht des Gebetes? Werden ihre Kinder recht beten lernen?

Die Gräfin stand auf; ihr Angesicht hatte den Glanz der Verklärung angenommen, ihre Gesichtszüge leuchteten im sanften Strahl der Sonne; mit reizender andächtiger Miene blickte sie nieder auf ihr Kind, und mit einem tiefen Seufzer verließ sie das Gnadenbild in der feuchten düstern Kapelle. — Der treue Alexis hatte indessen den Staaren in ein Zimmer der Gräfin gebracht, und als diese unvermuthet eintrat, schallte es ihr freudig entgegen: „Ave Maria, gratia plena!“

Drittes Capitel.

Die sterbende Wittwe und ihr Kind.

„Der Mutter Aug', der Mutter Herz,
Es ist des Hauses höchstes Glück —
Und beides brach im Tod.“

Eines Morgens saß Gerold an der großen Pforte des Schlosses, welches weithin glänzte und schimmerte mit seinen hohen Thürmen im alterthümlichen Style durch die weite Umgegend, und ehrfurchtgebietend sich erhob in die wandernden, vom kühlen Morgenwind getriebenen Wolken. Ein blendender Schein ging aus von den Spitzen, welche sich in der Form eines Kreuzes kühn in blauer Luft aufrichteten. Wer unten am Fuße der Burg vorbeiging, betrachtete die mächtigen Thürme, die jedem Widerstande zu trotzen schienen; man bewunderte das Riesenmäßige, welches alle Theile des alten ehrwürdigen Gebäudes auszeichnete. Das Felsenschloß war eine Zierde des Landes — ein kostbarerer Schmuck

aber waren die Bewohner, welche in diesen friedlichen Räumen in frommer Sitteneinfalt trotz des adeligen Standes und der hohen Geburt lebten und sich in Gott erfreuten.

Zur Seite des rüstigen Knaben, der das achte Jahr zurückgelegt hatte, saß der treue Diener Alexis auf einer der Eingangstreppen, mit der Ausbesserung einiger verrosteten Schwerter und mit der Reinigung vieler alter Lanzen beschäftigt. Er blickte von Zeit zu Zeit auf den spielenden Knaben und wachte sorgfältig, daß ihm nichts Uebels widerfuhr. Dem Alten liefen die hellen Schweißtropfen von der braunen Stirne und tröpfelten hin und wieder auf die Hand über den grauen Schnurrbart herab, und der Greis war so sehr in sein Geschäft vertieft, daß er den Fluß des heißen Schweißes nicht beachtete; er hatte ja im Kampfe mit den Muhamedanern im heiligen Land weit mehr und heftiger geschwitzt — was sollte es ihn jetzt kümmern und verdrießen? Er fegte daher auch aus Leibeskräften auf dem harten Stahl, und nur die Sorge für Gerold nahm seine getheilte Aufmerksamkeit in Anspruch und machte, daß sein scharfes Auge von der verrosteten Klinge abgleitete. Mechanisch pfiff er ein altes Lied, welches seine Gefährten im heiligen Kriege öfters zum nicht geringen Aerger der Heidensöhne gesungen hatten; dann schaltete er wieder ein frommes Volkslied ein, das er in seiner ersten Jugend singen gelernt hatte. Denn redliche und offene Seelen haben Lust und Freude am Gesang und Saitenspiel. Alexis spielte zwar lieber mit dem Schwerte als auf den Saiten — er verstand's auch besser.

In der Mitte des Hofes lag der große Hund, welcher den Herrn und den Diener in's heilige Land begleitet hatte und der nie von ihrer Seite wich, so heiß auch der Kampf tobte und so barsch auch die Schwerter klangen; er traf seinen Feind so gut als der geübteste Ritter. Feurig sprang er auf den Gegner los und suchte ihn bis zum Tode zu verwunden. Heute lag er da und rührte sich nicht, den schweren Kopf zwischen die robusten Vorderbeine legend; er schnarchte ordentlich und schien sich in Träumen zu gefallen. Alexis rief ihm, und schnell erhob er sich von der Erde, die langen Haare

gewaltig schüttelnd, und lief auf den Diener zu, den er seinerseits mit dem gähnenden, langgestreckten, weitgeöffneten Rachen begrüßte, in dem das scharfe Gebiß stack. Er setzte sich auf Befehl des Herrn neben den kleinen Gerold und hütete diesen muntern Jungen so sorgsam, daß er kaum einen Blick von ihm abgehen ließ — nur hie und da blinzelte er mit den Augen auf den Alten hinüber: es war der treueste Hund von der Welt.

Oben im Erker stand Anna, die Gräfin, und freute sich des Knaben, der sich im Glanze der hellen Morgensonne ergötzte und kühne Sprünge versuchte, bunte Steine zusammenlas und sie dann zählte, Häuschen baute und sie wieder niederriß. Lächelnd schaute sie dem muntern Spiele zu, und musterte dann wieder die ernsten Züge des alten Alexis und die Wachsamkeit des Hundes. Doch galt ihre Aufmerksamkeit mehr dem kleinen Gerold; es war ja heute sein Geburtstag; und was fühlt eine fromme Mutter Alles an dem Namens- und Geburtsfeste ihres Kindes! Da stellt sie an sich ernstlich die Frage: Was wird doch aus diesem Kinde werden! Wohl dem Kinde, wenn die Hand des Herrn in der liebenden Mutter sichtbar über ihm wacht und sorgt! An dem Geburtstage stellt sich die gute Mutter vor, ob sie allen ihren mütterlichen Pflichten treu nachgekommen sey und wie viel sie noch zu thun habe, um ihr Amt vollständig und ohne Tadel verwalten zu können. An dem Geburtstage eines Kindes faßt eine christliche Mutter, von heiliger Liebe zu Gott und ihrem Kinde entflammt, den neuen Entschluß, über das Kind zu wachen, zu sorgen — es für den Himmel zu erziehen, daß es sich einst erfreue und erquicke im seligen Heimathland der Ewigkeit. Welch' ernste Vorsätze faßt da die Mutter und führt sich dieselben zu Gemüthe! Welch' ein inniges Gebet steigt da empor zum Wolkenthrone des Ewigen aus dem erfreuten Herzen! Wer mag sie schildern die zarten und treuherzigen Gefühle, die schmerzhaften Befürchtungen für das Wohl des Kindes in der Zukunft, welche die Brust einer christlichen Mutter am Geburtstage ihres Kindes durchströmen, welche alle ihre Gedanken erfüllen und all' ihre Willenskraft in Anspruch nehmen? — — —

Auch die Gräfin Anna hegte in ihrem Gemüthe ähnliche Gefühle; ihre Sinne waren von den gleichen Gedanken beherrscht, und sie fragte sich wie bei der Geburt ihres Kindes, als sie den unschuldigen Säugling an das mütterliche Herz drückte, auch heute wieder: „Was wird doch aus diesem Kinde werden?“ Und in der Erinnerung an die vielen Gefahren, welche Gerold durch seine reifere Jugendzeit, entfernt aus dem väterlichen Hause, hinausgeworfen in den Strudel der Welt und hineingerissen in das brausende Wellenbad des Erdenlebens, droheten: konnte sie einen stillen Seufzer nicht unterdrücken, und eine Thräne schwamm in ihrem schönen Auge, welche auf ihre zitternde Hand herabfiel und in der Glühhitze der Sonne schnell verdünstete. Wie kann der Elternherz so innig lieben! Sie stellte sich die ganze große Verantwortlichkeit vor, welche aus der Vernachlässigung der Erziehung einer sorglosen und unachtsamen Mutter erwächst — einer Mutter, welche vielleicht ihrem Kinde mannichfaches Aergerniß gegeben und es zur Sünde verführt hat. Wehe einer solchen verdorbenen Mutter! Die Gräfin überdachte und erwog in ihrem guten Herzen, welchen Segen sie in der Menschheit stifte durch die gute Erziehung ihres Kindes, und welches Unheil sie anrichten würde, würde ihr Sohn verdorben und bös aufleben zum Manne. Es strömte ihr das Blut heiß durch die Adern, wenn sie ihres Gelübdes sich erinnerte: ihr Sohn sollte ein tapferer Ritter des Kreuzes werden; er sollte hinwallen in das Land der Ungläubigen und sollte dort zur Ehre des Einen Gottes das blanke Schwert aus der Scheide ziehen, damit dargethan würde, wie groß der Muth des Kämpfers ist, wenn er auf Gott vertraut, und daß es ohne Gott und Gottvertrauen auch keinen bleibenden Sieg gibt. Anna führte sich an dem heutigen Tage die ganze Wichtigkeit des Mutteramtes zu Gemüthe, und war tiefbewegt bei dem Gedanken, daß einst ihr Sohn sich der Sache des heiligen Landes annehmen werde: daß er kämpfen und siegen werde unter dem Panier des heiligen Kreuzes. Sie sah den Sohn im Geiste sich umgürten mit dem Schwerte und hinfliegen voll gerechten Eifers zu seinen Dienstmannen, von Muth und Tapferkeit hoch erglühend und von Edelsinn und Treue, von Milde und

Liebe zu seiner sieggewohnten Schaar begeistert. Wie wohl ward es ihr bei diesem zauberischen Gedanken! Was fühlte sie nicht Alles bei dem Gedanken an die freudige und glückliche Zukunft ihres Sohnes? Sie sah ihn im Kampfe wie einen Löwen wüthen und wie einen Riesen fechten; dann erblickte sie ihn, niedergekniet zur blutrothen Erde, wie er die Wunden seiner Gefährten verbindet und im ehrenvollen Dienste der christlichen Milde und Liebe thätig ist; die ganze Zukunft ihres Sohnes zog in raschen und grellen Umrissen an ihr vorüber. Wie freudig schlug ihr Herz! —

Vom Sohne wandte die Mutter ihre Gedanken weg zum treugeliebten Gatten; und welch' edler Schmerz durchzuckte ihre Brust! Ach, er war noch nicht zurückgekehrt in die friedlichen Räume des Schlosses! Noch war sie ohne Nachricht, ohne bestimmte Mittheilungen über sein Loos; nur ein Mönch, der aus dem heiligen Lande zurück kam, wollte ihn noch in Constantinopel gesehen haben. Wird er heimkehren in die Burg seiner Ahnen? Wo weilt er denn so lange? Und tausend Vermuthungen nahmen ihre Gedanken in Anspruch; aber sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihr Gemahl entweder auf dem unsichern Meere durch Stürme möchte zu Grunde gegangen seyn, oder daß er in die Hände herumschweifender Türken und Räuber gefallen seyn möchte, die ihren edlen Herrn als Sclaven verkauft hätten. So qualvoll auch diese Muthmaßung für sie war — nimmer konnte sie diesen Gedanken aus ihrer Seele verdrängen, nie gelang es ihr, dieses düstere Gemälde aus ihrer Einbildung zu löschen. — Und eine Thräne, geweiht dem Andenken an ihren treugeliebten Gemahl, rann über ihre Wangen.

In dem nämlichen Augenblicke schaute der alte Diener hinauf zum Erker, und in welch' trübe Stimmung ward er versetzt, als er seine huldvolle Gebieterin weinen sah! Er litt ja mit ihr — er wußte, wem die Thräne galt; er kannte die Ursache des stillen Grames und er war vertraut mit den Regungen, mit welchen Anna ihres Gatten gedachte. Es that ihm wehe, und noch mehr quälte ihn der Schmerz als er die Unmöglichkeit begriff, daß der geliebten Frau durch ihn nicht geholfen werden könne — wie gerne hätte er es gethan!

Während der alte Alexis mit solchen Gefühlen rang

und vergebens auf Mittel zur Rettung des Grafen sann, während er mechanisch auf dem harten Stahl hinfuhr und nicht wußte, ob er den Rücken oder die Schneide berührte, trat Anna aus dem Schlosse. Sie trug ein schwarzes Trauerkleid, das sich wohl anlegte um die feingebauten Hüften. Um ihre Lenden schlang sich ein Gürtel mit Gold und edeln Steinen reich verziert. Ihre feinen Haare waren zierlich geordnet und fielen in kühner freier Form über den schlanken weißen Nacken. In der Hand trug sie ein weißes Körbchen; darin waren allerlei Eßwaaren, wie man sie schwerleidenden Kranken zu geben pflegt. Wie hätte sie den Geburtstag ihres Sohnes besser feiern können als durch ein Werk der Barmherzigkeit! Und ihr Sohn sollte Zeuge seyn von der Ausübung der edlen That; er sollte den himmlischen Zauber empfinden, der in der Bethätigung der christlichen Liebe liegt; er sollte es an sich selbst erfahren, welch ein Triumph es ist für ein stilles frommes Gemüth, sich der verlassenen Noth anzunehmen. Auch mochte Anna wohl die hohe Bedeutung erkennen, welche in der Ausübung der christlichen Liebe für ein harmloses Kinderherz liegt. Sie mochte erkennen, wie n o t h w e n d i g es sey, den Kindern überall mit gutem Beispiele voranzugehen. Worte bewegen nur, Beispiele aber ziehen nach. Kinder dürfen und sollen die Zeugen der stillen Wohlthätigkeit seyn. Edle Handlungen bringen stets einen tiefen Eindruck hervor auf ein offenes harmloses Herz, und sie sind von den besten Wirkungen auf ein unverdorbenes kindliches Gemüth. — — —

Die Gräfin nahm daher ihren spielenden Sohn bei der Hand und führte ihn zu dem treuen Alexis. Heute war ja der Geburtstag ihres Sohnes. Wie hätte die liebende Mutter diesen feierlichen Tag besser begehen können als durch eine edle Handlung, von deren Edelmuth ihr Sohn Zeuge seyn sollte! Wie hätte sie das Andenken an ihren Gemahl besser krönen können als durch einen Act der christlichen Milde! —

„Alexis" begann die Gräfin, nachdem sie mit ihrem Sohne bei dem alten vielgeprüften Diener angekommen war, „halte gute Wache, bis ich wieder ankomme. Ich gehe aus — bis gegen Mittag werde ich wieder da seyn!"

„Und Gerold?" fragte Alexis.

„Er soll mich begleiten“! antwortete die Gräfin.

„Aber, glauben Sie den Knaben nicht zu sehr zu ermüden?“ versetzte der besorgte Diener auf die Antwort der Gräfin. „Sehen Sie, er hat ja bereits schon zwei Stunden in der Morgensonne gespielt und hat sich so hurtig herumgetummelt, daß ihm ein weiter Gang sehr hart werden wird. Bedenken Sie — —“

„Hier ist Nichts zu bedenken, lieber Alexis!“ meinte die Gräfin. „Der Knabe soll mich begleiten. Ich will es haben. Er kann ein andermal ausruhen. Für diesen Morgen bedarf ich seiner; er wird gesund heimkommen. So ein Knabe soll nicht verzärtelt werden. Er muß in seiner Jugend viel ausstehen und ertragen lernen, auf daß er ein tüchtiger Mann wird. Wer sich nicht in der Jugend an Entbehrungen gewöhnt, nicht seinen Körper beherrschen lernt, der bleibt ein Feigling, ein Mann ohne Thatkraft und ohne Energie! Und das soll mein Gerold nicht werden!“

„Wohl, aber —“ wollte Alexis erwiedern.

„Eine Fußpartie auf sein Spiel wird ihm daher nicht schaden,“ sprach Anna, ohne sich um Alexis zu kümmern und auf seinen Einwurf zu achten, „und wir werden langsam gehen und bis Mittag zu Hause seyn. Es ist heute der Geburtstag meines Sohnes, und diesen will ich ihm auf eine eigene Weise feierlich und unvergeßlich machen. Gott befohlen, lieber Alexis! Halte treue Wache bis zu meiner Zurückkunft!“

Und die Gräfin entfernte sich. Sie ergriff die Hand ihres Kindes und so ging es den Fußpfad hinab, der auf die Ebene am Schloßberge führte. Unter allerlei Gesprächen kamen Mutter und Sohn am Fuße des Berges an.

Unten am Fuße des Berges, auf dem die Burg Helfenstein erbaut war, dehnte sich ein Dörflein aus im stillen blumenreichen Wiesengrund. Es lag bescheiden da in dem bunten Gemisch von allerlei Farben. Zahlreiche Obstanlagen verschönerten die Umgebung; einzelne Häuser waren von Spalierbäumen sinnig auf ächt ländliche Weise geziert, und schattenreiche Linden, die in dem Dörflein stunden und eben jetzt den ganzen Reichthum ihrer Blüthenfülle entfalteten, gaben demselben ein reizendes Aussehen und verbreiteten die herrlichsten Gerüche ringsum. Auf den Zweigen der Obstbäume er-

klang der helle Schlag der Finken, und in den grünen Gesträuchen sangen muntere Schwarzplättchen und Drosseln; auch das melancholisch angenehme Lied der Amsel ertönte aus dem nahen Buchenhain, von dunkelgrünen Tannen vermischt, die ihr schlankes Haupt kühn erhoben über die vielastigen saftigen Nachbarn. In der Ferne flötete ein munterer Hirte, und das heitere Geblöke seiner Heerde contrastirte angenehm mit dem Frühgesange einer fröhlichen Dirne, deren Lied sich vom Waldesrande her in hellen Weisen und lustigen Strophen vernehmen ließ. Die Felder standen im schönsten Flor und lagerten sich an den Bergen und in der Ebene. Geschäftige Landleute tummelten sich auf denselben herum, arbeiteten, daß der heiße Schweiß von der kahlen Stirne rann, und sie trieben sich so munter auf den harten Schollen herum, wie das junge Lamm auf dem grünbemoosten Anger, wenn in ihm erwacht ist des Lebens Lust und Wonne. Ein kleines Bächlein rieselte durch das Dörflein, in welchem muntere Fischlein spielten und sich des hellen Sonnenglanzes freuten. In der Mitte des Dörfleins stand dazumal ein kleines Kirchlein, und der Thurm ragte kaum über die Giebel der Nachbarhäuser empor. Das Glöcklein erscholl: es schlug die Stunde; ein heller Klang verbreitete sich im Thale und mischte sich in die Wonne der ländlich einfachen Natur. Jung und Alt — Alles war vom Freudentaumel erfüllt. Alles war Leben und Freude; die Kinder auf der Gasse hüpften hoch empor und spielten Fangball; die Mütter standen im Garten und pflanzten Gemüse; auf dem Felde knallten die Peitschen; auf den Bäumen ertönten niedliche Concerte, und auf den Auen und Fluren grünten und blühten frische Blumen. Das ganze Dorf schien verklärt im Strahl und Glanz der Sonne, welche der junge Tag brachte. Harmlos waren die Bewohner. Warum hätten sie denn trauern sollen? Nur in einem einzigen Hause war harte Trübsal eingekehrt, und die traurigen Schatten des Todes, die düstern Bilder eines tiefen Leidens, hielten den erquickenden Odem der Freude entfernt von dem Orte des langen stillen Schmerzes.

Am Eingange in das Dorf lag eine alte halbzerfallene Hütte — ein lebendiges Bild von dem traurigen Zerfall alles Irdischen. Das Häuschen war ein-

stöckig und war dem gänzlichen Einsturze nahe. Die runden Fensterscheiben waren meistens zerbrochen, und um dem Winde nur einigermaßen den ungebetenen Zutritt zu verwehren, waren die Oeffnungen mit alter bemalter Leinwand vermacht — ein Umstand, der das Eindringen des warmen wohlthätigen Sonnenlichtes nicht möglich machte und die Düsterheit und Feuchtigkeit nicht beseitigen ließ. Es erzeugten sich von selbst in dem unheimlichen Gemache ungesunde Dünste, die der Gesundheit im höchsten Grade nachtheilig werden mußten. Das Stroh, mit welchem das Dach bedeckt war, war beinahe verfault und trieb große Pilze und weite Lagen von Moos. Die Sparren selbst waren morsch und schienen die Last nicht mehr zu tragen, die auf ihnen ruhte. Wenn starke Regengüsse fielen, so lief das Wasser oft im ganzen Hause herum und tröpfelte herab in die finstere naßkalte Wohnstube — oft sogar auf das Bett der Kranken, welche auf einem dürftigen Lager von Moos und Laub ihr ärmliches Daseyn fristete. Der Boden des Zimmers war durchlöchert, und obgleich der Knabe der Leidenden fleißig den Besen führte, so konnte doch bei solch unerträglichen Verhältnissen an eine wahre Reinlichkeit nicht gedacht werden. Der Ofen war halb zerfallen und oft drangen Rauch und Qualm in solcher Masse herein, daß die beiden dürftigen Bewohner des Zimmerchens fast ersticken mußten. Der alte Tisch n der Ecke war von gutem Eichenholz, eben so die Schranne — und sie trotzten noch am besten den zerstörenden Einflüssen der feuchten Luft. Das Wohnhaus stellte schon durch sein Aeußeres ein Bild des Jammers und des traurigsten Elendes dar.

Es gibt arme, dem Unglücke geweihte Seelen. Sie sind nur für den Schmerz geboren, und sie müßten unfehlbar zu Grunde gehen, wenn sie sich nicht halten könnten an dem heiligen Kreuze, wenn sie Christus nicht einschließen würde in seine segnenden Arme, die er am erhabenen Holze des Kreuzes ausbreitet, uns Alle zu umfangen mit seiner göttlichen himmlischen Liebe. Aus solchen Leidenden werden wahre Liebhaber des Kreuzes Christi — Tugendhelden, im Schmelzofen der Trübsal geläutert, bewährt durch den harten Druck des Unglücks und des Leides.

Zu diesen Menschen, welche dem unerbittlichen Leide verfallen sind, gehörte ohne Zweifel Frau Liese — eine hartgeprüfte Seele, ein Musterbild der Geduld und der Ergebung. Schon vor vielen Jahren war ihr Mann gestorben, und mit ihm verlor sie auch ihre Stütze. Was das menschliche Herz auf Erden nur verehren kann, das fand sie in ihrem treuen Gatten. Nun war er todt und sie, eine arme verlassene Wittwe, von Gott mit einem guten getreuen Knaben beschenkt, lag einsam und verlassen auf dem Krankenbette, und hatte für ihr grenzenloses Leiden oft Nichts als Thränen. Ach, wer sie kennt die Thränen der Armen, der weiß was das sagen will! Sie lebte in der äußersten Noth, von den guten Gaben sich ernährend, die ihr aus den Händen edler Menschenfreunde zuflossen, und die sie mit herzlichem Dank gegen Gott und mit innigem Gebet für den christlichen frommen Geber genoß. Klein von Gestalt und furchtbar abgezehrt, ein lebendiges Bild des Todes, mit gekrümmtem Rücken und eingeklemmter Brust — lag sie da auf dem harten Lager, von keinem freundlichen Strahl der Morgensonne beleuchtet. Aus dem leidenden, duldenden Gesichte, aus dem die Knochenbildung deutlich hervortrat und das bei einer ziemlich regelmäßigen Form von den Blattern sehr entstellt war, blickte eine stille Gewöhnung an das Leiden, ein hoher Grad von Sanftmuth und Geduld. Die blauen Augen, immerhin noch voll Glanz und Ausdruck, waren voll Verstand und Guthmüthigkeit. In seltsamer Laune hatte es die Natur so gefügt, daß ein prachtvolles braunes Haar ehemals über ihre Schultern wallte; allein das langwierige Leiden machte, daß die Haare ausfielen und das Haupt bereits ganz kahl war. Liese war ein Bild des Jammers und des Elendes.

Es öffnete sich rasch die knarrende Thüre, welche in das Wohnzimmer führte. Die Gräfin trat herein. Sie stellte ein Körbchen auf den Tisch und rückte für sich und Gerold, der bei diesem Anblick ein schiefes Gesicht schnitt und seine Mutter gar traurig ansah, die Schranne zurecht, nahe an das Bett der Kranken, da der dienstthuende Knabe der Wittwe nicht zu Hause war. Dagobert, so hieß der Knabe der Wittwe, war so eben ausgegangen, um für die kranke Mutter einige Gaben

aus der Hand wohlthätiger Leute zu sammeln. Er that es gerne, denn er liebte seine Mutter über Alles; sie war das Theuerste für ihn auf dieser Erde. Eine edle Kindesliebe leitete ihn, und er hätte deßhalb auch sein Leben aufgeopfert für die Erhaltung seiner Mutter. Die Gräfin wußte diese offene, kindliche, fromme Liebe zu schätzen und machte dem folgsamen braven Knaben oft Geschenke. Auch dießmal hatte sie Etwas für Dagobert in dem Körbchen: ein neuer Sonntagsanzug; nämlich die Alltagskleider des kleinen Gerold, welche für Dagobert noch ein sehr schöner Anzug waren. Wie freute sich der Knabe bei seiner Rückkehr des hübschen Kleides; er sprang auf die Gräfin zu, ergriff dankbar ihre Hand und küßte sie unter Thränen. — Wie schön ist doch die Tugend eines braven Kindes! —

„Nun, wie geht es Euch?" fragte die Gräfin, als sie sich gesetzt hatte.

„O, wie geht es mir!" seufzte Liese, indem sie sich auf dem harten Lager aufrichtete und sich aufrecht hinsetzte. „Es wird halt immer nicht besser!"

„Meinet Ihr?" setzte Anna fragend hinzu. „Seyd nur geduldig und harret aus. Eure Leiden sind groß; Eure Krankheit scheint unheilbar zu seyn — doch müßt Ihr Euch in Gottes gnädigen Willen ergeben; denn vom Herrn kommen ja Krankheit, Gesundheit, Glück und Unglück."

„Das meine ich auch; ja, ich meine es nicht bloß etwa, ich glaube es fest. Ich denke oft, was der fromme Hiob sprach: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sey gepriesen", setzte Liese bei.

„Und heißt es nicht schön in einem alten Liede: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" setzte Anna freundlich hinzu. „Und sehet, meine liebe Liese, der wahre Christ hat eine Sehnsucht nach dem Leiden; er liebt die Leiden — die Leiden dienen ihm zur Besserung und Bekehrung. Der Apostel sagt: Leiden wirken Geduld, Geduld schafft Bewährung, Bewährung gibt Hoffnung, aber Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Und der heilige Paulus spricht weiter: Von mir aber sey ferne mich zu rühmen, außer in dem Kreuz Christi. So sehet Ihr also, wie hoch die Leiden selbst von

den Heiligen Gottes gehalten werden. Ja, glaubet mir, Liese, ich bin so sehr von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Leiden überzeugt, daß ich glaube, ohne Leiden könne es gar keine Tugend geben. Die Liebe zum Kreuz, die Liebe zu dem Leiden kennzeichnet alle wahren Jünger Jesu. Einstmals war das Kreuz ein Zeichen der Schande, des Hohnes, der Verachtung und des Spottes, und jetzt ist es ein Zeichen des Sieges, der Zuversicht, der Wonne und der Hoffnung. Und sehet, die Leiden führen den Menschen hin zum heiligen Kreuze Christi; zu jenem Siegeszeichen, mit dem der Heiland Hölle und Tod überwand. Das Kreuz ist ein Zeichen des Lebens, und unser ganzer Ruhm sey das Kreuz. Aber wie schwer findet man das Leben ohne das Kreuz, ohne die Leiden!"

„O Ihr habet Recht, verehrte Gräfin!" schaltete Liese ein. „Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn mir Gott nicht Leiden geschickt hätte. Die Leiden haben mich zum Fuße des Kreuzes geführt. Ich habe während meiner Krankheit beten gelernt."

„Ihr seht also, liebe Liese!" unterbrach Anna die Kranke, „die Leiden waren also die erste Veranlassung, daß Ihr betetet. Ihr wäret vielleicht nie zur Ausübung des Gebetes gelangt ohne Leiden; aber Gott kennt die Bedürfnisse seiner Kinder am besten, und er sendet stets zum Zweck das beste Mittel. Und ist uns Christus nicht selbst mit seinen Leiden vorangewandelt, hat er sich nicht erniedrigt bis zum Tode am Kreuze, und konnte er nicht allein durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen: was hätten wir schwache Menschen denn für einen Grund, uns der Leiden zu schämen, ungeduldig zu werden, wenn uns Leiden treffen? Durch das Kreuz, durch seine Leiden errang Christus den Sieg über die Welt. Deßhalb sagt auch der heilige Hieronymus: Alle Völker sprechen nur von seinen Leiden, dem Tage seines Kampfes und von seiner Auferstehung — dem Tage seines Sieges."

„Ich habe mich", sprach nach einem kurzen Stillschweigen die kranke Wittwe, „ich habe mich gar zu viel auf die Güter der Welt verlassen und ich glaubte, mein Alles hinge an ihnen. Es wäre mir wahrscheinlich nicht nützlich gewesen, deßhalb nahm mir Gott mein Liebstes — meinen Mann; er ließ mich erkranken, auf daß ich ihn

suche und seinen Namen preise; auf daß ich erkannte, daß es noch etwas Besseres gebe als irdische Güter."

„O wie Ihr die Sache so recht und gut auffasset!" rief die Gräfin aus. „Bei der Liebe zu den Leiden lernen wir die Güter der Welt verachten, damit wir unsere Sinne auf die ewigen Güter richten sollen, mit denen uns der Herr bereichern will. Wer leidet nicht gerne Hunger und Durst, um von der Gnade Gottes heimgesucht zu werden? Wer erduldet nicht gerne Demüthigungen, damit er vom Herrn erhoben werde in sein himmlisches ewiges Reich! Und gewährt uns das Kreuz nicht eine beständige Freude, indem es die Gewalt unserer Leidenschaften bricht und den Sturm besänftigt, der in den Tiefen unserer Seele wühlt? Deßhalb schreibt auch der Apostel: Freuet euch und frohlocket, daß ihr mit Christus leidet, damit ihr bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen könnet und frohlocken werdet. Die Leiden sind so nothwendig für uns als die Luft zum Athmen. Wie das Athmen dem Körper Leben und Kraft verleiht, wie ohne frische Luft der Körper abmagert und schwach wird und seiner Auflösung entgegen geht: ebenso wird auch die Seele schwach und kraftlos, wenn es ihr an Leiden fehlt. Die Leiden stärken die Kraft unserer Seele; sie geben uns Muth, die irdischen Güter zu verachten und die Güter des wahren Lebens an uns zu reißen. Wie zeigt sich also auch in der Sendung der Leiden Gottes Liebe zu den Menschen! Gott lieb haben, das ist unser Lebensziel. Aber wie leicht vergessen wir ohne Leiden Gott und seinen Willen; werden stolz, rechthaberisch, eigensinnig, eitel, und verfallen in gar viele Sünden! Die Leiden befördern die Treue gegen Gott und seine Gebote. Habt Ihr das nicht in Eurem eigenen Herzen erfahren, gute Liese?" —

Die Kranke, welche sich durch die herzlichen Worte der Gräfin sehr ermuthigt fühlte, nickte beifällig mit der Hand und ließ sich, von heftigem Husten unterbrochen, langsam auf das Kopfkissen nieder, welches die Gräfin schnell schüttelte, damit die Kranke ein weicheres Kopflager erhielte. Gerold schaute mit mitleidigem Auge auf die Wittwe, deren Husten und Keuchen fast kein Ende nehmen wollte, so daß man ein ängstliches Stöhnen dazwischen vernahm, das an die Annäherung des Todes

mahnte. Endlich trat Ruhe ein; Liese lag sehr ermattet auf dem Bette und, auf die Seite gerichtet und zur Gräfin gewendet, begann sie wieder:

„In meiner Jugend war ich einmal in einer Predigt, welche sich auch auf den Werth der Leiden ausdehnte. Ich hörte damals die Worte und verstand sie auch; aber ihr innerer wahrer Werth blieb mir dunkel. Ich hörte und verstand, und hörte und verstand nicht.“

„Wie meint Ihr das, Liese!“ fragte die Gräfin, überrascht durch diese Worte.

„Wie ich das meine?“ erwiederte die Wittwe. „Die Sache ist einfach. Ich lernte den Werth der Leiden aus eigener Erfahrung kennen. Damals war mir wohl, und ich ging oberflächlich über das hinweg, was das Ohr hörte.“

„Ach ja, jetzt verstehe ich!“ fiel die Gräfin mit langgedehntem Ausrufe ein. „Es gibt viele Dinge auf der Welt — man schaut sie an, begreift sie aber nicht; man hört sie an, aber man versteht sie nicht, bis uns die Bedeutung derselben durch das Leben, durch die Erfahrung aufgeschlossen wird. Manche Menschen bitten — sie wissen aber erst dann die großen Wirkungen der Bitten zu ermessen, wenn sie deren Wirkungen empfinden. Machen denn die Bitten nicht unsern ganzen Trost in den Wirrsalen und Mühseligkeiten im Leben aus? Gott sieht unsere Leiden; er weiß, wir sind Staub, den Blumen gleich, die blühen und verwelken; es ist ihm bekannt, daß wir Trost nöthig haben. Und hat er uns je den Trost versagt? Der heilige Augustinus versichert auch, daß Gott uns nur deßhalb nicht schnell von unsern Leiden befreie und uns dem Elend überlasse, weil es für uns vortheilhafter sey und uns dauernden Nutzen bringe, wenn wir von Gott heimgesucht werden. Er vergleicht bei dieser Veranlassung den lieben Gott mit einem menschenfreundlichen Arzte, der seinen Kranken die nöthigen Mittel zu ihrer Heilung verschreibt, so sehr sie auch jammern und klagen mögen. Gott nimmt in solchen Fällen nicht Rücksicht auf die Wünsche der Leidenden, sondern er sieht auf ihr geistiges Wohl. Mit der Befreiung des Körpers von Leiden und Drangsalen will er auch die Reinigung der Seele von den Leidenschaften

und Sünden erzielen. Und handelt Gott nicht wie ein zärtlicher Vater?"

„Wie sehr sprechet Ihr mir an's Herz!" sagte die Kranke. „Wenn Ihr so zu mir redet, meine ich jedesmal, ich sey gar nicht krank, es fehle mir gar Nichts und ich könne laufen und springen, wenn meine fatalen Füße nicht wären. Ich weiß es, es muß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereichen."

„Ja, die Welt ist ein Ort der Prüfung für die Gerechten; die Leiden sind ein Mittel zur geistigen Wiedergeburt der Sünder," fügte die Gräfin hinzu. „So seyd nur geduldig und harret aus. Wer ausharret, dem wird die Krone des Lebens gegeben werden. Schreibt ja doch der heilige Paulus an die Hebräer: Ihr habt vergessen den Trost, der zu euch als zu Kindern redet, der da spricht: Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht wenn du gestraft wirst. Denn wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er schlägt jedes Kind, das er aufnimmt. Jede Züchtigung scheint aber für die Gegenwart nicht zur Freude zu seyn, sondern zur Trauer; in der Folge aber bringt sie denen, die durch sie geübt wurden, eine freudenreiche Frucht der Gerechtigkeit."

„Ich glaube, daß wir keinen Grund haben, an Gottes weisem Willen zu zweifeln;" setzte Liese hinzu.

„Das meine ich auch!" erwiederte die Gräfin, „und deßhalb sollen wir in unsern Leiden oft mit dem heiligen Augustinus sprechen: Gieb, Herr, daß mein Herz nur Etwas von der Süßigkeit deiner Liebe empfinde, und alle Bitterkeiten, alle Leiden der Verbannung werden mir angenehm seyn. In deinen Märtyrern und Heiligen zeigtest du uns die Stärke deiner Liebe und die Kraft deiner Wonne. Du warst es, der den heil. Stephanus aufrecht erhielt und ihm mitten unter seinen Henkern den Himmel öffnete, um ihn zu trösten durch den Anblick der auf ihn wartenden Krone. War es nicht das Feuer deiner heiligen Liebe, welches das Herz deiner Apostel und so vieler großer Märtyrer entflammte, als sie sich in ihren Leiden verherrlichten und sich glücklich schätzten, daß sie würdig befunden wurden, um des Namens Jesu Christi willen zu leiden? Das Beispiel der Heiligen sollte uns ermuntern, einen heilsamen Gebrauch von unsern Leiden zu machen, wenn wir denselben im

Vergleich zu den ihrigen, welche sie einst mit so viel Muth und Ergebung ertrugen, einen solchen Namen geben könnten. Lasset uns wenigstens stets bedenken, daß man Christus nur dann wahrhaft liebt, wenn man sein Kreuz liebt, und daß unsere Liebe zum Kreuze der sicherste Beweis unserer Liebe zu Gott ist. Wer um Jesu Christi willen nicht leiden will, der liebt ihn auch nicht." —

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein Knabe von gesundem munteren Aussehen trat in die Stube. Er trug ziemlich abgetragene Kleider, doch waren sie ganz. Das Haar war sorgfältig gescheitelt und hing in braunen Locken an den beiden Seiten der erhabenen Stirne herab. In dem feinen, zarten und runden Gesichtchen glänzten ein Paar große schwarze Augen, aus denen ein kühnes Feuer athmete und ein treffliches Talent strahlte. Eine reine weiße Stirne, eine kleine spitzige Nase, ein Grübchen im fleischigen Kinn und ein prächtiges Roth auf den runden, festen, frischen und atlaßnen Wangen vollendeten in diesem anmuthigen Gesichte eine ausnehmend schöne Harmonie von bezaubernder Seelenreinheit und Herzensgüte. Der Knabe trug einen Korb am Arme, den er auf den großen Tisch von gutem Eichenholze stellte, und aus dem er allerlei Dinge: Lebensmittel, Brod, Salz, Schmalz und Eier, die er erbettelt hatte, herausnahm. Zuletzt ergriff er noch ein kleines Fläschchen, welches mit einer hellen Flüssigkeit angefüllt war, und er ging mit triumphirender Miene, nachdem er die ausgekramten Sachen, die Gaben guter Herzen an arme Leute, selbstzufrieden angeschaut hatte, auf das Bett der Kranken zu. Es war Dagobert, der gute fromme Sohn der Wittwe — er hatte in dem Fläschchen eine stärkende Arznei für die leidende kranke Mutter.

„Mutter, liebe Mutter!" rief er entzückt aus, ohne sich durch die Anwesenheit der Gräfin und durch die Gegenwart des sorgsam gekleideten Gerold einschüchtern zu lassen, „schaut doch einmal her, was ich Euch da für einen hübschen Gruß bringe! Ich habe ihn von der Schwester Emma im Kloster erhalten. Sie meint, das Tränklein sollte Eure Krämpfe mildern. Sie läßt Euch sagen: Ihr sollet nur geduldig seyn; der liebe Gott

werde schon helfen. Der Arzt des Klosters werde Euch bald wieder besuchen."

„Guter Dagobert! Gute Schwester Emma!" stöhnte die kranke Wittwe. Und mit diesen Worten wollte sie sich vom Bette erheben; allein sie konnte es nicht, obgleich die Gräfin und Dagobert sogleich bei der Hand waren, sie zu unterstützen. Ihr Gesicht nahm ein krampfhaftes Aussehen an, und man konnte bemerken, mit welch' entsetzlichen Schmerzen die Kranke zu kämpfen hatte — sie war dem Tode nahe.

„Was ist Euch, um des lieben Himmels willen?" frug bei diesem Anblicke schnell der sorgsame Dagobert. „Um's Himmels willen, was habt Ihr?"

„Nichts, gar nichts! Sey nur ruhig und setze dich auf den Ofenschrank und ruhe aus von deinem Marsch," erwiederte die Wittwe auf die ängstliche Frage ihres Sohnes.

„Ja, setze dich nieder!" ermunterte die Gräfin, „es wird der Mutter bald besser gehen." Und hiemit nahm sie ein Fläschchen aus der Seitentasche ihres Gewandes und hielt es unter die Nase der schwerathmenden Frau, die auch bald wieder zu sich selbst kam, und sich benahm als ob gar Nichts von Bedeutung geschehen wäre.

Gerold und Dagobert waren indessen munter geworden und fingen an mit einander lebhaft zu plaudern. Die Gräfin sah sie erfreut an und ergötzte sich an der Zutraulichkeit der beiden Knaben, die sich ordentlich zusammenfinden konnten trotz des außerordentlichen Unterschiedes der Abkunft und Geburt.

Das muntere Spiel dauerte einige Zeit und die Mutter auf dem Schmerzenlager blieb beinahe unbeachtet. Als sich die Gräfin nach ihr umdrehte und nach ihrem Befinden fragen wollte — welch' einen Anblick hatte sie! Die Kranke hatte die Augen geschlossen, ihre Lippen zitterten leise, ihr Puls schlug nicht mehr, ihr Athem stockte — noch einige Augenblicke und sie war eine Leiche. Ein neuer Krampfanfall, dem die geschwächte Mutter nicht mehr widerstehen konnte, war eingetreten und sanft hauchte sie ihren Geist aus.

Wer schildert das Klagegeschrei des armen Kindes! Wer beschreibt den Schmerz des unmündigen Sohnes!

Dagobert warf sich auf die Leiche der geliebten Mutter, benetzte sie mit heißen Thränen und überschüttete sie mit tausend Küssen. Er wollte sie mit Gewalt in's Leben zurückrufen, er rang verzweifelt die Hände, verhielt sich das schöne Angesicht, rief den Namen seiner Mutter unter heftigem Schluchzen; er kniete nieder und betete, hob seine Händchen andächtig empor — dann weinte er wieder laut und stürzte sich von Neuem auf die Leiche; umsonst, die Mutter rührte sich nicht — sie war todt. O welch ein Unglück für ein Kind, am Grabe der Mutter stehen zu müssen und im Elend Nichts zu haben als Thränen! Wie viel sinkt hinab in die Gruft mit dem Tode der Mutter! Welch gränzenloser Verlust für ein unmündiges Kind, in der Welt zu stehen ohne Vater, ohne Mutter! — Was ersetzt auf der Erde die warme Liebe einer wahren Mutter? Was gibt es Schönes und Erhabenes auf der Erde, das dem Wirken einer frommen Mutter gleichkommt? Das fühlte Dagobert, obgleich er erst acht Jahre alt war. Daher sein unaussprechlicher Schmerz, als er, in Thränen gebadet, neben der Leiche seiner Mutter stand. Wie muß ihm zu Muthe gewesen seyn bei dem Anblicke der theuren Reste, ihm, dem dankbaren, seelenfrommen Kinde! —

Auch die Gräfin war bewegt, und auch sie zerdrückte eine Thräne; in tiefes Schweigen versunken stand sie da, das thränenfeuchte Auge auf die fromme Todte gerichtet, von deren Leiden sie so oft ein stiller Zeuge war, und den weinenden Knaben betrachtend, dessen Schmerz ihr die Seele durchschnitt. Auch die beiden stummen Zuschauer waren schmerzlich bewegt. Als aber Dagobert von Neuem in ein sehr heftiges Weinen ausbrach und sich auf die Schranne setzte, den holden Lockenkopf auf die weiche Hand gestützt, da konnte sich Gerold nicht mehr halten — er sprang auf Dagobert zu, fiel ihm um den Hals und bat ihn unter heißem Flehen, daß er aufhören möchte mit Weinen; aber Dagobert schluchzte nur desto lauter.

„Meine Mutter! meine gute treue Mutter!" weiter brachte er Nichts heraus. Sein Jammergeschrei zog indessen bald viele Leute aus dem Dörflein herbei, und ehe man sich's versah, war die feuchte Stube mit Landleuten angefüllt. Alle sahen die Todte auf dem harten

Lager und falteten andächtig im frommen Gebete die harten, von der Sonne gebräunten Hände; alle erblickten den weinenden Knaben, das einzige Gut, das die Wittwe hinterließ — aber ein theures, göttliches Erbe! Mit tiefer Wehmuth, stumm und niedergeschlagen, standen die Bewohner des Dörfleins da. Was konnten sie anfangen, was beginnen? Dem Waisen helfen, das war die Hauptsache. Wer sollte ihn haben? Wer sollte sich seiner annehmen.

Die Landleute, welche verwundert auf die Gräfin geschaut und nie vermuthet hatten, diese edle Dame hier am düstern Lager des herbsten Schmerzes zu finden — ein Zeuge großer menschlicher Noth — sprachen hin und her; sie meinten es gut, und obgleich sie der Abgeschiedenen im Leben sehr viel Gutes gethan hatten, so waren sie im Augenblicke doch verlegen, was mit dem unmündigen Dagobert anzufangen sey. Betteln sollte er nicht; es sagt ja doch die Erfahrung, daß aus jungen Bettlern nur Müßiggänger werden, und daß der Bettel gar viele Gefahren für die Sittlichkeit im Gefolge hat. Die Gräfin hatte dem Gespräch der Landleute ruhig zugehört, und sie hatte eine große Freude über den stillen Wohlthätigkeitssinn ihrer ackerbauenden Insassen. Entschieden mit sich, was sie mit dem kleinen Dagobert beginnen wolle, ermahnte sie die Umstehenden, die Arbeit nicht zu vergessen, die Verstorbene ehrenvoll zu bestatten, die Sorge für Dagobert aber ihr zu überlassen.

„Er ist mein Sohn!" und hiemit ging sie mit dem bestürzten niedergeschlagenen Gerold zur Thüre hinaus, um diesen Ort des Jammers zu verlassen. Als die Sterbeglocke erscholl, waren sie bereits in der Nähe der gräflichen Burg, wo ihrer der treue Alexis mit heißer Sehnsucht harrte.

Viertes Capitel.

Der Pflegsohn.

„Ich will zu Gott mein Auge wenden,
Gethan ist meine Mutterpflicht.
Mein Garten steht in seinen Händen —
Die Mutterliebe zweifelt nicht."
Oscar v. Redwitz in der „Amaranth."

Die Gräfin war auf dem Heimwege als das Sterbeglöcklein sein melancholisches Getön durch die Luft erschallen ließ. Still und andächtig betete sie mit ihrem Sohne für das Heil der Abgeschiedenen. Ernst und feierlich ward sie gestimmt bei der Erinnerung an diesen plötzlichen Todesfall, der so schnell und unvermuthet hereinbrach und der tausend Leiden ein Ende machte.

Der Mittag war vorüber. Die Sonne stand hoch am Himmel und schickte heiße Strahlen herab auf die seufzende Erde. Die Vögel blieben stumm — kein freundlicher Gesang erscholl aus den Gebüschen; die Vögelein hatten sich unter die schattenreichen Laubgänge geflüchtet, um unter dieser Obhut Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu haben. Nur hin und wieder hörte man ein leises Gezirpe vorüberfliegender Insecten, die in dem Glanze der Sonne schwirrend die Luft durchsegelten. Die Blümlein auf den Auen senkten das geschmückte Haupt; ermüdet sahen sie aus und ermattet. Die reiche Blätterfülle hing mechanisch am Stengel hinab und schien friedlich zu ruhen. Goldbeschwingte Schmetterlinge und fleißige Arbeitsbienen machten indessen den Blümlein die vielwillkommenen Besuche, beluden sich reichlich mit dem süßen Blumestaube und flogen keuchend der bekannten Wohnung zu. Kein Westwind erfrischte die Luft und milderte die Hitze. Es war, als ob die ganze Natur in einem erquickenden Mittagsschlaf versunken gewesen.

Die Gräfin und Gerold waren endlich auf dem Schlosse angekommen. Der treue Alexis, der ihretwegen sehr bekümmert war, war ihnen eine gute Strecke Weges entgegengegangen. Er wunderte sich sehr, als er die Gräfin so ernst gestimmt fand und die Spuren heißer Thränen auf ihren blassen Wangen eingedrückt sah.

Sonst war sie jedes Mal heiter und vergnügt, als sie von dem Gange der Wohlthätigkeit nach Hause zurückkehrte. Da konnte sie lächeln und scherzen; da war sie ein Leben, eine Freude. Da sprach sie so herzlich und liebreich mit dem alten Diener und lobte so freundlich das Gesinde, streichelte auch zuweilen den robusten Hund, den getreuen Wächter des Hauses. Aber heute war es anders. Sie trat in ihr Gemach und blieb allein. Gerold ging zu dem alten Alexis und begann sein fröhliches Spiel. Alexis ahnte indessen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müsse. Allein er war zu schüchtern und zu bescheiden, die Gräfin um ihr Geheimniß zu fragen. Er konnte ja die Zeit abwarten, um es erfahren zu können, ohne der Gebieterin beschwerlich zu fallen. Aber heute erlaubten es ihm Anstand und Schicklichkeit nicht, weiter in die Gräfin zu dringen.

Es waren zwei Tage verstrichen, seit Alexis seine Gebieterin zum letzten Male gesehen hatte. Gerold mußte ihn vor die zärtlich geliebte Mutter bringen. Er trat ein in das verzierte Gemach. Die Gräfin empfing ihn mit einem huldvollen Lächeln und grüßte ihn mit einem treuherzigen Händedruck. Alexis mußte sich an einen runden Tisch setzen, auf welchem in silbernen Gefäßen bunte Blumen standen, deren sanfte Gerüche die Räume des Gemaches erfüllten. Auf dem Tisch standen Erfrischungen, welche für den alten Diener bestimmt waren. Die Gräfin ergriff einen Becher und füllte ihn bis zum Rande, reichte ihn Alexis hin und sprach ihm liebreich zu, sich die Erfrischungen wohl schmecken zu lassen und setzte ihm allerlei feine Eßwaaren vor. Nachdem sich die Gräfin über verschiedene Gegenstände der Haushaltung erkundigt hatte, Manches lobte, Manches tadelte, Manches abgestellt wissen wollte und Manches zu verbessern befahl: blieb sie auf einmal nachdenkend und schaute Alexis mit dem Ausdrucke einer wehmüthigen Empfindung an. Endlich begann sie:

„Alexis! ich war vor zwei Tagen der Zeuge eines unverhofften Todesfalles — er hat auf mich einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Ich bedurfte der Sammlung — ich bin mit meinen Gedanken in's Reine gekommen. Unsere leidende Wittwe, deren traurige Lage du kennst, ist gestorben. Ich war anwesend, als sie ihren Geist

aushauchte. Es ging mir tief zu Herzen. Das ist der Grund, warum ich so nachdenkend von meinem Besuche nach Hause kam. Der Tod hat einem schwerkranken Weibe ein glückliches Ende bereitet. Sie wird nun als Engel am Throne Gottes stehen."

„Gott gebe ihr die ewige Ruhe!" sagte Alexis, und lupfte dabei die alte Pelzmütze, die er auf dem Kopfe trug und die er der Gesundheit wegen bei sich hatte. „Was sollen wir sagen?"

„Der Herr hat Alles wohlgemacht, mein lieber Alexis!" antwortete die Gräfin in einem Tone, der das Gewicht dieser Worte deutlich ausdrückte. „Die Wittwe hat an einem unheilbaren Uebel gelitten. Gott hat sie viel und hart geprüft. So weit meine menschliche Einsicht reicht, hat sie mit Gott gelitten und aus Liebe zu Gott. Und sollte ihr nicht ein hoher Lohn zu Theil werden? Sollte sie uns nicht vom Himmel herab segnen?"

„Wir wollen es hoffen!" erwiederte der Diener.

„Aber wir sind erst am Anfange der Hilfe," fuhr Anna fort. „Du weißt, daß die Wittwe ein Kind hinterlassen hat — einen Knaben: fromm, geschickt, gewandt, voll gesunden Verstandes, mit einem trefflichen Herzen begabt und mit vorzüglichen Eigenschaften des Gemüthes ausgestattet. Nehmen sich die Menschen seiner nicht an, so wird er verwildern, wird vielleicht ein Taugenichts werden oder noch etwas Schlimmeres. Wir müssen uns des Knaben annehmen. Wir müssen dafür sorgen, daß aus ihm etwas Rechtes wird. An Talent und gutem Willen wird es ihm nicht fehlen. Es wird Etwas aus ihm, sofern er recht erzogen wird. Wir sind es seiner guten Mutter schuldig; die Nächstenliebe verpflichtet uns zu dieser Handlung, und zudem ist der Knabe ein Sohn einer meiner Insassen — ich bin diesem Hilfe und Unterstützung schuldig. Was meinst du, mein lieber Alexis!"

Alexis war zu sehr überrascht von dem Entschlusse der Gräfin. Er kannte zwar ihr gutes Herz schon lange, und wußte wie sehr sie der leidenden, der stillen verborgenen Armuth gewogen war; aber er wurde durch das Vorhaben seiner hohen Gönnerin auf die seltsamste Weise überrascht, so daß er im Augenblicke vergeblich auf eine Antwort sann und verlegen nach seiner abgeschabten Pelmütze griff.

„Ich weiß, mein guter Alexis!“ begann die Gräfin nach einer kurzen freundlichen Unterbrechung, „du wirst mein Vorhaben billigen; aber noch mehr: du mußt auch mit mir einverstanden seyn, denn du sollst der Erzieher des jungen Dagobert werden. Du sollst ihm die Keime der Gottesfurcht und der Religion in's zarte Herz pflanzen; du sollst ihn tüchtig machen für die Zeit und für die Ewigkeit. Deiner weisen Obhut will ich den Knaben vertrauen. Du wirst aus ihm einen Mann erziehen, der allen seinen Pflichten nachkommen wird. Dagobert soll in dem Schlosse leben. Ich will ihn mit Allem versorgen, was ihm zum Leben nothwendig ist. Willst du sein Erzieher, sein zweiter Vater werden?“

„Welch' unverdiente Ehre!“ rief Alexis aus.

Und dem Alten liefen die Thränen der Rührung herab über die gefurchten Wangen, die er mit der harten eisenfesten Hand wegwischte. Sein Herz schlug hoch und seine Wangen wurden von einem sanften Roth umfangen. Er sollte an dem Waisenknaben Vaterstelle vertreten — er sollte sein Erzieher werden. Welche Aufgabe! Wie reich an Segen und Verdienst! Eine kindliche Seele der Erde und dem Himmel zu gewinnen — der Erde, um sie hier für den Himmel vorzubereiten, dem Himmel, um ewig selig zu seyn beim lieben Gott — was kann es Edleres geben? Reich ist der Segen, der aus einer guten Erziehung erwächst; man erzieht nicht für einen Augenblick — durch die Leitung der Erziehung arbeitet man für ein ganzes Menschenalter. Das wußte Alexis, und er ward deßhalb gerührt bis zu Thränen.

„Du mußt an dem Knaben Vaterstelle vertreten“, fuhr Anna im Tone freundlicher Herablassung fort, „ich will ihm Mutter seyn. Ich werde ihm ein Zimmerchen anweisen lassen, welches wir wohl entbehren können. Der Knabe ist nicht an viele Bedürfnisse gewöhnt; er wird nicht viel brauchen. Er hat ein gutes Herz, und weil er ein gutes Herz hat, so wird er auch leitsam seyn. Die Herzen kann ein christlicher Erzieher bewegen wie er will: sie folgen seinem Winke. Du hast viele Erfahrungen gemacht. Du bist weit herumgekommen und hast Dir auch ein gutes Herz erhalten. Da kommt ein gutes Herz zum andern. Sage nicht, Du besitzest keine Fähigkeit des Knaben Erzieher zu werden. Ich glaube Dir

solche Einwendungen nicht. Wer ein gutes Herz und einen festen Willen hat, wer weiß zu welchen Zwecken der Mensch auf der Erde ist, und wer über die Mittel nicht verlegen ist, welche aus einem armen Knaben einen erhabenen Mann machen: der kann auch erziehen. Es gehört vor Allem zum Berufe eines Erziehers nicht ein reiches Wissen; es darf zunächst der Kopf nicht mit allerlei Kenntnissen ausgestattet seyn. Diese Dinge sind gut und nützlich; aber die Bildung des Herzens ist die Hauptsache. Man muß die Herzen den Zauber der Liebe empfinden lassen. Die Liebe erzieht; denn die Liebe ist thätig in Sanftmuth, Bescheidenheit, Ehrbarkeit, Treue, Nachgiebigkeit, Sittsamkeit, Mitleiden und Mitfreuden. Die Liebe ist der Impuls der Erziehung; ohne Liebe und Gebet gedeiht sie nicht. Du, mein theurer Alexis, hast ein Herz voll Liebe. Du taugst deßhalb auch zum Erzieher. Ich habe Dich zum Erzieher des verwaisten Dagoberts erwählt. Willst Du anders?"

„Ich kann nicht anders; ich folge Ihrem Befehle!" sprach Alexis und konnte vor Rührung kein weiteres Wort reden.

„Du verdienst diese Ehre!" versetzte die Gräfin. „Und dann soll Dagobert meinem Sohne Gesellschaft leisten. Beide Knaben stehen in dem gleichen Alter; sie haben sich bereits schon gefunden — sie werden sich ohne Zweifel vertrauter machen. Oder ist es denn eine Schande, wenn der Sohn einer Gräfin und der Sohn einer Bettlerin mit einander spielen, mit einander lernen, mit einander gut werden und mit einander beten? Gilt denn auch vor Gott ein Ansehen der Person? Und tragen wir nicht alle Gottes Bild in uns? Warum sollte es also unrecht seyn, wenn der Sohn einer Bettlerin in dem gräflichen Schlosse wohnt? Gibt es denn eine verdienstlichere Handlung als eine Seele zu retten, sie für den Himmel zu gewinnen? Und sind wir denn nicht allen Kindern durch das Jesukind verbunden? War Gott nicht selbst ein Kind? Wollen wir Gottes Kinder seyn, so dürfen wir ein Kind Gottes nicht von unserer Thüre weisen, das die Hände ringt, dem die Mutter starb, dem Alles, Alles auf der Erde fehlt!"

Und mit diesen Worten stund Anna rasch auf und machte einige lebhafte bewegte Gänge durch das Zimmer.

Eine wahre christliche Begeisterung von der christlichen Nächstenliebe entflammt und von der rührendsten Liebe zur Menschheit, zur Kindheit veredelt, strahlte aus ihren Augen. Welcher Liebe sind reine, edle Seelen fähig!

Als sie wieder ruhiger geworden war, setzte sich Anna noch einmal an den Tisch und füllte den Becher, der vor dem Diener stand, und bot ihm denselben freundlich an.

„Also in dieser Sache sind wir einig!" begann sie.

„Ich kann und darf nicht anders!" versetzte Alexis. „Meine Gebieterin verlangt es." — —

„Und du kannst es!" unterbrach die Gräfin den Diener. „Es fehlt dir nicht an gutem Willen, nicht an Eifer, nicht an Geschick. Und was verlangst du denn mehr? Reichst du auf diese Weise etwa nicht aus?"

„Ich bin zufrieden, ich willige ein;" antwortete Alexis. „Aber wenn die Erfolge meiner redlichen Bemühungen nicht entsprechen, wie ist's dann mit der *Verantwortlichkeit*?"

„Hoffen wir von Gott das Gedeihen unserer Handlungen," schaltete Anna ein; „vom Himmel her kommt das Glück! Die Erziehung steht in Gottes Händen; die Menschen sind nur Gottes Werkzeuge."

Und Anna gab dem Diener ein Zeichen der huldvollsten Zufriedenheit. Sie lief auf den Alten zu, ergriff seine rechte Hand und drückte sie mit Wärme. Alsdann sprach sie: „Du hast dafür zu sorgen, daß heute noch der Knabe in das Schloß kommt und nicht länger in dem Dorfe bleibt. Die Zeit des Handelns ist gekommen. Man weiß bereits im Dorfe von meinem Entschlusse; man wird mir keine Schwierigkeiten bereiten, da der Knabe in dem Schlosse gut aufbewahrt ist. Nun säume nicht! Schicke einen vertrauten Knecht fort, daß er den Knaben hole. Wir haben keine Minute Zeit zu verlieren!"

Und mit diesen Worten entließ sie den Diener. —

Der Abend rückte heran. Die holden Sternlein prangten in hellem glänzenden Scheine am Himmel und blickten freundlich herab auf die ermatteten Menschen. Ein leichter Nebel strich über die grünenden Fluren dahin; an den Blumen hingen leichte Thautröpflein — die treuen unzertrennlichen Gefährten der Blumen und der Blüthen. Düstere Schatten lagerten sich auf den stillen Auen. Nur einige Vögelein sangen noch im Haine, um

bald zu erstummen und zu ruhen. Eine feierliche Stille breitete sich aus auf der ganzen Gegend. Das Abendglöcklein ertönte. Welch' liebliche Klänge verhallten in dem weiten Raum! Welch' erhabene feierliche Töne drangen herauf bis zur Burg! Es läutete das Ave, und tausend Herzen wurden weit; die Hände falteten sich; entblößt standen sie da die frommen Beter; die Gluth der Andacht strömte empor zum Throne Gottes: „Ave, Ave Maria!" lispelten freudige Zungen — und der Herr erhörte die seufzenden Stimmen, er war ihnen nahe. Werdet Ein Herz, ihr Menschenkinder! rief es feierlich durch die Dämmerung. Ave! erklang es noch einmal, und Frieden lag in jeder Brust. „Zuflucht der Sünder, unter deinen Schutz fliehen wir — o bitt für uns! — —" und Ruhe war's ringsum.

In der einsamen Kapelle auf dem Berge oben lagen zwei Knaben neben einander auf den Knieen vor dem Gnadenbilde der Gottesmutter. Sie falteten fromm die Hände und sprachen einen stillen Gruß, der Mutter des Heilandes geweiht. Sie erhoben die Augen fromm zum Himmel; ein heiliges Entzücken belebte ihre rothen Wangen und um ihre Lippen spielte ein Lächeln seliger Wonne. Ein Strahl des Friedens glänzte in ihrem Angesicht — hingegossen vor dem Altare, von heiliger Andacht begeistert und von heißer brennender Liebe beseelt, stieg ein leises Gebet empor. Auch bei ihnen klang's: „Ave, Ave, Ave Maria!" Auch sie brachten der Himmelskönigin den allabendlichen Tribut der Andacht und Verehrung — auch sie fanden Trost und Beruhigung in herzlichem Gebet und in frommem Ergusse der Andacht.

Hinter den beiden Knaben, in denen man Gerold und Dagobert erkennen wird, stand eine vornehme Frau und ein alter Mann in stummer Andacht versunken. Auch in ihrem Herzen erklang ein Abendgruß, der Mutter des Heilandes geweiht. Gar ernst schaute der alte Alexis auf die betenden Knaben und mit wonnigem Entzücken verweilte das Auge der Gräfin auf ihrem Sohn und auf dem Fremdling aus dem Dorfe. Ihr Gebet vereinigte sich mit den Seufzern, welche den jugendlichen Herzen entstiegen. Wer hätte beim Anblicke dieser Gruppe ohne Rührung bleiben können? Wer hätte nicht eingestimmt in die andächtigen Bitten dieser frommen Beter?

Feierliche Stille lagerte sich auf Flur und Hain — stille war's auch in den Herzen. Kein Zephir bewegte die abendliche Luft — auch in den Herzen hatten sich die Stürme der Leidenschaften gelegt; überall in der Natur war Ruhe und Frieden — auch in den Herzen war Harmonie und Ruhe eingekehrt. Dazu erscholl der silberne Ton des Abendglöckleins und die Klänge verbreiteten sich weithin und drangen hinauf bis zum Gipfel des Berges, auf welchem sich die Burg erhob und gebieterisch sich ausdehnte, und vom Berge herab ward das Geläute im Dorfe erwiedert; auch hier erklang die Stimme des Abendglöckleins, um die Gefühle der Beter zu vereinen und die Herzen zu versöhnen. — — —

Gerold und Dagobert wuchsen mit einander auf: sie blieben gut und unverdorben. Groß war die Freude, welche die Gräfin beim Anblicke der zwei Knaben empfand; sie liebten sich so innig und so warm; sie thaten einander nie etwas zu Leide und vollbrachten mit einander, was sie sich nur an den Augen ansehen konnten. Wenn beide Knaben mit einander spielten, sich wacker tummelten und so friedlich sich näherten: dann fühlte die Mutter ein wonnevolles Entzücken über den jugendlichen Frohsinn dieser zwei hoffnungsvollen Knaben. Sie nahm hin und wieder selbst den lebhaftesten Antheil an dem Spiele und suchte ihnen ihre Freuden noch zu erhöhen. Der ernste alte Alexis gab Acht auf sie, als ob es seine eigenen Kinder wären. Nie duldete er frechen Muthwillen; unschickliche Reden verwies er ihnen in dem Tone eines ernsten Vaters und mit der Liebe einer zärtlichen Mutter. Er rechtfertigte das Vertrauen, welches die Gräfin in ihn gesetzt hatte. Während Alexis um die geistige und sittliche Ausbildung der beiden Knaben sehr besorgt war, unterrichtete er sie, dem Geiste jener Zeit entsprechend, in der Führung der Waffen; er fertigte kleine Schwerter an, um sie in die Kunstgriffe der Fechtkunst einzuweihen, und es war komisch anzusehen, wenn die beiden Knaben im grauen Stahlgewande einander gegenüber stunden, die Schwerter laut erklangen, die Helme blitzten, die Schilde heiter klirrten und ein heißer Kampf ausgefochten wurde. Voll Feuer stürzten die Knaben hervor und suchte es einer dem andern zuvorzuthun. Zur Abwechslung unternahm Alexis mit den

heitern Knaben Spaziergänge und weite Ausflüge in die Gegend; er ging mit ihnen auf die Jagd und zeigte ihnen, auf welche Weise das wilde Gethier erlegt werden müsse und welcher Art die Kunstgriffe des edlen Waidwerkes seyen. Er ließ sie Pferde besteigen, um sie im Rennen und Reiten zu üben, und wenn ein Knabe stürzte, so mußte er das Pferd mit neuem Muthe besteigen; ja, Alexis ließ sogar die Knaben Waffenübungen zu Pferd anstellen; und wenn dann die Dienerschaft des Schlosses dastand und mit Verwunderung die kühnen Schwänke der jugendlichen Kämpfer betrachtete, bald diesen, bald jenen lobte: so hatte Alexis eine Freude daß ihm das Herz im Leibe hüpfte. Aber weit größer war ihm die Gunst, wenn die Knaben vor seiner Gebieterin, der Gräfin, zeigen durften, was sie erlernt hatten. Wie feurig schlug da das Herz des Alten! Solche genußreiche Stunden hätte er sich um keinen Preis rauben lassen. Es that ihm, obgleich von allen Bestrebungen eines falschen Ehrgeizes gründlich befreit, in der Seele wohl, wenn die Gräfin sich gnädig zu ihm herniederließ, seine braune Hand ergriff und ihm ein gerechtes Lob ertheilte, das er um so bereitwilliger annahm, als er von dem unpartheiischen Sinne seiner Gebieterin fest überzeugt war, er also nicht erwarten durfte, daß das Lob eine eitle Schmeichelei war — und sein Bewußtseyn sagte ihm, daß er in Betreff der geistigen, körperlichen und sittlichen Erziehung der Knaben redlich seine Pflicht gethan habe. Und Anerkennung braucht ja Jedermann! — — —

Fünftes Capitel.

Aus Gerold's Jugendleben.

„Mit Sünde tritt das Kind in's Leben,
Es wäscht sie ab des Heilands Blut.
Doch neue Mackel d'ran zu kleben
Der Feind des Heilands nimmer ruht —
D'rum will das Schwert im Kind ich führen,
Bis daß es selbst den Streit versteht.
Nie soll mich falsches Mitleid rühren,
Um das im Kind der Feind nur fleht."
Oscar v Redwitz.

Dagobert und Gerold wurden von dem alten Alexis öfters auf die Jagd genommen, und als Gerold mehr

zu Jahren kam, mußte ihm Dagobert die Armbrust und den Köcher tragen, zuweilen auch das Pferd führen. In jüngern Jahren war zwischen beiden kein Unterschied: jeder der Knaben hatte die gleichen Rechte, die gleichen Pflichten, die gleichen Freiheiten. Als aber Gerold in ein reiferes Alter trat, so mußte sich dieses Verhältniß einigermaßen ändern; es war aber nur eine scheinbare Veränderung — denn im Grunde genommen benahmen sich die Beiden dennoch wie Brüder gegen einander, und Einer that dem Andern, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Die Erziehung für den Stand, zu welchem Gerold bestimmt war, mußte nothwendig eine Veränderung herbeiführen, auch wenn sie nur äußerlich bestand. Dagobert versah also gewissermaßen das Amt eines Dieners, der fast so viel Freiheit hat, als der Herr selbst. Aber Beide hatten eine Pflicht, den Befehlen der Gräfin und des alten Alexis unterthan zu seyn. Ohne Gehorsam gibt es keine Selbstverläugnung, ohne Selbstverläugnung keine Demuth. Und ein christlicher Ritter soll nicht stolz seyn im Sinne und Geiste der Welt. Er soll nur in dem eifrigen Dienste der Armen, Wittwen und Waisen, und in dem begeisterten Schutz der Sittlichkeit und Unschuld seinen Stolz und seinen Ruhm finden. Gehorsam ist des Ritters und des Dieners erste Pflicht.

Es konnte den beiden heranwachsenden hoffnungsvollen Knaben — sie hatten das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt — fast kein besseres Vergnügen bereitet werden, als wenn Alexis sie auf die Jagd führte. Das war ein Rennen nach dem Pfeile und der Armbrust; das war ein Jauchzen durch den schattenreichen Hain. Und wenn dann ein Wild auf Schußweite nahe kam, wie sorgsam wurde dann die Sehne angespannt, wie eifrig der blanke Pfeil eingelegt und wie sicher getroffen! Und im Nu hatten sie sich auf das erlegte Thier geworfen, von klaffenden Jagdhunden muthwillig umringt. Alsdann ward die sichere Beute auf das Pferd gelegt und in's Schloß geliefert. Oft traten sie schwerbeladen den Rückweg an, um von schäckernden Mägden und muthigen Knechten freudig begrüßt zu werden.

Einmal ward in dem zum Schlosse Helfenstein gehörigen Forste ein weißes Reh bemerkt, und der alte Alexis meldete diese interessante Neuigkeit alsobald seiner

Gebieterin, die sich nicht wenig freute und den Befehl ertheilte, weder das weiße Reh noch die Jungen desselben zu erlegen: sie wollte eine Heerde solcher weißer Rehe besitzen. Da Gerold bei der Jagd nicht selten hitzig wurde und nicht sorgfältig Art und Geschlecht eines Thieres unterschied, oft auf's Gerathewohl die Armbrust abschoß und nicht einmal die Zeit beobachtete, in welcher die einzelnen Thierarten erlegt oder gehegt werden mußten: so erhielt er von der Gräfin den strengsten Befehl, der weißen Rehe zu schonen, oder beim Uebertritt des Gebotes der strengsten Strafe gewärtig zu seyn. Gerold versprach es; unter theuren Versicherungen verpflichtete er sich zur Vorsicht.

„Ich will sehen, ob du gehorchst," sagte die Mutter; „wenn du nicht gehorchst, hast's zu büßen." Mit diesen Worten ward der geliebte Sohn entlassen. Sein Entschluß stand fest — er wollte sich in Acht nehmen und der Rehe schonen; er gab sich Mühe, seinen Muth einzuschüchtern und seine Hitze zu mäßigen. Er hatte sich kräftig vorgenommen, der guten Mutter keinen Kummer zu bereiten, denn die Mutter liebte er wie sein eigenes Leben! Wie wehe that es ihm, wenn er ihr Schmerz bereitete! Wie blutete sein weiches Herz, wenn er die Mutter durch Ungehorsam betrübte.

„Du wirst ewig nie ein braver Ritter werden, wenn du nicht folgen lernst. Gehorsam und Demuth sind die ersten Tugenden eines Helden. Wie sollte er über Andere herrschen können, wenn er selbst nicht an Gehorsam, an Unterwerfung unter einen höhern Willen gewöhnt ist? Wie sollte er befehlen können, wenn er die Nützlichkeit des Gehorsams nicht aus eigener Erfahrung kennt?" — So sprach die Gräfin oft zu ihrem Sohne und dann setzte sie ernsthaft hinzu: „Darum will ich vor Allem haben, daß du gehorchen lernst!" — — —

An einem kalten Herbsttage gings hinaus in den Forst. Gerold ritt einen weißen Zelter mit prächtigen Decken behangen, zur Seite die Armbrust und auf dem Rücken den Köcher. Dagobert und Alexis ritten auf muthigen Rappen hinten nach mit den gleichen Waffen versehen. — Zu allen Seiten schwärmten muntere Jagdhunde, deren helles Geklaffe den dichten Forst erfüllte und in tausend Echo's wiederhallte. Das Hüfthorn erklang durch das

schwarze Dickicht und brachte Leben in die öde Waldeinsamkeit. Die drei kühnen Jäger eilten schnellen Rittes von Ort zu Ort, von Thal zu Thal, das flüchtige Wild zu erlegen. Hell ertönten die Hörner — allein keine Spur von Wild zeigte sich ihnen. Nur in der Ferne hörten sie zuweilen das hohle Girren eines einsamen verlassenen Taubers, oder das melancholische düstere Geschrei einer Eule. Da kochte das Blut gar heiß in Gerolds Adern; er hielt es für schimpflich ohne Beute zurückzukehren in die friedlichen Räume der Burg. Schon schickten sich seine Gefährten zur Heimkehr an und schon lenkten sie die ermatteten Rosse um, als Gerold mißmuthig ihnen zurief, ihm zu folgen. Und hinauf ging's im gestreckten Laufe den Hügel in ein junges Gehölz, der sichern Zuflucht der schüchternen Waldbewohner. Da schlugen die biegsamen Zweige hinter den schnellen Pferden zusammen und die Tritte tönten dumpfen Schlages zurück. Eine Viertelstunde dauerte der wilde Ritt; es entstand ein lautes Geräusch — eine Heerde der schönsten Rehe erhob sich und suchte flüchtigen schnellen Laufes das Weite. Gerold folgte ihnen nach, von seinen Gefährten unterstützt in deren Verfolgung, und unten im Thale hatten sie dieselben eingeholt. Hastig ergriff Gerold die Armbrust, griff schnell in den Köcher, zielte und — „vergiß die Mahnung deiner Mutter nicht!" rief ihm Alexis zu — schoß den sichern Pfeil in die Lenden des schönsten weißen Rehes; in der Hitze der Leidenschaft hatte Gerold den Befehl der Mutter vergessen. Betroffen stand er da und sah mit trauernder Miene auf die Beute, die ihn aber dießmal nicht freute. Er warf sie düstern Blickes und stumm auf das Pferd seines Gefährten Dagobert und gab Befehl zum Rückzuge.

Es war bereits Nacht, als sie zum Thore hereinritten, der großen Pforte zu. Anna stand im Erker und sah das weiße Reh auf Dagoberts Pferd. Man führte die Renner in den Stall — die Jagdfreunde traten in das gastliche Zimmer der Gräfin. Sie sah ernsthaft aus und sprach wenig; sie hatte sich mit eigenen Augen Kunde von der Uebertretung ihres strengen Befehles verschafft. Nach der Mahlzeit begann ein scharfes Examen, wobei es Gerold sonderbar zu Muthe war.

„Wer hat das weiße Reh erlegt?" fragte die Gräfin.

Die Jagdfreunde blickten einander an: man konnte es sowohl Dagobert als Alexis ansehen, daß sie die Strafe für Gerold für sich hingenommen hätten; allein wozu sollte eine Entstellung führen? Hatte Alexis je einmal in seinem Leben die Unwahrheit gesagt? Und wie sehr hätte Dagobert das Vertrauen der Gräfin getäuscht, wenn er die wahre Lage der Sache durch eine Lüge entstellt hätte, auch wenn es aus Liebe zu Gerold geschehen wäre? Wußte er nicht, daß die Gräfin keinerlei Rücksichten für ihren Sohn verlangte? Während also Alexis und Dagobert unentschlossen dastunden, trat Gerold hervor, eine Thräne der Reue zerdrückend, und sagte in bescheidenem Tone:

„Ich, liebe Mutter, ich habe es gethan.“ Und dabei zitterte ihm die Stimme und die Kniee wollten ihn vor Schrecken nicht tragen, als er die ernste Miene der Mutter sah.

„Du?“ rief diese aus und machte einen raschen Gang durch's Zimmer. „Du achtest so wenig auf meine Befehle? Ist das Gehorsam? Ist das schön von einem künftigen Ritter?“

„Ach, liebe Mutter, seyd nur nicht böse! Es soll nimmer geschehen. Ich will Euch nicht mehr wehe thun!“ Und er sprach diese Worte mit solcher Rührung, daß man an seiner Reue nicht mehr zweifeln konnte — es war sein vollkommener Ernst.

„Nun so laßt sehen!“ sprach Anna. „Ich will dich sogleich auf eine Probe stellen, und willst du mir gleich folgen, soll dir's wohl bekommen.“

„Ich will, ich will! liebe Mutter, ich will!“ rief der reumüthige Sohn innig gerührt aus. „Befehlet mir! Ich will!“ —

Nun hatte aber Gerold eine Armbrust, die ihm über Alles lieb war; er hatte sie von seinem Pathen, einem tapfern Grafen von Montfort, zum Geschenk erhalten. Er trug sie stets auf der Jagd — manchmal hing er sie während des Spieles an einen Baumast auf und gab sorgfältig Acht, daß ihr nicht ein unsanfter Stoß Mackel oder Schaden brachte. Sie war mit feinem Schnitzwerk reich verziert. So war zur Seite die wunderbare Mähre eingegraben, welche dem berühmten Eustach einst auf der Jagd widerfuhr; auf der andern Seite war Esau

als Jäger zu sehen, wie er dem Wilde nachzieht, um den Segen seines Vaters zu erhalten. Und mancherlei andere Sinnbilder und Historien waren künstlich auf derselben ausgeführt. Die Armbrust war das Kleinod, welches Gerold am höchsten zu schätzen wußte. Schon als ein Geschenk des Pathen war sie ihm unendlich theuer geworden. —

„Gib mir deine Armbrust!“ befahl in strengem Tone die Mutter.

„Hier, liebe Mutter!“ erwiederte Gerold, und dabei schaute er gar verwundert nach der Gräfin, deren sonderbarer Befehl ihm seltsam und eigen vorkam; er weigerte sich nicht.

„Nun so zerbrich die Armbrust vor meinen Augen, damit ich mich überzeuge, daß du gehorchen kannst!“ redete die Gräfin.

Ein härterer Schlag als der strenge Befehl der Mutter hätte Gerold im Augenblicke nicht treffen können. Er traute seinen Ohren kaum, und erst als die Mutter den Befehl im strengsten und gemessensten Tone wiederholte, überzeugte er sich von der Richtigkeit der Forderung. Er sah die Mutter erstaunt an — es half Nichts, sie blieb sich gleich; er bat mit flehendem Auge — die Mutter blieb unerschütterlich fest; er nahm seine Zuflucht zu eindringlichen Bitten — die Mutter achtete nicht darauf; er weinte — die Mutter konnte nicht erweicht werden; ach, die liebe Armbrust sollte er zerbrechen, lieber hätte er sich ein Auge ausgerissen. Er bat, flehte, weinte und entschuldigte sich wieder und nochmals: er fand keine Gnade vor den Augen der Mutter. Und doch that es ihr selbst wehe, ihren Sohn auf diese Weise strafen zu müssen! —

„Nun, geht's?“ fragte sie streng.

Gerold zauderte; er wollte nicht an's Werk.

„Was hast du mir theuer versprochen? Willst du dein Wort halten?“ sagte Anna, und die kurze Frage zeigte dem Sohne den unerbittlichen Ernst der gerechten Forderung.

Da griff Gerold nach der Armbrust, drückte sie herzhaft an seine Füße: ein starker Druck, und das prächtige Instrument lag in Stücken und Splitter auf dem ausgelegten Boden. Beim Anblick der theuren Reste

konnte sich Gerold eines langen Weinens nicht enthalten. Als er ausgeweint hatte, sprach die Mutter im verzeihenden Tone zu ihm: „Siehst du nun, was du von deinem Ungehorsam hast? Hat er dir genützt oder geschadet? Siehe, so schadet der Ungehorsam einem Jeden, wenn auch nicht auf der Stelle. Sey also künftighin klüger und lerne gehorsam seyn!"

Und es setzten sich Alle an den Tisch und verzehrten süßes Obst, welches eine dienstthuende Magd in das Zimmer getragen hatte; Gerold bekam von Allem das Beste. Das Licht war bereits abgebrannt und die Stunde der Ruhe rückte heran. Da nahm die Gräfin noch einmal das Wort und sprach:

„Siehe, Gerold, du hast heute gesehen, welche böse Folgen der Ungehorsam nach sich zieht. Du sollst auch fühlen, welchen Gewinn der Gehorsam bringt."

Und die Mutter öffnete ein Gemach und brachte aus demselben eine treffliche Armbrust mit reichem Schnitzwerk von Silber und Elfenbein. Gerold stand verwundert da und wußte wiederum nicht, wie ihm geschah. War die Armbrust für ihn bestimmt? Wem sollte sie gehören?

„Diese Armbrust schenke ich dir, mein Sohn! Sie sey von heute an dein Eigenthum. Sie gehörte einst meinem Vater — er hat sie als Knabe getragen, hat sie häufig gebraucht und ward ein guter Schütze. Aber du sollst sie erst an deinem Geburtstage benützen; sie bleibt indessen in meinem Schranke. Du folgst deinen Gefährten wie bisher auf die Jagd — aber ohne Armbrust. Dagobert wird deine Stelle vertreten. Nach deinem Geburtstage ziehest du aus mit der blanken Armbrust, und da darfst du erlegen, was dir in den Weg kommt — selbst ein weißes Reh. Und nun sey zufrieden und geh' zu Bette; bete aber dein Ave und bitte den Heiland, daß er dich Demuth üben lerne: ohne Demuth gibt es auch keinen Gehorsam. Und nun gute Nacht, meine Lieben! Gehabt euch wohl!"

Es liefen dem Sohne die hellen Zähren über die Wangen; erst jetzt that es ihm in der Seele wehe, seine gute Mutter beleidiget zu haben. Die Güte und Liebe ihres edlen Herzens hatte ihn gewonnen.

Gerold ging nachmals oft auf die Jagd und wurde ein guter Schütze. Seinem sichern Arme entging kein

Thier, so scheu es sich auch geberdete. Er ward geschickt und treu. Nie vergaß er jenen Abend nach der Jagd auf das weiße Reh; oft erinnerte er sich an jenes Ereigniß, wenn er seinen eigenen Willen über ein höheres Gebot erheben wollte. Er hatte seiner Mutter Gehorsam versprochen — und hat sein Versprechen auch redlich gehalten.

So erzog Anna ihren Sohn zur Uebung des Gehorsams.

*

Ohne die Uebung des Gehorsams ist gar kein öffentliches Leben möglich; Staat und Kirche, Familie und Gemeinde könnten ohne Ausübung dieser erhabenen Tugend gar nicht bestehen. Daher ist die Erziehung für den Gehorsam in der christlichen Pädagogik von jeher ein sehr wichtiges Capitel gewesen. Das Kind muß gehorchen lernen; man soll mit ihm nicht rechten — folgt es nicht, so kommt die Strafe. Consequenz ist in dieser Hinsicht die Hauptsache. Man muß die religiöse Wahrheit dem Kinde nicht etwa nur vorsagen, man muß sie ihm nicht nur theuer machen, sondern man muß auch darauf halten, daß die Wahrheit geübt wird. Kinder müssen sich in die Ausübung der Wahrheit einleben.

So drang Anna bei Dagobert und Gerold strenge auf die Erziehung zum Gehorsame; sie zeigte nicht nur die Wichtigkeit des Gehorsams, sie blieb nicht allein theoretisch — sie veranstaltete, daß der Gehorsam auch wirklich geübt wurde. Nicht minder wichtig für die sittliche Erziehung ist die Abtödtung. Man gewährt in unserer Zeit den Kindern gar manche Genüsse, ohne welche sie völlig gut leben könnten. Man macht sie, namentlich in den Familien der höhern Stände, zum Sclaven ihres Gaumens, gewöhnt sie an Leckereien und Näschereien und kommt auf dem bequemsten Wege von der Welt dazu, daß sich der Körper der Botmäßigkeit des Geistes entzieht, und der Geist ein unmächtiger Diener des Fleisches wird. Wer seinen Gaumen nicht im Zaume hat, ist ein Sclave der Lust. Wie kann der Großes vermögen, der sein Fleisch nicht bezähmen kann, der nicht im Stande ist, sich einen unerlaubten Genuß zu versagen? Um den Geist Christi in sich zu bewahren

und die unedeln Triebe in uns zu erdrücken, ist die Abtödtung durchaus nothwendig. Der Apostel sagt in dem Briefe an die Römer: „Die fleischlich sind, trachten nach dem, was des Fleisches ist; die aber geistig sind, streben nach dem, was des Geistes ist. Denn die fleischliche Gesinnung ist Tod, die geistige Gesinnung aber ist Leben und Friede; denn die fleischliche Gesinnung ist Feindschaft wider Gott, weil sie sich dem Geiste Gottes nicht unterwirft — oder sie vermag es nicht. Welche fleischlich sind, die können Gott nicht gefallen. Ihr aber seyd nicht fleischlich, sondern geistig, wenn anders der Geist Gottes in euch wohnet. Wenn aber Jemand den Geist Christi nicht hat, der ist es nicht.“ — — —

Der vierzehnte Geburtstag des jugendlichen Grafensohnes war angebrochen. Gerold sollte bald hinaus aus dem heimathlichen Schlosse, um als Page einem Ritter zu dienen und um sich mehr in die Tugenden und Fertigkeiten eines deutschen Helden und Ritters einzuleben. Seine Mutter hatte seine Tugenden auf mehrfache Proben gestellt, und wenn sie alle Fälle zusammenstellte, so konnte sie mit dem Ergebnisse ihrer Bemühungen wohl zufrieden seyn. Gerold war ein hoffnungsreicher Sohn; er war deßhalb auch die Freude der Mutter, ihr Stolz und ihr Ruhm; allein sie ließ es ihrem Sohn bisher nicht direct merken; sie sagte ihm nicht alle Augenblicke das Register seiner körperlichen und geistigen Vorzüge her. Anna haßte alle unnützen Schmeicheleien.

Dieser langersehnte Geburtstag sollte besonders recht feierlich abgehalten werden. Als der Tag anbrach, umarmte Gerold wie gewöhnlich seine zärtliche Mutter, die aber heute ernster als sonst gestimmt war; es war ja der Geburtstag ihres geliebten Kindes, auf dem alle ihre Hoffnung ruhte — und konnte ihr braves Kind nicht einmal eine Beute der Verführung werden? Wer gab ihr die sichere Bürgschaft, daß ihr Sohn immer fromm bliebe bis an sein Ende, wenn er, hineingeworfen in den Strudel des Weltlebens, das Schwert gegen sich selbst führen sollte? Wohl bleiben sie unvergeßlich die vielen Eindrücke der Mutterliebe; wohl erzieht sogar der Schatten der Mutter und es bildet deren Athem; allein die Welt ist nie unthätig, einen gut gearteten Sohn in das Netz des tollen Weltlebens zu ziehen und

ihn auf immer zu fesseln. Und wie spät erwachen oft die Eindrücke, die man der guten häuslichen Erziehung verdankt? Welche Gefahren für die Sittlichkeit bietet der Umgang mit der Welt?

Anna konnte deßhalb den heutigen Tag nicht ohne ein inniges Gebet für das Wohl ihres Sohnes beginnen. Sie hatte ja die Wirkung des Gebetes schon oft an sich selbst erfahren, und sie drang auch auf die Uebung des Gebetes in ihrer Umgebung. Wir sehen deßhalb auch heute früh eine andächtige Gruppe in der Burgkapelle knien: es ist die Gräfin, ihr Sohn, Dagobert und Alexis. Sie beginnen den Tag mit Gebet und mit dem reuigen Bekenntniß ihrer Sünden vor dem Priester. Sie wollten sich an dem Geburtstage Gerolds stärken mit dem Himmelsbrode — mit dem Leibe des Herrn. Was wäre denn auch Gutes daraus erwachsen, wenn sie sich körperlich hätten wohl seyn lassen? Besser hätten sie diesen feierlichen Tag nicht beginnen können, als durch aufrichtige Aussöhnung und Vereinigung mit dem lieben Gott und Heiland. Ihre Andacht war rührend und heiß; mit ihrem Gebete vereinigte sich das herzliche und inbrünstige Gebet des frommen Priesters beim allerheiligsten Opfer. Der Mutter stürzten Thränen aus den Augen, als ihr Sohn aus des Priesters Hand den heiligen Leib des Herrn empfing. Wie mag ihr wohl zu Muthe gewesen seyn, der treuen sorgenvollen Mutter! Welche Gefühle mögen wohl ihre schlagende Brust durchzuckt haben beim Anblicke ihres Sohnes! Hatte sie ihn tüchtig gemacht, das Schwert gegen seine Leidenschaften zu führen?

Nachdem der Gottesdienst geendet hatte und nachdem ein frugales Morgenmahl gehalten war, mußte sich Gerold auf sein Zimmer begeben, um sich in stiller Betrachtung mit Gott zu unterhalten. Der Geist der Abtödtung und Betrachtung sind nicht von einander zu trennen; es kann keiner ohne den andern bestehen — einer muß den andern unterstützen und vervollkommnen. Aus der Betrachtung schöpft der religiöse Mensch Muth und Kraft, deren man zur Abtödtung bedarf. Eine stille geistige Sammlung macht die Einkehr des Geistes Gottes in uns möglich. Wer sich in stiller Einsamkeit geistig nicht sammeln kann und wer nicht im Stande ist, aus

dem Geiste der Welt zu scheiden, der wird nicht tugendhaft werden. Wunderbar sind die Ergebnisse für die Pflege der Sittlichkeit, welche sich aus dem Geiste der wahren Betrachtung ergeben. — Das wußte Anna wohl; allein sie wollte es nicht bloß wissen, sie wollte es auch geübt haben. Wohl war ihr bekannt, wie schwer es der Jugend anfänglich fällt, sich in den Geist der Betrachtung einzuleben, sich in stillen Stunden allein mit Gott und göttlichen Dingen zu beschäftigen und alle Weltgedanken sich aus dem Sinne zu schlagen; wohl war ihr bekannt, wie leicht die Jugend sich der geistigen Zerstreuung hingibt und auf allerlei unnütze Gedanken sinnt, und wie verderblich manchmal diese Gedanken der Uebung der Tugend werden; allein gerade deßhalb wollte sie in ihrem Sohne den Geist der christlichen Betrachtung erwecken nnd befestigen.

Gerold war im Zimmer ganz allein sich selbst überlassen. Vor ihm lag eine Pergamentrolle mit allerlei Zeichen überschrieben: es war ein Erbauungsbuch, in das er oft mit frommer kindlicher Zuversicht blickte; denn die Erziehung seiner Mutter, welche hauptsächlich auf Abtödtung, Gehorsam, Selbstüberwindung und Demuth abzielte, hatte in ihm schon einen solchen Grad geistiger Stärke erzeugt, daß es ihm nicht schwer wurde, in einsamen Stunden sich lange und innig mit Gott und seinen Heiligen zu unterhalten. Ein Ritter ohne Tugend, sagte er oft zu sich selbst, ist ein Baum ohne Frucht. Auch heute an dem feierlichen Tage seiner Geburt lag er dem Gebete und der frommen Betrachtung ob; er gedachte seines Taufgelübdes, des Versprechens, stets zu gehorchen, wenn es Pflicht und Gewissen nicht verbieten, und das er seiner Mutter mit heiligem Ernste gelobt hatte; er sann nach über seine Vergangenheit, prüfte seine Seele und seine Gedanken ohne alle Selbstliebe und Selbstgefälligkeit; er schaute in seine Zukunft, und er sah sich im Geiste am Rande des heiligen Grabes mit dem heiligen Kreuze geschmückt, als Ritter des heiligen Kreuzes. Und bei dieser Betrachtung ließ er sich bewegen von dem leichten Fluge seiner Einbildung, die ihm diesen Gegenstand in trefflichen Farben darstellte.

Die Thüre ging auf; die Mutter trat herein. Sie holte den lieben Sohn zum festlichen Mahle. Gerold trat

in den reich verzierten Saal und erblickte zu seiner großen Freude die schöne Armbrust hinter seinem Sitze aufgehängt. Er war ganz Freude und Wonne und drückte der Mutter zärtlich die Hand. Das Gebet war geendet; man hatte sich gesetzt. Es wurde aufgetragen. Ein herrlicher Wein schillerte auf dem Tische in den Bechern und Gläsern und sah gar einladend aus. Alexis war besonders heiter; Dagobert griff tüchtig zu; er freute sich herzlich des schönen Festes, nicht als ob ihn die würzigen Speisen und der funkelnde Wein einzig und allein angezogen hätten — das Fest galt seinem geliebten Gerold, der nun bald sein Herr werden sollte, und das war ihm eine genügende Aufforderung, sich zu freuen und zu erheitern. Unter fröhlichen Gesprächen schwand Stunde um Stunde. Endlich trug man das Lieblingsgericht der beiden Knaben auf: ein fetter Rehbraten mit süßduftender Brühe. Das war ein sehnsuchtsvolles Schauen auf den würzigen Bissen! Allein die erste Freude sollte für den Augenblick verrauchen.

„Wir sollten das heutige Mahl mit einem guten Werke schließen!“ sagte die Gräfin. „Ihr alle wisset, in welcher Noth der alte Franz lebt. Wir haben uns bereits hinlänglich gesättigt und bedürfen nicht eines Mehreren. Wie wäre es, wenn wir dieses Gericht — und sie deutete auf den Braten — nach seiner Hütte senden würden? Ich meine, Dagobert und Gerold sollten ihn zum alten Franz tragen. Es wird ihn freuen, und wir können uns den Genuß schon versagen. Nicht wahr?“

Da gab es schiefe Gesichter von Seite der beiden Knaben. Ihre Freude war dahin, denn sie wußten wohl, was ein Wort aus dem Munde der Mutter sagte und bedeutete. Sie mochten sich darein schicken oder nicht, der Befehl der Mutter machte dem Zaudern ein Ende.

„Führt zwei Pferde vor!“ rief Anna. „Sie mögen den Imbiß zur Hütte hinab bringen!“

Die Knaben machten sich reisefertig; die Pferde standen bereit und wurden, wiewohl ungern, bestiegen, und so ging es hinab den steilen Schloßberg, der zerfallenen Hütte des alten Franz zu. Gerold und Dagobert hatten für heute von dem schönen Stück Braten nur den süßen duftenden Geruch. Der alte Franz sollte statt ihrer den

Imbiß empfangen. Der Geburtstag des Sohnes sollte durch einen Act der Wohlthätigkeit geschlossen werden.

Unten am Fuße des Schloßberges, von düstern Tannen umsäumt, lag die zerfallene Hütte des alten Franz. Es sah in seiner Wohnung recht betrübt und elend aus. Die Fenster waren zerschlagen und der Wind konnte nach allen Richtungen durchziehen. Die Wände waren feucht und an vielen Orten mit grauem Schimmel überwachsen. Das Strohdach fing an zu faulen und es war mit grünem Moos fast ganz bedeckt. Das Bett des Alten war schlecht und unreinlich und so hart als eine Tenne. Die Kleider desselben waren zerrissen und es hingen lange Fetzen an der Leinwandjake herab; die Beinkleider hatten unterhalb Fransen, und die Schuhe hatten halbe Sohlen. Die Gräfin hatte zwar dem Alten schon viel Gutes gethan; aber an Reinlichkeit hatte sie ihn noch nicht gewöhnen können. Er war in Schmutz und Unrath aufgewachsen und wollte sich nicht in ein anderes Element schicken. So lange er jung war, hatte er sich als Kohlenbrenner und Holzhacker manchen Kreuzer verdient; aber Häuslichkeit war nicht seine Haupttugend gewesen. So kam es denn, daß er hin und wieder in der drückendsten Armuth lebte und kaum hatte, um das elende Leben zu fristen. Gerold und Dagobert kamen heute gerade zur rechten Zeit, denn Franz hatte schon seit drei Tagen keinen warmen Bissen in den Mund gebracht. Er schaute deßhalb hoch auf, als er die zwei schmucken Jungen dem Häuschen zureiten sah. Noch höher stieg aber seine Verwunderung, als sie abstiegen und auf die Thüre seiner Hütte zuschritten. Franz ging ihnen entgegen, machte einen Bückling und nahm die Gaben in Empfang; Gerold und Dagobert folgten nach in die feuchte Hütte.

„Gelobt sey Jesus Christus!" sagte Gerold, als er zu dem Alten eintrat, der eine feine dankbare Miene schnitt und sich über die Jugendlichkeit der beiden Reiter groß verwunderte.

„In Ewigkeit, liebe Herren!" erwiederte er auf den frommen Gruß, und sprach: „Was führt Euch denn hierher, ihr — —"

„Einen schönen Gruß von der Mutter!" unterbrach ihn Gerold. „Und hier schickt sie Euch einen freundlichen

Gruß. Ihr möget's ihrer gedenken mit einem andächtigen Vaterunser und einem herzlichen Ave!"

„Danke, danke vielmal, liebe junge Herren! Kommt eben recht! Will's gedenken! O die gnädige Frau!" und so murmelte er noch manche Seufzer zwischen den Zähnen durch, die aber weder Gerold noch Dagobert verstunden.

Gerold und Dagobert hatten ihren Auftrag ausgeführt und konnten also wieder zum Schlosse zurückkehren. Sie wurden hier glänzend empfangen. Das ganze Hofgesinde hatte sich versammelt. Jung und Alt stand mit wehenden Tüchern bereit und grüßte schon von Ferne die eilenden Reiter auf den flüchtigen Rennern. Als sie sich dem Schloßhofe näherten, ging ihnen der ganze Schwarm entgegen und erhob ein jauchzendes Freudengeschrei; der alte Alexis rührte sogar die Kriegstrommel — eine Uebung, die er hin und wieder mit sich selbst und den beiden Knaben vorzunehmen pflegte. An der Eingangspforte waren Kränze aus grünen Zweigen und bunten Blumen aufgehängt und sinnige Inschriften waren dazwischen zu lesen. Anna kam ihrem Sohne entgegen und fiel ihm vor Freuden um den Hals, indem sie heftig schluchzte; auch Dagobert mußte sich die Umarmung der zärtlich gesinnten Gräfin gefallen lassen.

Jetzt ging's in den Saal, welcher gegen Sonnenaufgang lag und an den großen Rittersaal anstieß. Hier waren Sitze und Bänke aufgeschlagen und um die Tische gestellt worden. Ein rosiger Duft erfüllte den weiten Raum und verbreitete eine angenehme Empfindung. Die gesammte Dienerschaft des Schlosses mußte sich setzen; denn heute an dem Geburtstage des Sohnes sollten sie feierlich von der geliebten Gebieterin gespeist werden; sogar die Dienstboten aus den gräflichen Höfen und Besitzungen mußten dabei erscheinen. Das war ein Fest, das war eine Freude! Wenn sich der arme Taglöhner von dem Reichen geehrt und geliebt findet, so thut ihm die Freude gerade noch einmal so wohl; denn getheilte Freude ist doppelte Freude, und: S e y h o c h b e s e l i g t o d e r l e i d e, d a s H e r z b e d a r f e i n z w e i t e s H e r z! Und so war es auch hier! Es herrschte in dieser glücklichen Stunde die herzlichste Zufriedenheit, die ungetrübteste Heiterkeit. Man konnte es in allen Gesichtern lesen, daß heute ein Festtag sey. Anna, Alexis und die beiden

Knaben warteten auf, und man ließ es am rechten Aufwande nicht fehlen, um diesen Tag so feierlich und heiter zu machen als möglich. Als aber die Reihe an den köstlichen Rehbraten kam, sollte auch den beiden Reitern ihr Stück zu Theil werden, und Gerold hat oft versichert, daß ihm der Braten nie so gut geschmeckt habe als damals, und doch habe er gerade keinen großen Hunger empfunden. Der altdeutsche Humpen ging tüchtig herum bei der heitern Gesellschaft. Alexis sprach den muntern Gästen wacker zu; die Gräfin ließ es an Aufmunterungen nicht fehlen. Den Schluß des fröhlichen Mahles bildete ein Reisbrei, mit Zucker und Zimmt bestreut — ein Lieblingsgericht der damaligen Zeit. So hatte die zartfühlende Gräfin ein eigentliches Familienfest gegeben! Und der Genuß that dem Gesinde nur so wohl, weil Alle fühlten, daß die Gaben von einem guten menschenfreundlichen Herzen gespendet wurden. Die Gesinnung, welche die Gabe bietet, erfreut noch mehr als die Gabe selbst. —

Das Mahl war vorüber. Die Gäste hatten sich gelabt mit guter Speise und süßem Trank. Es war bereits Nacht; schon zeigten sich deren Schatten, und am Himmel stiegen die Sternlein auf in ihrer Pracht und Schönheit. Das Ave erklang und nach herzlichem Gebete zerstreute sich die Gesellschaft.

Anna aber nahm ihren Sohn und Alexis auf ihr Zimmer, wo sie bei hellem Kerzenscheine noch lange bei einander blieben und sich auf die unschuldigste Weise unterhielten. Dagobert mußte auf sein Schlafzimmer gehen, um am Morgen wieder rüstig zu seyn. Die Gräfin sprach heute Abend zum erstenmale unumwunden ihre Zufriedenheit mit dem Betragen, den Fortschritten und Eigenschaften ihres Sohnes aus; der alte Alexis sollte ein Zeuge seyn. Sie wußte Manches zu rühmen, Manches zu loben, aber auch zur Ausübung von vielen später folgenden Thaten zu ermuntern und zu erinnern. Sie umarmte ihren Sohn und sprach: „Gerold, aus dir wird ein Mann!“

Sechstes Capitel.

Im Rittersaale.

„Mein Schwert ist scharf, mein Arm ist stark,
Mein Aug' ist klar und frisch mein Mark.
Wie Einer nur ich fechten kann,
Ich habe Muth für hundert Mann;
Doch ohne zu dem Herrn zu fleh'n
Getraut ich nicht in Streit zu geh'n."
Oscar v. Redwitz.

Es scheint der Mond; die Sterne funkeln am Himmel voll wehmüthiger Reinheit. Das scharfe Pfeifen eines Nordwindes, eines trockenen, unheilbringenden, eisigen Windes kreuzt sich, schleicht dahin und bricht in grimmigen Stößen hervor. Mit seinem rauhen und schneidenden Hauche fegt er die steilen Höhen des Helfensteins — die Nacht bricht drohend herein.

Gerold, Dagobert und Alexis durchirren die labyrinthischen Gänge der Burg; Dagobert hält ein flackerndes Kerzenlicht in seiner zitternden Hand; Alexis trägt einen Bund großer Schlüssel in der Rechten — manche sind vom Roste angefressen und nehmen sich neben den blank geschliffenen sonderbar aus. Es ist kalt und unheimlich in den Gängen. Gerold zieht das Kleid fest an sich und Dagobert haucht sich in die Hand. Jetzt stehen sie vor einer großen Thür; sie ist mit starkem Eisen beschlagen und oberhalb bogenförmig zugeschnitten. Sie ist in Gegenwart der beiden Knaben, welche dem Jünglingsalter so nahe gereift sind, noch nie geöffnet worden. Schon oft sind sie vor der massiven, kolossalen Thüre stehen geblieben und geheimnißvolle Ahnungen haben sie jedesmal ergriffen. Was mag wohl hinter dieser Thüre verborgen seyn? so fragten sie sich gegenseitig, und eine ängstliche Neugierde griff Raum in den halbgeängstigten Herzen.

Heute nun stehen sie wieder da und das nämliche Gefühl erwacht in der beklommenen Brust. Alexis hat den Schlüssel und sie bitten den alten Freund, zu öffnen. Er willfahrt der Bitte und öffnet rasch. Sie stehen im Rittersaale. Ein großer Saal thut sich auf vor den erstaunten Blicken. Sorgsam ist er bisher den Knaben verschlossen gewesen, und heute nun treten sie mit schüch-

ternen Tritten hinein in die alten ehrwürdigen Hallen. Seit dem Abgange des Ritters Burkhardt herrschte hier eine feierliche Stille, und er sollte nur wieder belebt werden nach der Ankunft des Helden von seiner Reise, von seiner frommen Pilgerfahrt zum heiligen Grabe. So hatte es der Graf verlangt. Aber schon sind fünfzehn Jahre verschwunden: keine Nachrichten sind von seinen Schicksalen angelangt — man weiß auf der Burg Helfenstein nicht, soll man ihn unter die Lebendigen zählen oder unter die Todten.

Ein eigenes Gefühl fährt heute durch die Herzen der Eintretenden. Alexis erinnert sich mit Wehmuth der glänzenden Bankette, die der edle Graf seinen Freunden und Getreuen gab und die seine Herzensgüte verschönerten. Er denkt mit sichtbarem Schmerze der freudigen Lust, welche einst diese erhabenen Räume füllte und von der die Herzen Aller bewegt wurden. Hier klangen die hellen Töne der Trompeten beim Tanze; hier klirrten die Waffen und die blanken goldenen Sporen, und hier grillten die lauten schmetternden Klänge der Hörner und die scharfen Töne der Pfeifen. Da funkelte ein perlender Wein im ehernen Becher, und heiter machte der mittelalterliche Humpen die Runde in dem geselligen Kreise. Alle diese Gedanken gehen heute an Alexis vorüber, er bleibt am Eingange sinnend stehen, während die beiden Knaben rasch vorwärts eilen, das flackernde Licht in der zitternden Hand.

Alexis ist ihnen gefolgt. Er steht mitten im Saale und schaut umher, die Wände mit dem feuchten Auge messend. Die Knaben sind freudiger gestimmt; sie treiben sich munter im Saale herum und betrachten ihn; für Alexis bietet ja der Saal nichts Neues dar, er ist für ihn nur ein stummer Zeuge entschwundener schöner Tage, und erweckt in ihm nur die Erinnerung an längst genossene bessere Zeiten. Ach, wenn der Graf da wäre! seufzte er, und sein Herz weinte in tiefstem Schmerz. Er liebte seinen Herrn — war er nicht sein Gefährte im heiligen Kriege?

Der Saal, in dem sich Alexis mit den Knaben befindet, ist groß und mit alten Bildern, mit Porträts der gräflichen Familie und mit Prachtstücken aus der schönsten mittelalterlichen Zeit geschmückt — sie stellen Scenen

aus dem zweiten Kreuzzuge dar. Die Wände sind von schönem Getäfer aus Nußbaumholz reich verziert; der Fußboden ist gleichfalls aus Nußbaumholz und es sind allerlei groteske Figuren und Sinnbilder in denselben mit geschickter Meisterhand eingegraben. An der Bühne des Saales hängt ein massiver Kronleuchter mit Wachskerzen versehen. Wie mag das Lichtmeer einst bei den nächtlichen Festgelagen geglänzt haben! Die Fenster sind aus runden Glasscheiben künstlich zusammengefügt. Ein ungeheurer Ofen steht nicht weit von dem Eingange — er mag einst reiche Wärme gespendet haben! Im Hintergrunde stehen starke Tische aus Eichenholz und auf denselben sind Schränke und Stühle aufgespeichert. Sonst ist der weite Raum leer; er ist für den Reigen, für den muntern Ringeltanz, für das heitere Spiel mit Schwertern und Lanzen bestimmt. Das ist der Saal, in welchen Alexis mit den Knaben eingetreten ist. Hier stehen sie nun und schauen einander mit stummem Blicke an. Eine lautlose Stille herrscht jetzt. Die Knaben stehen um den alten Diener und blicken scheu zu ihm empor; sie ahnen seine seltsame traurige Stimmung, und sie schweigen. —

Alexis ergreift den erstaunten Gerold bei der Hand und führt ihn vor ein großes Bild. Das Bild ist mit vergoldeten Rahmen eingefaßt, und auf dem Rahmen sind viele blumen- und blätterartige Gebilde eingegraben. Es stellt uns eine junge Dame im reizendsten mittelalterlichen Costüme dar. Das Auge der Dame ist mild, ein helles Feuer blitzt aus demselben und aus der angenehmen Wölbung, welche sich über dem Auge erhebt, leuchtet ein glänzender Rubin — ein Augenstern voll Zartheit und tiefsinniger Wehmuth. Das lichtblonde Haar wallt kühn über den weißen blendenden Nacken und ist an der Stirne herab in zierliche Locken gebunden. Ein schwarzes Sammtcorset ist um den schlanken Oberleib geworfen und auf dem Busen liegt ein schneeweißes Busentuch mit einer glänzenden schimmernden Vorstecknadel geziert, auf deren Knopf ein Rubin in leuchtender Farbenpracht blinkt. Um die Hüften legt sich ein bläulicher Gürtel, an dem ein kleiner Schlüsselbund, dem nothwendigen Eigenthum einer Frau zur Zeit der Kreuzzüge, an messingenem Reifchen hängt. Um den Hals schlingt sich eine kostbare Perlen-

schnur, an welcher ein Kreuzchen vom reinsten Golde befestigt ist. Auf den Wangen lagert sich ein leichtes Roth. Das Bild stellt uns ein Muster weiblicher Anmuth und Grazie dar. Gerold, dem Dagobert nachgefolgt ist, bleibt sinnend vor dem Bilde stehen, als ob er dessen Antlitz Zug für Zug musterte und mit einer ihm wohlbekannten Dame zu vergleichen schien. Manche Aehnlichkeit hat er schon entdeckt, Manches will nicht harmoniren mit dem Gegenstand, den er sich vorstellt und der ihm so lieb und werth ist.

„Kennst Du dieses Bild hier?" spricht nun Alexis zu Gerold. „Ich glaube, Du solltest es erkennen! Manches trifft freilich nicht mehr ganz zu."

„Meine Mutter, meine Mutter!" ruft Gerold entzückt aus, und er springt auf das Bild los, als wollte er es vor Freude in seine geöffneten Arme einschließen.

„Ja, diese ist's und keine andere!" entgegnet Alexis, als er dem hocherfreuten Knaben näher kommt und ihm freundlich auf die Schulter klopft.

„O wie schön!" — weiter spricht Gerold nicht. Sein Herz fühlt mehr als er aussprechen kann.

„So sah sie aus, als sie die Braut deines Vaters war. O sie war damals schon ein Muster ihres Geschlechtes!" erwiedert der alte Alexis.

Die Anwesenden bleiben vor dem Bilde stehen; sie bewundern es, betrachten es und können sich kaum satt sehen. Gerold will sich entfernen, er kehrt um und beginnt seine Betrachtung von Anfang. Dagobert bleibt bei ihm, er unterdrückt seine Empfindungen — das junge Herz muß sie einschließen. Auch er hatte einst eine gute Mutter — schon längst ist sie dahin; sie modert nun im Grabe, aber sie segnet vom Himmel herab ihren guten Sohn. —

„Hierher!" spricht nach einer Weile der treue alte Diener.

Die Knaben kehren sich um, und vor ihnen hängt ein anderes Bild an dem Getäfer des großen Rittersaales. Bei diesem Anblick reißen die beiden Knaben die lebhaften Augen auf: es steht das Bild eines Mannes in seinen besten Jahren vor ihnen. Er hat eine zierliche hohe Gestalt; der Glanz seines schönen schwarzen Auges wäre kaum auszuhalten gewesen, wenn der Mann ge-

lebt hätte. Die Nase ist breit und endigt in einer vierkantig angedeuteten Halbfläche. Auf seinem hervorstehenden Kinn breitet sich ein üppiger Haarwuchs aus, der in eine kühne Bartform eingezwängt ist. Die Lippen sind roth und zwischen denselben scheint eine Reihe blendend weißer Zähne zu stehen. Seine Haare sind hellkastanienbraun, gekräuselt, und hängen in zierlichen Locken über den runden Kopf zu beiden Seiten der Schläfe herab und über den starken stolzen Nacken. Sein Kleid ist zugeknöpft — ganz nach militärischer Haltung — und auf der rechten Schulter ist ein rothes Kreuz. Der tiefe Blick des Mannes und seine breite Stirne kündigen einen mächtigen Geist an, während die Wölbung seiner Brust und seine kräftigen Schultern eine derbe physische Organisation andeuten. Der Mann ist in seiner vollen Jugendkraft und Geistesstärke gezeichnet. Er ist zum Sprechen getroffen.

„Wen mag dieses Bild vorstellen?" sagt Alexis, als die Knaben das Bild gemustert hatten.

Es erfolgt keine Antwort.

„Es ist das Bildniß deines Vaters! So sah er aus als er mit dem Gedanken umging, sich an's heilige Kreuzesheer anzuschließen. Betrachtet ihn recht!" spricht hierauf Alexis.

Alles bleibt stumm; eine lautlose Stille ist im Saale. Aber plötzlich wendet Alexis das Auge nach Gerold um: er weint, er zittert vor Schmerz. Er sieht das Bild des Vaters — den Vater hat er nicht! Wie traurig ist ihm zu Muthe! Er will sprechen und kann es nicht; er will froh seyn und ist hiezu nicht im Stande: er hat nur Thränen. Wie hätte auch ein gutes Kind beim Anblicke dieses lieben Bildes ohne Rührung bleiben können! Wie oft hat sich der hoffnungsvolle Knabe schon nach seinem Vater gesehnt! Er hat ihn in seinem Leben noch nie gesehen. Nie ist ihm das theure Wort Vater über die Lippen gekommen — und jetzt sieht er das sprechende Bildniß dessen, den er bisher ungekannt so herzlich geliebt hat. Er weiht dem ersten Anblick den heiligsten Tribut kindlicher Liebe. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in welchen der Mensch naturnothwendig ohne Sprache bleiben muß; die Gefühle, welche das

Herz durchkreuzen, sind zu erhaben und edel, um sie in Worte einschließen zu können. — — —

Noch stehen Dagobert und Alexis mit Gerold vor dem Bilde; sie können sich von ihm nicht trennen. Gerold bleibt noch lange in Gedanken versunken und erhebt sein Auge zum Abbild des Vaters. Er will nicht weiter — sein Herz ist bei dem lieben Vater!

„Sonderbar, ei, sehr sonderbar! da sehe ich das nämliche Gesicht auch, und hier auch, und hier, wie auf dem ersten Bilde von Gerold's Vater," ruft Dagobert im Tone des höchsten Staunens aus und hüpft in die Höhe.

Da erwacht Gerold aus seinen Träumen und springt auf Dagobert zu und faßt ihn heftig bei der Hand.

Wo, wo ist es?" fragt er ihn hastig; und Dagobert zeigt ihm die neue Entdeckung, und Gerold findet Alles wie Dagobert; sie bleiben verwundert stehen und schauen sich verlegen an.

„Sonderbar!" spricht endlich Gerold. „Wo ist Alexis? Geschwind, er muß es uns erklären!"

„Was habt ihr, Kinder?" erwiedert Alexis.

„O sieh, ob das nicht das Bildniß meines Vaters ist — und hier — und hier!" ruft Gerold freudetrunken aus.

„Es ist's!" sagte Alexis.

„Was soll das heißen? Wie kommt mein Vater hieher? Geschwind sage es!" Und nun umfaßt Gerold dem Alten so heftig die abgemagerten Hände, daß sie ganz blau werden.

„Aber, Kinder, bedenkt, es ist schon zu spät, es wird bald —" Alexis kann nicht ausreden, die Knaben fallen ihm rasch in die Rede.

„Es ist nicht zu spät," rufen sie, „laß uns hören!" Und sie dringen auf den Alten ein und bitten ihn mit flehenden Augen um Erfüllung ihrer Bitte.

„Aber —" will Alexis einwenden.

„O wir bitten, wir bitten!" rufen sie wie mit einer Stimme, und Alexis muß einwilligen.

„So sey es!" spricht er. „Setzt euch und seyd ruhig!" Und er beginnt:

*

„Um das Jahr 1144 stand es im Morgenlande sehr übel, so daß ein neuer Kreuzzug nothwendig wurde. Das Königreich Jerusalem kam täglich in größere Noth und man mußte fürchten, daß es von den Türken mit geringer Macht wieder erobert werden könnte, besonders seit die Krone von Jerusalem von dem deutschen Hause Lothringen auf das französische der Anjou übergegangen war. Die Franzosen, welche zur Vertheidigung des heiligen Grabes bestimmt waren, hatten nicht die alte tapfere Kraft und die heldenmüthige Ausdauer der Väter ererbt und waren vielfach in Weichlichkeit und Trägheit versunken. Auf Balduin II. folgte sein Eidam, der Franzose Fulco von Anjou, ein alter unfähiger Fürst; in Edessa herrschte der lasterhafte Joscelin; der edle Pontius von Tripolis ward erschlagen und das heilige Grab hätte nothwendig an die Türken verloren gehen müssen, wenn nicht Raimund, der tapfere Sohn des feigen Troubadours Wilhelm von Poitou, die Fahne des Kreuzes siegreich empor gehalten hätte, er hatte die Herrschaft Antiochia übernommen. Der Sultan Zenki, reich und mächtig, schlug den alten Fulco, und selbst der Zuzug des Grafen Dietrich von Flandern brachte keine Wendung in die an und für sich mißlich stehende Sache der Christen. — Dietrich von Flandern zog nach der alten Gewohnheit der Deutschen bald wieder nach Hause; Fulco aber stürzte auf der Jagd und starb 1143. Fulco hatte einen zwölfjährigen Sohn, der als Balduin III. den Thron von Jerusalem bestieg und durch seine Jugendlichkeit den Türken nicht imponirte. Daher konnte es der Sultan Zenki wagen, mit seiner Heeresmacht vor die stark befestigte Stadt Edessa zu rücken und sie zu erobern. Edessa fiel 1144 — und so war denn das berühmte Bollwerk, welches Jerusalem und Antiochia zugleich gegen die Macht Bagdad's geschützt hatte, in Feindeshand. Die Christen daselbst hatten sich nach der Eroberung der Stadt einige Zeit ruhig verhalten und fügten sich in das Unmögliche; auch aus Furcht vor der Rache der Türken blieben sie dem heidnischen Scepter unterthan. Als sie jedoch einen sichern Schlag auszuführen gedachten und sich gegen die fremde Macht empörten, erlagen sie heldenmüthig, und 30,000 hauchten ihr Leben aus unter dem Mordbeil der Feinde. Die Schwäche

des Königreichs Jerusalem war im Abendlande hinlänglich bekannt; allein man wähnte sich sicher, man that Nichts, um es vor dem eindringenden Feinde zu retten. Es gab sogar im heiligen Lande selbst eine Parthei, die sogenannten Pullanen, welche den abendländischen Kreuzfahrern hinderlich wurden und ihnen allerlei Schwierigkeiten bereiteten. Die Pullanen, in Wollust versunken und schlaff an Kraft, erzogen in der verpesteten Atmosphäre der türkischen Hareme und eingeweiht in die zahllosen Intriguen des Morgenlandes, meinten, die abendländischen Wallbrüder, welche zum Schutze des heiligen Grabes herbeieilten, wollten sie aus ihrem sichern Eigenthum vertreiben; daher kam die Abneigung, welche sie gegen die Kreuzfahrer öffentlich an den Tag legten. Die Pullanen haben der Sache des heiligen Kreuzes viel geschadet. —

Der Fall von Edessa schreckte das ganze Abendland auf aus den Träumen. Jerusalem und das heilige Grab ist in Gefahr! auf, dahin! so hieß es. Und Tausende fanden sich bereit, wie vor ungefähr einem halben Jahrhundert, bewaffnet hinzuziehen nach Palästina. Es entstand abermals eine ungeheure Bewegung im Volke. Der Papst Eugen III. spornte zu diesem erhabenen Schritte an. Das Kreuz ward wieder gepredigt, und mit Begeisterung ergriff das Volk das Wort vom Kreuz. In Frankreich zog der heilige Bernhard umher und heftete dem König Ludwig VII. das Zeichen des Kreuzes auf die Schulter; er brachte ganz Frankreich auf die Beine. Von Frankreich kam dieser außerordentliche Mann nach Deutschland.

Als der heilige Bernhard, den das Volk als einen Freund und Heiligen Gottes hoch verehrte, nach Deutschland kam, war ich mit Ritter Burkhardt, der damals ungefähr zwanzig Jahre alt seyn mochte, gerade in Speyer. Bernhard kam auch dahin und predigte vor dem Kaiser Conrad III. das Kreuz; und er sprach so rührend und mit so viel Kraft zum Volke, daß Alles schluchzete und weinte. Der Dom war zum Erdrücken voll. Noch kann ich diesen seltenen wunderbaren Mann sehen, wie er auf der Kanzel stand und mit Thränen der Rührung von dem Unglücke des heiligen Landes sprach. Er entfaltete eine Fülle von Geist, einen Reichthum von Menschenkenntniß

und eine Liebe zur Kirche, wie ich sie nimmer gefunden habe. Er hatte alle Herzen in seiner Hand. „O ihr Millionen Herzen, werdet ein Herz aus Liebe zu Christus!“ und vor Rührung blieb er stumm; er weinte mit dem Volke. Aber plötzlich erhob er sich wieder mit dem Ausdrucke der erhabensten Begeisterung: er bat, beschwor und verpflichtete das Volk zum neuen Zuge gegen die Ungläubigen. Sein Wort fand Eingang. Als er nach Frankfurt kam, entstand ein solches Gedränge um ihn, daß ihn Kaiser Conrad III. selbst auf den Armen tragen mußte, sonst hätte ihn das begeisterte Volk erdrückt. Er mußte sich oft neue Kleider machen lassen; denn das Volk verlangte von ihm, als einem Heiligen, Kreuze aus seinem Anzuge; das Volk hing mit einer ungewöhnlichen Begeisterung an ihm, so daß es ihm in Verbindung mit der erhabenen Hildegard leicht gelang, den Priester Rudolf in's Kloster zurückzuführen und dem furchtbaren Kreuzzug gegen die Juden Einhalt zu thun, dagegen die Gemüther für den Zug nach dem Morgenlande zu gewinnen. Welche Gewalt dieser außerordentliche Mann über die Herzen hatte, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ritter Burkhardt war in Geschäften bei der kaiserlichen Hofhaltung in Speyer eingetroffen; ich war sein Begleiter. Kaiser Conrad III. kam in den Dom. Er war noch nicht entschlossen nach dem heiligen Lande zu ziehen; denn die Befestigung seiner Herrschaft lag ihm mehr am Herzen als die Sache des heiligen Grabes. Er wollte zuerst seine Macht gründen gegenüber den Welfen, die damals schon auf das hohenstaufische Kaiserhaus eifersüchtig waren und den Thron selbst gern eingenommen hätten. Conrad hatte zwar bei seiner Erwählung zum Kaiser einen Kreuzzug gelobt. Er wollte gerade seinem Gelübde nicht ungetreu werden — er wollte den Zug in's heilige Land nur verschieben, bis er als Kaiser sich fest gegründet hätte. Conrad kam in Begleitung vieler Fürsten, Grafen und edlen Herren in den Dom. Bernhard hielt eine so feurige Rede über die letzten Dinge des Menschen und über das Verdienst, um der Freiheit des heiligen Grabes willen zu sterben, daß dem Kaiser die hellen Thränen die Wangen herunterliefen und er auf der Stelle das Kreuz annahm. Da hättet ihr die

Bewegung sehen sollen! Wie hätten da die Ritter sich länger halten können? Sie stürzten herbei und verlangten ungestüm das Kreuz aus den Händen des heiligen Mannes und ließen sich dasselbe auf die rechte Schulter heften. Und unter die ersten Ritter, die sich dem Dienste des heiligen Landes weiheten, war Burkhardt von Helfenstein — und sein Beispiel wirkte mächtig auf seine Jugendfreunde. Sehet, dieses Bild stellt uns die Scene dar! das ist der Ritter Burkhardt ohne Furcht und Tadel — wie seine Gefährten sagten; er kniet da vor Bernhard mit andächtig gefalteten Händen und mit Thränen der Rührung in den Augen, eine heilige Begeisterung im edlen Herzen, und empfängt aus den erhabenen Händen des frommen Mönches das heilige Kreuz. Ach, das war ein feierlicher Augenblick! Ritter Burkhardt gehörte unter die tapfersten Helden des deutschen Adelstandes; keck sah er seinem Feinde in's Auge und in's Gesicht; er griff ihn muthig an — und der Gegner fiel; aber nie zog er ohne ein heißes Gebet das Schwert zum Kampfe. Mit feigen Memmen ließ er sich schon gar nicht ein; er verachtete sie, statt sich mit ihnen zu schlagen; dabei war er von einer brennenden Liebe zum Vaterlande beseelt und hätte sein Gut und Leben mit Freuden für dessen Recht und Freiheit hingegeben. Ein Freund des Kaisers war er nicht minder ein Verehrer der Religion. Er wußte es, wie Schwert und Rosenkranz sich vertragen; er wußte es nicht bloß, er that es auch; er war wegen seiner Tugendhaftigkeit allgemein verehrt. Er war ein deutscher Ritter von Grund aus — das sagt Alles. Und dieser Held ist ferne! Weit entfernt ist er von uns, wir wissen nicht, gehört er zu den Todten oder nicht. Alle Erkundigungen sind umsonst. Die Boten kehren heim ohne Nachrichten; man weiß in der ganzen weiten Welt kein Wort von ihm. Der tapfere Held ist verschwunden, aber sein Name lebt; ihm gräbt der Spaten kein unbeweintes Grab. Mit seinem Leib ist nicht sein Name todt. Er scheute nicht das Sonnenlicht der Thaten; soll ihm nicht leuchten das Abendroth der dauernden Erinnerung? Ritter Burkhardt lebt — sein Name lebt!"

Alexis schwieg. Eine stille Thräne blitzte in seinem Auge, vom Glanze des Lichtes umflossen. Gerold und Dagobert blickten zu dem greisen Alexis mit Verwun-

derung auf. Er muß den Grafen lieb gehabt haben, der treue Alexis! Nachdem der Schmerz der Erinnerung sich gelegt hatte, sprach er weiter:

„Der Kaiser trug das Kreuz. Eine Menge Ritter und Herren schloß sich an ihn an und eine Masse gemeinen Volkes. Die wichtigsten Fürsten und Herren dieses Zuges, ausgezeichnet durch edlen Sinn und durch hohe Abkunft und die Wichtigkeit ihrer Stellung, sind: Friedrich, ein Neffe des Kaisers, Ladislaw von Böhmen, Berthold, Graf von Andechs, Ottokar von Steyer, Heinrich Sam mir Gott, viele Bischöfe von hoher Geburt, unter denen auch der Bruder des Kaisers, Otto von Freisingen, sich befindet. Rührend ist auch, daß der alte Feind des ritterlichen Kaisers, der Aufrührer Welf, die langgehegte Feindschaft vergaß und sich unter die Fahne des Kaisers stellte, um mit ihm in frommer Eintracht nach dem heiligen Lande zu ziehen. Andere Helden, die nicht mitziehen wollten, kehrten ihre siegreichen Waffen gegen die heidnischen Wenden, wobei sie von den Dänen unterstützt wurden. —

Jetzt folgt mir aber zum zweiten Bilde! Es stellt uns wieder ein Erlebniß des Ritters Burkhart dar. Kennt ihr ihn, den tapfern Helden?

*

Die Angelegenheiten des Ritters Burkhardt waren geordnet und zu seiner großen Zufriedenheit beigelegt. Wir mußten also, da ein längerer Aufenthalt in Speyer unnütz gewesen wäre und auch viel gekostet hätte, die Stadt verlassen, um auf die Burg Helfenstein zurückzukehren; auch mußte sich der Graf zur frommen Kreuzfahrt rüsten, um auf den ersten Ruf des Kaisers bereit zu seyn. Burkhardt ordnete die Verhältnisse seines Hauses und setzte einen Bruder zum Erben seiner Güter ein, wenn er nicht mehr aus dem heiligen Kampfe heimkehren sollte. Er glaubte zwar fest an die Gewißheit des Sieges; denn ein solch' stattliches Heer stand nicht bald im Felde. Die auserlesensten Ritter und Reisige hatten sich dabei eingefunden. — Schon der Name des Kaisers brachte eine gewaltige Wirkung hervor und erhöhte noch den Muth der Helden, die alle von dem heißen Verlangen brannten, die Ehre des Kreuzes gegenüber den Heiden zu bewahren.

Das Frühjahr 1147 war angekommen. Der Ruf des Kaisers erging durch alle deutschen Länder, und aus allen Richtungen erschienen die Helden und sammelten sich um das gemeinschaftliche Panier. Alle deutschen Gaue lieferten ihre Kämpfer, und ein gewaltiger Völkerstrom sammelte sich zu Regensburg in den Gefilden, welche die Donau bewässert; es waren einige hundert tausend Mann. Der Kaiser führte den Oberbefehl. Auch der Graf Burkhardt hatte sein Fähnlein zu der begeisterten Schaar gestoßen. So ging's an der Donau hinab friedlich bis nach Griechenland. Ich war immer in der Nähe meines Herrn, um auf jeden seiner Winke bereit zu stehen. Der griechische Kaiser Manuel empfing das Kreuzheer gerade nicht feindselig, doch hegte er auch keine besondere Vorliebe für dasselbe, und die deutschen gutmüthigen Kreuzfahrer hatten manches Unangenehme in Folge der Bosheit der Griechen auszustehen. So ließ der griechische Kaiser — wie die Griechen selbst sagen — an die Wallbrüder Mehl austheilen, welches vergiftet war; die Griechen nahmen ferner von den biedern Deutschen Geld, um verschiedene Nahrungsmittel dafür herbeizuschaffen — sie behielten das Geld, ließen aber auf Lebensmittel tagelang warten oder kamen nicht mehr zurück. Ein solches Benehmen mußte die Kreuzfahrer ärgerlich machen, wie denn auch dieser Kreuzzug von den besten Erfolgen hätte begleitet seyn müssen und nicht auf eine so schmähliche Weise geendet hätte, wenn die Griechen und Pullanen nicht so treulos an dem Kreuzheere gehandelt hätten. Aber sie mußten es büßen. Denn als die Türken mächtig wurden, nahmen sie nicht bloß einen Theil nach dem andern von dem heiligen Lande, sondern sie fielen den Griechen selbst auf mancherlei Weise lästig und beschwerlich. Hätten es Griechen und Pullanen ehrlich und aufrichtig mit den Kreuzfahrern gemeint, es hätte viel Uebles verhütet werden können.

So standen wir also vor Asien — ein Schritt über das Meer und wir waren dem Ziele unsrer kriegerischen Pilgerfahrt nahe. Aber es gab noch manche Schwierigkeiten. Ein griechischer Gaukler ließ eine Schlange in einer Kneipe auf dem Tische ganz sorgenfrei herumspazieren und legte dieselbe über einen Becher, um mit der Schlange

seine Kunststücke zu machen. Die erstaunten Deutschen hielten das drollige Spiel für Geisterspuck und erschlugen den Taschenspieler. Was da für ein Lärm entstand! Griechen und Deutsche schlugen sich den Rücken wund, und ein mörderischer Kampf begann — ich selbst entging nur durch die größte Vorsicht und Tapferkeit dem Tode, der für mich ganz sicher zu seyn schien. Das geschah zu Philippopolis, wo Ritter Burkhardt mit vielen Herren und Grafen und einer großen Schaar Lanzenknechte zurückgeblieben war. Nach unserm Abgang nach der schönen Ebene von Chörobacha hatten die ergrimmten zurückgebliebenen Deutschen die ganze Gegend verheert und sich ziemlich schlecht aufgeführt. Es haben sich überhaupt viele Dinge ereignet, die gerade unserm Unternehmen nicht besonders nützlich waren. So zerstörten einige deutsche Kreuzfahrer einen prächtigen Lustgarten des griechischen Kaisers und machten, ergrimmt über die Falschheit und Hinterlist, über die gemeine Gesinnung und den schmutzigen Eigennutz der Griechen, aus den herrlichsten Anlagen eine wahre Wüste; die griechischen Miethsoldaten stürmten auf die Thäter ein und hieben sie schonungslos nieder — Kaiser Conrad achtete nicht darauf.

Graf Burkhardt stand mit seinen Getreuen in der schönen Ebene von Chörobacha, in welcher das Lager aufgeschlagen wurde. Er hatte sich ein schönes Zelt errichten lassen und lud viele seiner Jugendfreunde zu einem fröhlichen Schmause ein. Die Becher klangen; der edle Saft der griechischen Reben machte die Runde, und man gedachte unter heitern Scherzen der Heimath und der Theuren im Vaterlande. Ich selbst machte den Aufwärter und stimmte auch in den Frohsinn der jugendlichen Ritter ein. Wir waren in der glücklichsten Laune von der Welt und dachten an nichts Arges, als sich plötzlich ein ungeheurer Knall vernehmen ließ. Die Junggesellen sprangen auf; hinaus ging's aus dem Zelte — ein schreckliches Gewitter war im Anzuge. Da kreuzten sich die Blitze und schlängelten sich durch die schweflichten Lüfte, als wollten sie Erd' und Himmel durchbohren. „Es wird nicht viel machen!" sagte man zu sich und zog sich mit diesen Worten in das Zelt zurück. Aber man hatte sich getäuscht: mitten in der Nacht fiel ein so

gewaltiger Regen, wie seit Menschengedenken noch keiner im lieben deutschen Vaterlande gefallen ist; es war, als ob man das Wasser mit den Kübeln herabschüttete oder eine zweite Sündfluth hereinbrechen sollte. Da wurde uns doch bange. Zum Glücke stand das Zelt an einem Orte, der Sicherheit darzubieten schien. Das Wasser stieg und wurde immer größer — man konnte nicht mehr zweifelhaft seyn: das halbe Lager müßte schrecklich überschwemmt werden. Und so war es auch! Die Wellen strömten mit einer furchtbaren Gewalt heran und drohten Untergang und Verderben. Schon waren viele Pferde in dem Wasser umgekommen und viele Menschen waren von der reißenden wilden Fluth fortgeschwemmt worden; da erhob sich auch noch ein mächtiger Wind, unser Zelt lag in den Wellen, und höher schwollen die zischenden Wasser. — Adolph von Montfort, der geliebte Busenfreund des Grafen Burkhardt, will in diesem Augenblicke die Gesellschaft verlassen, wirft sich auf sein Pferd und stürzt sich hinein in die tobende Fluth: die Wasser schlagen über seinem Haupte zusammen. Der getreue Knappe folgt seinem Herrn. Allein die reißenden Wellen ziehen sie weit hinab — sie rudern mit den Pferden, wollen sich retten — umsonst: sie sind ein Spiel des Stromes, der ihnen den sichern Untergang bereitet. Burkhardt sieht's noch zur rechten Zeit. „Geschwind mein Pferd!" Der Ritter ruft's — hier steht das Pferd. Burkhardt wirft sich hinauf, versetzt dem getreuen Renner heftig die Sporen, und er schwimmt in die unsichern Wellen. Mit mächtigen Ruderschlägen kommt der weiße Zelter schnell vorwärts; er ist nahe bei dem jungen Grafen — der will dessen Pferd noch einmal stromaufwärts ziehen, es dreht sich glücklich um, und Burkhardt hat den Freund erreicht; er zieht ihn auf sein Roß, schließt fest ihn an die Brust und bringt ihn sicher an's Gestade des entfesselten Elementes: er ist gerettet! Aber in der Dunkelheit bemerkt der Held einen schwarzen Punkt auf dem Wasser schwanken; es ist das Pferd des Dieners. „Er ist vielleicht nicht weit!" ruft er, und hinein treibt er den kühnen Zelter. Herr Burkhardt sucht; er läßt das Auge weiter schweifen, so weit es nur die Nacht gestattet. Er findet Nichts. Das getreue Roß des Dieners sinkt; wie das Pferd seines Herrn ist

es der Wellen Opfer. Doch es ist noch Hoffnung: schwarz bewegt es sich, nicht weit von seinen Augen. „Rudolph!“ — — Der Diener hat das Wort des Herrn gehört. Er rudert mächtig auf den Retter los; Burkhardt löst sich schnell den Gürtel von den Lenden und wirft ihn geschickt dem ermatteten Schwimmer entgegen, der ihn sicher faßt. Er zieht ihn auf das Pferd und bringt ihn seinem Herrn. Seht, hier stehen sie — sie beten! Ein heißer Dank entquillt der trunkenen Brust; das Auge schaut zum Himmel: „Dank dir, o lieber Gott!“ So sprachen alle drei. — Wie treu war Burkhardt seinem Freund! Er stürzt sich in die Wellen: er rettet den Grafen und den Knappen. —

Und nun zu einem andern Bild!“

Die Knaben folgten dem alten Diener. Mit Verwunderung hatten sie die edle That des Grafen gehört, und Gerold konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er den alten Alexis diese schöne Handlung mit so viel Begeisterung erzählen hörte. Dagobert verlor kein Wort; er athmete leise und fühlte eine grenzenlose Liebe zu Gerolds Vater in seinem jugendlichen Herzen aufflammen.

„Aber woher bringt denn mein lieber Vater dieses schöne Bild?“ fragte im Hinweggehen Gerold den Diener. „Er hat es doch gewiß nicht selbst gemacht?“

„Das gerade nicht!“ antwortete Alexis, „er hat es von Adolph von Montfort zum Andenken an jene Nacht erhalten. Er ließ es in Italien durch einen berühmten Meister anfertigen.“

„Also hat er's von meinem Vetter erhalten?“ erwiederte Gerold.

„Dem ist's so!“ sprach Alexis. „Aber jetzt hört!“

Das Kreuzheer befand sich in Konstantinopel. Kaiser Conrad wollte vorwärts dringen dem Ziele der Pilgerfahrt entgegen. Das Heer ward also über die Meerenge gesetzt und nun stand es in Kleinasien. Es theilte sich hier in zwei gewaltige Haufen: der eine zog sich unter Otto von Freisingen der Küste rechts am Meere hin, der andere stand unter dem Befehl des Kaisers selbst und ging mitten durch Kleinasien; es war das Hauptheer, worunter sich lauter kampfgeübte Dienstmannen befanden. Aber kaum waren die Deutschen

einige Tagreisen weit vorgeschritten, so empfanden sie auch schon die Folgen der griechischen Treulosigkeit. Die Griechen lieferten die versprochenen Nahrungsmittel nicht, und so geriethen die Pilger bald in große Noth; oder wenn sie auch Nahrungsmittel erhielten, so mußten sie darum ungeheure Preise bezahlen und die Nahrung war dessenungeachtet schlecht und oft fast ungenießbar. Nicht selten verschlossen sich die Griechen in ihre festen Städte ein und spotteten der Wallbrüder.

Burkhardt befand sich beim Hauptheere. Der Zug ging langsam vorwärts. Die Wegweiser waren unzuverlässige Leute, die das Heer absichtlich irre führten. So geschah es, daß unsere ganze Mannschaft in den Hinterhalt der Türken fiel und gänzlich geschlagen wurde. Es trat eine grenzenlose Muthlosigkeit ein; Viele schwuren eine grausame Rache der hinterlistigen Heidenmeute. Burkhardt verzagte nicht; er war als ein guter Christ immer voll frohen Muthes und zweifelte nie an dem Gelingen des gerechten Werkes. In Kleinasien waren wichtige Veränderungen vorgegangen. Der kühne und mächtige Sultan Zenki war durch einen Assasinen ermordet worden. Die kleinen türkischen Fürsten Kleinasiens, zu unmächtig sich selbst allein zu schützen, traten in ein Bündniß gegen die Deutschen zusammen. Sie stellten ihr Heer nahe bei Iconium auf; von hier aus überfielen sie die Deutschen, die abgemattet und drei Tage ohne Nahrung geblieben waren, und sie schlugen sie dermaßen, daß Conrad schleunig den Rückzug antreten mußte. Die Schlacht und ihre Schrecken wurden noch durch eine furchtbare Sonnenfinsterniß unmenschlicher. Man schlug sich wie wilde Thiere. Die Schwerter klirrten an einander, daß die hellen Funken ausbrachen. Seht daher — und hiemit entblößte Alexis seinen nervigen Arm und zeigte eine große Narbe, — diesen Denkzettel habe ich auch bei Iconium erhalten; ich darf für das Verlieren keine große Sorge haben. Es war am 26. Oktober des Jahres 1147. Ich kann diesen Tag durch mein ganzes Leben nicht vergessen. Der Hieb, den ein dicker Muselmann auf mich führte, hat mir nicht wohlgethan; aber dafür habe ich ihm auch seinen Kopf fein vom Rumpfe weggefegt."

Alexis sagte dies mit so viel Ausdruck einer humoristischen Heiterkeit, und seine Freude leuchtete so hell in

seinem Gesichte, daß die Knaben unwillkührlich zu lachen begannen.

„Der Heidenhund hat's verdient!" murmelte der Alte und sprach: „Unser lieber Kaiser wäre fast selbst um das Leben gekommen. Ein Türke zielte mit seinem mörderischen Pfeil nach ihm und er hat so gut getroffen, daß zwei Pfeile den Helden trafen. Aber in weit höherem Grade als der Kaiser erfuhr der tapfere Graf Bernhard von Plötzke die furchtbare Gewalt der türkischen Pfeile. Es befehligte dieser edle deutsche Held die Nachhut der Kreuzfahrer, die, beständig und mit Muth und Ausdauer fechtend und von den Türken bedrängt, nur mit großen Gefahren den Rückzug antreten konnte. Bis sich das Hauptheer mit den Franzosen vereinigt hatte, die eben unter Ludwig VII. anlangten, waren alle die wackern Kämpfer durch die schlimmen Pfeile erlegen, welche die Nachhut bildeten. Die Türken schossen ohne Gnade und Barmherzigkeit auf die armen Deutschen, die von den vielen Strapazen ziemlich mürbe und weich geworden waren. Doch das hätte uns Deutsche nicht entmuthigt; es that uns aber wehe, als wir von den anrückenden Franzosen für unsere Niederlage ausgehöhnt wurden, und es hätte manchmal nicht viel gefehlt, so wäre es zu den schädlichsten Räubereien gekommen, denn der freie Deutsche ist nicht gewohnt, sich von fremden Völkern äffen und spotten zu lassen.

Der Schmerz über das erlittene Unglück hatte einen tiefen Einfluß auf die Gesundheit des deutschen Kaisers. Er mußte sich nach Konstantinopel zurückziehen, wo er lange Zeit krank lag.

Nun wollten auch die Franzosen ihr Glück versuchen; allein es ging ihnen auch nicht besser als den Deutschen; sie wurden von den Griechen eben so schändlich verrathen, und mußten sich die abscheulichsten Betrügereien gefallen lassen. Zudem ging es bei ihrem Heere nicht ganz ordentlich her. Es befanden sich unter den Franzosen viele schlechte Leute, die persönliche Interessen bei dem Zuge suchten: sie wollten reich werden oder doch gut leben. So wurden auch die Franzosen geschlagen, nachdem sie von den Griechen auf mancherlei Weise geschwächt worden waren. In der Schlacht ward einmal ihr König Ludwig so eingeschlossen, daß er von einem Felsen herab gegen den an Kraft und Zahl weit über-

legenen Feind kämpfen mußte, und er wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn er nicht durch einige seiner Getreuen gerettet worden wäre. Die Franzosen mußten bei Atalia zudem noch die Schande erleben, daß über 3000 Mann aus ihrem Heere zu den Türken übergingen, unsern heiligen katholischen Glauben abschworen und gemeine Muhamedaner wurden.

Otto von Freisingen hatte mit seinem Heere auch nichts Bedeutendes ausführen können. Er kam indeß glücklich bis Antiochien; aber sein Heer war geschwächt und herabgekommen. Vor Atalia, einer Stadt am Meere, stießen die Deutschen und Franzosen zusammen; allein sie konnten sich nicht halten, weil in dieser ohnehin verwüsteten Stadt die Pest ausgebrochen war und der Hunger entsetzlich wüthete. Da setzten sich die Fürsten auf Schiffe und fuhren nach Antiochien. Das gemeine Kriegsvolk verkam größtentheils. Krankheit und Hunger machten dem Leben vieler ein Ende. Antiochia, ganz verödet und verlassen, versank in Trümmer.

Auf dem Wege nach Antiochien geschah es, daß auf dem Schiffe, auf welchem nebst Burkhardt von Helfenstein viele deutsche Ritter und Edle mit einer Schaar stolzer französischer Barone zusammenkamen, über die Niederlage bei Iconium lustig und frohen Muthes von hoffärtigen Franzosen gespottet wurde. Das Ding ging lange Zeit gut und die deutschen Ritter schienen den Scherz zu dulden; aber die Franzmänner machten aus Scherz einen bittern Ernst. Da wallte den Deutschen auch ihr Blut. Burkhardt mußte sehr an sich halten; siedend heiß lief ihm das ritterliche Blut durch die Adern — er verzog die schönen Brauen und zeigte seinen gebieterischen Ernst durch die Strenge seiner Gesichtszüge. Als aber ein baumstarker französischer Ritter aus der Picardie, den die Franzosen als einen der tapfersten Kämpfer unter den Ihrigen betrachteten und ihm auf alle mögliche Weise schmeichelten, den Deutschen völlige Unfähigkeit in der Führung der Waffen vorwarf und sie ein feiges Geschlecht nannte: da entstand eine plötzliche Gährung; man lärmte und schrie hin und her; Viele wollten sich geradezu auf den Großsprecher werfen, damit er die deutsche Kraft fühle. „Laßt es gut seyn, ihr deutschen Ritter und Edlen!“ rief laut der edle Burk-

hardt, „es kommt die Zeit der Rache. Laßt uns zuerst das Land betreten! Ich bin zwar nur ein junges Blut; aber ich biete mich an mit dem gewandtesten Ritter Frankreichs auf Leben und Tod zu kämpfen. Der Kaiser wird's mir erlauben. Seyd ihr zufrieden?" Ungern fügten sich die deutschen Ritter diesem Vorschlage; doch gaben sie sich darein, denn sie wußten, wie sehr der Kaiser auf ein friedliches Zusammenleben drang und jeden unnützen Zweikampf verhütet haben wollte.

Das Schiff landete in dem Hafen von Antiochien; die Ritter stiegen an's Land, schwangen sich auf die Pferde und sprengten in gestrecktem Laufe die Straßen entlang. Die Beleidigung an dem deutschen Ritterstande, durch einen großsprecherischen Franzosen begangen, wurde zu Ohren des Kaisers gebracht. Auch er ward böse über diese unerhörte Schmach und bewilligte dem jugendlichen Helfenstein den ehrlichen Zweikampf: ein junger deutscher Ritter wollte sich mit einem gefürchteten Helden messen! Er that es im Vertrauen auf Gott und seine eigene Kraft. Er wollte den Fremden zeigen, daß die deutschen Ritter keine Memmen sind. Ich zitterte für das Leben und die Ehre meines Gebieters. Viele Herzen schlugen ängstlich. Ritter, welche in der Führung der Waffen eine große Berühmtheit erlangt hatten, boten sich an, statt des jungen Helfenstein selbst mit dem französischen Prahler zu fechten; denn eine Niederlage wäre allzu schimpflich gewesen. Allein Burkhardt wies alle Anträge ab.

Der Tag des Zweikampfes kam. In geordneten Reihen zogen die Edelleute beider Nationen vor die Thore der Stadt auf eine weite Ebene. Hier trennten sie sich in zwei große Haufen, und sahen einander mit seltsamer Miene an. Wer sollte siegen? In der Mitte zwischen den beiden Haufen sollte ehrlich gefochten werden. Keinerlei Schleichwege sollten gestattet seyn; allein die Kraft und Gewandtheit sollte über die deutsche Waffenehre entscheiden.

Der übermüthige französische Ritter trat in die Schranken; kühn gab er seinem Pferde die Sporen, so daß es sich bäumte und mit einem gewaltigen Satze davon sprengte. Trotzig saß der Franzose auf dem Renner und schaute mit den Blicken verwegener Verachtung auf

die deutschen Helden, als ob er seinen Gegner unter ihnen suche. Schon glaubte er, daß es ihm an Muth gebräche, mit ihm, dem tapfersten Kämpfer der Picardie, eine Lanze zu brechen. Und so ritt er denn zum Zeitvertreib in dem weiten Raume mit geöffnetem Visir an den Reihen auf und nieder.

Da trat ein Jüngling aus der deutschen Ritterschaar und schritt in den geöffneten Raum; es war Burkhardt von Helfenstein. Die deutschen Herzen zitterten. Die Augen Aller waren auf den herrlichen Jüngling gerichtet; man bewunderte den athletischen Bau der Glieder und den nervigen Wuchs des Körpers; man heftete das Auge mit Entzücken auf die Schönheit seiner Züge und den Glanz und das Feuer seiner Augen. Noch war der Jüngling nur zur Hälfte bewaffnet. Ich führte ihm den Zelter vor. Das getreue Roß hing nachlässig den fein gebauten Kopf auf die Erde und stampfte auf den Boden, als ob es Langeweile hätte. Ich legte die prächtigen Zügel an den Sattelknopf und gab dem Pferde meines edlen Herrn ein Zeichen der Zufriedenheit, welches es zutraulich erwiederte. Ich ergriff nun den blanken Helm und setzte ihn auf das staatliche Haupt meines Gebieters. Wie glänzte der Held im Stahlgewande. Wie loderte die Feder auf dem ehernen Helme! Wie schön entfaltete sich das helfensteinische Wappen an dem kräftigen Schilde! Mein Herr Graf ergreift die blanken Zügel und schwingt sich auf das Roß; er sitzt nunmehr im Sattel fest. Welch' ein Leben hat das Roß ergriffen; es wiehert fröhlich in die kühle Morgenluft hinaus, stampft ungeduldig mit den rundlichen Hufen, daß der trockene Sand auffährt in kleinen gelblichen Wolken. Was säumt der Held und warum zaudert er? Er betet still zu Gott — sein Gegner prahlt und lacht vor Hohn und Spott. „Wart' nur, dich reuet doch dein Necken?" So spricht mein Held und schickt sich an zum Kampfe.

Der Gegner lenkt sein gutes Roß in die Mitte der Arena; Burkhardt thut es auch. Er setzt die Lanze ein: der deutsche Held ahmt ihm nach. „Gilt's ernst!" so ruft er aus und schwingt sich hoch empor. „Es sey!" erschallt die Antwort ihm. — Und die Sporen dringen ein in die Lenden der Renner. Sie setzen sich muthig

in Bewegung — jeder eine theure Last auf dem Rücken. Der Staub erhebt sich wolkenartig zum Himmel. Kein Laut, kein leises Flüstern erfüllt die Menge: Alles schweigt. Die Herzen sind beklommen. Wem gehört der Sieg? so fragt sich Jeder.

Jetzt sind die Kämpfer nicht weit mehr von einander. Sie können sich mit den eingelegten Lanzen fast erreichen. Burkhardt gibt seinem schnellen Zelter noch einmal mit Heftigkeit die Sporen und drückt die Lanze fest in den Bügel, daß sie nicht wankt. Er setzt sich heiter in den Sattel. Der Gegner zielt, er ist am Ziel, umsonst: er liegt am Boden. Der Welsche ist gefallen; von Jünglingshand ist er gebannt! —

Ein ungeheurer Jubel erschallt aus der Reihe der deutschen Krieger. „Vivat, es lebe Burkhardt von Helfenstein!“ rufen tausend Stimmen, so daß die Luft erzittert unter dem lauten Schall der Freude. Unter Gesang und Freudenschall wird der Sieger, der Retter deutscher Ehre und deutschen Ruhms, in die Stadt getragen.

Welche Freude ich an jenem Tag empfand, kann ich nicht schildern! Ich wußte mich vor Freude nicht zu fassen. Jener Tag gehört zu den glücklichsten meines Lebens.

Von dieser Stunde an aber hat es kein Franzose mehr gewagt, die Deutschen der Unkunde in der Führung der Waffen zu beschuldigen.

Der Kaiser ließ den Sieger vor sich kommen und nahm ihn auf unter sein Gefolge. So wußte der Herrscher des heiligen römischen deutschen Reiches die Tapferkeit seiner Ritter zu belohnen! Aber Burkhardts Ansehen stieg im ganzen Heere. —

Das ist das Bild, welches uns jene Heldenthat anschaulich macht. — Kennt ihr da den Herrn zu Pferd? Kennt ihr dieses ruhmreiche Wappen? Es ist, mein lieber Gerold, das Wappen deines Hauses! Dein Vater hat es zu Ansehen gebracht; er hat einen lieblichen Blumenkranz großartiger Heldenthaten um dasselbe geschlungen. Seine Siege sind sein Ruhm. Werde du ihm ähnlich! Füge immer neue Blumen zu diesem unverwelklichen Kranze! Mache dich durch Tapferkeit und deutsche Ritterlichkeit deines Vaters würdig! Dann bist

du ein Mann! Dann bist du ein Held — ein frommer Christ. Was willst du denn mehr? Ist's dir nicht genug?" —

Gerold's Auge funkelte und auf seinen Wangen lag ein brennend Feuer, als Alexis diese Worte sprach.

„Laßt uns eilen! Es wird spät!" sagte Alexis. Wir haben noch ein Bild zu erklären und zu betrachten."

Und Alexis nahm die Knaben in ein kleines Nebengemach, welches an den großen Rittersaal anstieß. Die Wände waren mit feinem Schnitzwerk reich und geschmackvoll verziert. Man genoß von hier aus die glänzendste Aussicht. Die Fenster waren hoch und mit gemalten Scheiben geschmückt. In einer Ecke lag ein eherner Helm und ein blankgeputzter Schild mit dem helfensteinischen Wappen. Ein starkes Schwert hing an der Wand; der Griff des Schwertes war vom feinsten Golde und mit Edelsteinen versehen. Eine Lanze lehnte dabei mit fliegendem rothen Fähnlein. Die Knaben liefen sogleich auf die Waffen zu und wollten sie in die Hand nehmen, um damit in der herbstlichen Frische einen Gang zu machen, der das Blut in Bewegung setzen sollte. Aber Alexis wehrte es ihnen. „Laßt das! Es führt zu Nichts, und die Waffen sind mir heilig!" sprach er, und die ernste Geberde des Alten ließ errathen, daß er dießmal keinen Scherz verstand.

„Warum denn?" fragte Gerold ungeduldig.

„Deßhalb, weil es die Waffen sind, die dein Vater in dem heiligen Lande getragen hat und mit denen er so ritterlich kämpfte; er hat damit manchen Türken erschlagen!" antwortete der Alte.

Und die Knaben schauten einander ernst an und sprachen kein Wort. Sie legten die Waffen an den Ort, wo sie gelegen hatten, und gaben sich in den Willen des Dieners.

„Kommt daher!" sagte endlich nach einer Pause Alexis, der heute Abend besonders redselig geworden war. „Schaut dieses Bild an! — Nun, wie gefällt es euch?"

„O so gut, so gut!" riefen die Knaben mit herzlicher Stimme.

„Nun, so höret mich!" Und Alexis sagte: „Bei Iconium haben die deutschen Kreuzfahrer, wie ich schon

sagte, eine bedeutende Niederlage erlitten und der Kaiser mußte krank in Konstantinopel zurückbleiben. Edessa, um dessen Eroberung es sich nun hauptsächlich handelte, weil es sowohl Antiochien als Jerusalem sicherte, war noch immer in den Händen der Türken, die es mit allen möglichen Mitteln zu behaupten suchten. Obgleich sie Barbaren waren, so wußten sie doch den unberechenbaren Werth fester Plätze zu schätzen. Als der Kaiser wieder zum Heere kommen konnte, handelte es sich hauptsächlich um die Eroberung Edessa's; allein die Kriegshelden des Kreuzheeres vermochten dagegen Nichts. — Zu Akkon, wo die deutschen Pilger mit dem Kaiser vom jungen König von Jerusalem, Balduin III., bewillkommnet wurden, versammelten sich auch die Fürsten, und da Dietrich von Flandern eben angekommen war, so vereinigte man sich zu einem Zuge gegen Damaskus; dort sollte dann ein christliches Fürstenthum gegründet werden, welches man dem tapfern Dietrich von Flandern zugedachte — er hat es aber nie bekommen, weil es nicht zu Stande kam. Von Akkon zog das ganze Kreuzheer nach Jerusalem; ich war immer bei dem Grafen Burkhardt, der seit seinem berühmten Zweikampf immer in der unmittelbaren Nähe des Kaisers war. In Jerusalem verrichteten alle Wallbrüder ihre Andacht und genossen das heilige Abendmahl. Manche Thräne ist am Rande des heiligen Grabes geflossen. Wie froh waren wir, nach so vielen Leiden und Drangsalen in der heiligen Stadt wohnen zu dürfen!

Allein unsere Ruhe war nur eine kurze; denn das ganze vereinigte Heer zog gegen Damaskus in's Feld. Wir fanden die Türken bei Rabna, fürchteten sie aber nicht. Da gab's einen heißen Kampf! Die Franzosen standen im Vordertreffen, und ob sie gleich immer mit ihrer Tapferkeit prahlten, so wichen sie doch bald zurück. Dieses sah der Kaiser zur rechten Zeit, und, ergrimmt über die Schande von Iconium, ließ er seine Mannschaft mitten durch die weichenden Franzosen hindurcheilen, dem Feinde entgegen. — Wir standen vor den Türken, und jeder focht wie ein Löwe; keiner hatte Furcht vor dem Tode. Jetzt oder nimmer galt es, einen entscheidenden Schlag zu führen! Die Deutschen thaten ihre Pflicht: sie siegten. Der Kaiser selbst schlug so

zornentbrannt um sich, daß er einem Türken, der ihm zu nahe kam, mit einem einzigen Streiche Kopf, Arme und den halben Oberleib durchhieb. Das war ein Streich! So kann's nicht jeder!

Allein bald zeigte sich die ganze Niederträchtigkeit der Pullanen. Diese gönnten dem flandrischen Grafen das Fürstenthum Damaskus nicht; sie nahmen vielmehr Geld von den Türken und verriethen um dasselbe die Pilger, die ihr Leben nicht schonten und frei und froh dem Kampfe entgegenzogen. Das Geld, das sie von den Türken erhielten, zeigte sich nachher als falsch — ein würdiger Lohn für ihren schwarzen Verrath. Kaiser Conrad und König Ludwig waren so ergrimmt über die abscheuliche Gesinnung der Pullanen, daß sie augenblicklich von Damaskus abzogen und in ihre Heimath eilten. Ein solch' schmähliches Ende hat der zweite Kreuzzug genommen, der zu so schönen Hoffnungen im Interesse der Christen und ihrer Religion im heiligen Lande berechtigte. —

Es war ein warmer schöner Abend als wir nicht weit von Damaskus lagerten, und weil auf den morgigen Tag kein Sturm angesagt war, so gab mir mein Gebieter den Befehl, die Pferde zu rüsten, um einen kleinen Ausflug in die Gegend zu machen. Wohl wußten wir, daß wir nicht ohne Gefahr dabei waren, denn wir mußten uns stets auf die Ankunft herumschwärmender Türkenbanden gefaßt halten. Ich mußte also auch für die Herbeischaffung guter Waffen besorgt seyn. Mein Herr ließ seine Lanze und seinen Schild im Lager und umgürtete sich nur sein scharfes Schwert, das er so sicher regieren konnte. Ich bewaffnete mich mit einem blanken Dolche und mit einer ungeheuren Hellebarde. Der Graf bestieg sein stattliches Roß, seinen Zelter vom feinsten Glanze und blendender Weiße. Ich saß auf meinem getreuen Rappen. Adolph von Montfort schloß sich uns an. So ritten wir munter an dem Gezelte des Kaisers vorbei, der uns huldvollst grüßte und an die gewisse Rückkehr erinnerte. „Wird nicht fehlen!" meinte Adolph und gab seinem arabischen Pferde die Sporen, eilte so schnell vorwärts, daß wir ihm auf unsern langsamen Rossen kaum nachkommen konnten. Das war ein Jagen unter dem orientalischen Himmel!

Majestätisch erhob sich die Mondscheibe an dem reinen azurnen Himmel. Kein Wölkchen hing in der Luft. Die Sterne funkelten so hell und feierlich; ich habe in meinem Leben keinen solchen schönen Glanz gesehen. Es ist etwas Wunderbares um den morgenländischen Himmel. Das Auge wird geblendet von der unendlichen Pracht, die sich über dem Haupte aufschließt; magische Schatten liegen auf der Erde, von dem wunderbaren Lichtmeer seltsam erleuchtet. In der Ferne blinken sonnenhelle Reflexe, und die Welt scheint in ein Zauberreich verwandelt zu seyn.

Wir ritten ungefähr eine Stunde. Die Hitze wurde durch die Abendkühle gemildert und der leise Hauch des Windes, den wir gegen uns hatten und der kaum vernehmbar wehte, gab uns sanfte Kühlung. Wir meinten im lieben Vaterlande zu seyn und gedachten nicht mehr der unermeßlichen Glühhitze der tropischen Sonne.

Wir mochten Damaskus ungefähr zwei Stunden hinter uns haben, als wir in eine Gegend kamen, die uns in mehrfacher Beziehung seltsam war und uns in nicht geringes Staunen setzte. Große Steinhaufen, hohe Backsteinmauern, vom Zahne der Zeit beschädigt, ausgedehnte Säulenhallen, worauf eine große Menge Schmarotzerpflanzen üppig wucherten, lagen aufgethürmt umher. Sie zeichneten sich kräftig auf der silbernen Lichtfläche ab, die sich vom Horizonte mit dem durchsichtigen Azur des abendlichen Himmels vermengten. Einige Strahlen des aufgehenden Mondes fielen durch eine Oeffnung der Säulenhallen, und wir bemerkten Statuen von antiker Ausführung. Auch konnten wir im Mondscheine eine ungeheure steinerne Treppe deutlich wahrnehmen, die in die Tiefe führte und deren getrennte Steinplatten beinahe gänzlich unter Gras, Moos und Strauchwerk verschwanden. Trümmer anderer zerfallener Statuen lagen zerstreut umher. Unter all' den Trümmern aber fiel uns eine sonderbar gestaltete Figur auf. Sie stellte einen Mann vor mit riesenmäßigem Körperbau, mit wildem Gesichtsausdruck, verworrenen Haaren, geballten Fäusten und weit geöffnetem Munde, aus welchem wir in dem Mondscheine allerlei scheußliches Gewürm aufsteigen sahen. An der Seite des steinernen Mannes hing ein Schwert und in seinen Gürtel waren viele räthselhafte Zeichen ein-

gegraben, die wir aber nicht verstanden. Ein großer Todtenkopf lag in seinen nervigen Händen. Wir mußten schaudern, als wir diese geheimnißvolle Gruppe betrachteten. Auch an den Mauern sahen wir unklare Symbole; wir verstanden sie ebenfalls nicht. Es war ein ungemein düsterer Eindruck, den diese Ruinen und Trümmer, umgeben von dunkelgrünen Baumgruppen, bedeckt mit gräßlichen Sinnbildern, beim Mondscheine in tiefem ehrfurchtgebietenden Schweigen der Nacht in uns zurückließen.

Ich erhielt den Befehl, bei den Pferden zu bleiben. Adolph und Burkhardt gingen abseits, um die Umgebung näher zu betrachten. Ich sah es ungern, weil ich flugs Unrath witterte; ich brachte meine Befürchtungen hervor, aber sie wurden nicht beachtet. „Nun denn, wenn's nicht hilft!" sagte ich, und mit diesen Worten gab ich nach.

Wir waren verrathen. Nach einer kleinen Weile hörte ich den Ruf: „die Pferde! die Waffen! Wir sind verrathen!" Ich eilte so schnell als möglich herbei mit den Schwertern und erblickte in nicht weiter Entfernung ein Fähnlein türkischer Reiter, die in gestrecktem Laufe auf die Ruinen zueilten. „Das haben wir den Pullanen zu verdanken!" rief Adolph hitzig, und stellte sich mit Burkhardt zur Gegenwehr, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Es muß ein hitziger Kampf gewesen seyn; denn Adolph allein hatte ein halbes Dutzend Türken getödtet, als ich mit den Pferden bei ihm ankam. —

„Wo ist Burkhardt?" rief ich halb verzweifelt aus, denn ich fürchtete für sein Leben. Er hatte sich wirklich zu weit vorgewagt und kämpfte, an den Ruinen lehnend und sich tapfer wehrend, mit drei muthigen Türken. Wie die Türken ihre krummen Säbel schwangen! Aber die deutschen trafen auch gut. Als wir ankamen, fegte Burkhardt einem waghalsigen Türken den Kopf rein und sauber vom Rumpfe weg, und der Halbmond auf dem Turban flog weit hinaus in's Freie. Ein guter Hieb! Aber wie er den Arm auf den Muselmann sinken läßt, will Einer den tödtlichen Streich auf sein jugendliches Haupt führen. Vor Wuth außer mir und vom schrecklichsten Zorne entbrannt eile ich herzu und komme gerade

noch zur rechten Zeit, um dem Waghalse den Kopf zu zerschlagen. Ich fahre furchtbar in die Höhe; ich meinte, ich sey plötzlich um zwei Ellen gewachsen; mit aller Kraft schwang ich meine gewaltige Hellebarde herab: sie trifft — der Türke liegt am Boden, Burkhardt ist gerettet. Ermattet stürzt er nieder auf die Erde. Adolph hat unterdessen den andern Türken getödtet. Die Ohnmacht des wackern Burkhardt war kein Wunder. Was Arbeit hat dieser Held gemacht! Sechs Feinde lagen am Boden und verhauchten ihr Leben — ein großer Theil ergriff scheu die Flucht. —

„Hab' ich's nicht gesagt!" sprach ich nach kurzem Stillscheigen, während dem ich dem Grafen Burkhardt in Ermanglung von Quellwasser mit meinem Speichel die erhitzte Schläfe kühlte.

„Ach, das war ja gar Nichts!" spöttelte Adolph und wischte ganz gutmüthig, als ob gar nichts geschehen, die Blutspuren von seinem Schwerte im feuchten Grase. „Ein deutscher Ritter schmaust zwanzig solch' feige Bürschlein von Türken auf dem sauren Kraute!"

Und Adolph lachte dabei so laut, daß sein Gelächter weit gehört wurde und sonderbare Echo's in dem alten Gemäuer hervorbrachte.

Als Burkhardt erwachte, welche Scene mußte ich erleben! Noch sehe ich die Thränen, die er an meinem Halse weinte. Wir mußten Alle weinen nach solchem Kampfe, nach solchem Siege. Doch hievon schweige ich! Es war für mich kein Ruhm, es war Pflicht für mich, so zu handeln, wie ich handelte.

„Retter meines Lebens!" rief Burkhardt bewegt, „ich will Dir's gedenken. Verlaß Dich auf mich!"

Und der Held hat sein Wort gehalten! —

Gerold fiel dem alten Alexis um den Hals, weinte laut und überschüttete ihn mit einer Fluth heißer Küsse. Er sprach Nichts — auch Dagobert mußte vor Rührung weinen. So edel war ihm Alexis nie erschienen als wie heute.

Gerold aber faltete mit einer ungewöhnlichen Bewegung voll Andacht und Rührung die Hände und betete mit dem tiefreligiösen Gefühle des kindlichen Glaubens. Er sah im Geiste seinen Vater vor sich stehen; er sprach mit ihm — er sah ihn fechten, siegen.

„Nicht wahr, Vater, du siehst mich? du hörst mich?“ rief er entzückt aus.

„Freilich hört er dich, er sieht dich beten. Aber er will haben, du sollst dir durch unnöthigen Kummer keine Schmerzen machen. Deßhalb stehe auf, es ist Zeit, wir müssen zur Mutter gehen!“ Und mit diesen Worten zog Alexis den weinenden Gerold vom Boden auf.

„Du hast Recht, mein lieber Alexis! Ich will nicht mehr traurig seyn — ich betrübe ja sonst meinen guten Vater!“ sagte er und wischte sich die Augen.

Nun ging's hinaus aus dem Rittersaal, der wieder gut geschlossen wurde. Alexis legte den Schlüsselbund an seine Seite. Das Licht war beinahe abgebrannt. Sie standen vor dem Zimmer der Mutter.

Aber Gerold und Dagobert sah man nachher oftmals in dem großen Rittersaale und dem anstoßenden Gemache vor den Gemälden. Der Saal öffnete sich ihnen zu jeder Stunde, da der Befehl des Grafen keine Wirkung mehr hatte — man hielt ihn allgemein für todt.

Glückliche Kinder, die ihr ganz von dem erhabenen Impulse der Religion beseelt seyd, lebt immer so fromm vor dem Auge Gottes, alsdann habt ihr den Himmel auf Erden und dürfet von Niemanden Etwas fürchten! O bleibet dieser edlen Gesinnung getreu!

Siebentes Capitel.

Gerold wird ein Ritter.

„Zu Gottes und Marien Ehr'
Empfang dieß und sonst keines mehr;
Sey tapfer, bieder und gerecht,
Besser Ritter als Knecht.“
Altdeutsche Worte.

Es gab einmal in Deutschland — fuhr der alte Frieder nach einer kurzen Unterbrechung fort — eine Zeit voll Edelmuth und ritterlichen Sinnes. Wie prächtig mag es dazumal in unserm deutschen Vaterlande ausgesehen haben! Auf den Burgen, die von den steilen Bergen herab die Thäler beherrschten, hausten die Ritter mit ihren grimmen Recken. Das deutsche Ritterthum

ging aus dem altdeutschen Heldengeiste hervor; aber dieser Heldengeist ward durch das Christenthum veredelt und wesentlich umgestaltet und auf ein höheres, menschlicheres Ziel hingelenkt. Schon frühe begann sich der deutsche Ritterstand zu bilden, aber erst durch die Kreuzzüge erhielt er die Form einer geschlossenen Innung. Die Lehrlinge, Pagen oder Waffenträger mußten die Waffenkunst schulgerecht lernen, und sie durften wie die Knappen und Reisige nur von Rittern gebildet werden. Sie zogen mit ihm in den Kampf, bis sie sich der Ehre der Meisterschaft selbst würdig gemacht hatten; erst dann konnten sie zum Ritter geschlagen werden. Bei ritterlichen Turniren versammelten sich viele wackere Kämpfer, sie schlugen sich wacker und waren lebendige Repräsentanten der deutschen Kraft. War ein Knappe oder Geselle so weit fähig, daß er seine ritterliche Ehre wahren konnte, so wurde er zum Ritter geschlagen und mit den rittterlichen Ehrenwaffen bekleidet. Der Ritterschlag bestand in einer dreimaligen Berührung mit dem Schwerte; selbst Könige und Kaiser hielten ihn für eine große Ehre. Er sollte der letzte Schlag seyn, den ein Knappe ungeahndet hinnehmen sollte. Durch Fasten, Nachtwachen und Gebet mußte sich ein Knappe auf den Empfang des Ritterschlages vorbereiten; denn die Ritterschaft war Gott geweihet. Nachdem der Geselle feierliche Waffenwacht gehalten, stellte man ihn in weißem Gewande vor den Altar und ließ ihn schwören: stets wahr zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, die Wittwen, Waisen und die Unschuld zu schützen und die Ungläubigen zu bekämpfen. Das waren die Verpflichtungen eines deutschen Ritters!

Die deutsche Ritterschaft hatte sich ganz der alten Heldengilde nachgebildet; es bildeten daher persönliche Tapferkeit und ungefüge Kraft immer noch eine Haupttugend der Ritter. Ritterlichkeit, Kühnheit und Kraft galten immer noch als die ersten Erfordernisse eines Helden. Selbst in dem unbändigen Trotze der ausgearteten Raubritter und Raufbolde lebte noch die altdeutsche Thatenlust. Es war noch der heidnische Uebermuth, der später das Faustrecht gründete, allen Gesetzen Hohn sprach, that und unternahm, was Einen gelüstete. Voll kühner Wildheit horsteten diese, einem Geschlechte un-

bändiger Adler gleich, auf den Bergen in ihren festen Burgen und blickten mit stolzer Verachtung herab auf ein Leben, das nicht dem Dienste der Waffen gewidmet war und sich mühsam und elend hinschleppte. Jener wundersame Höhensinn, ganz der natürlichen Zahmheit abgeneigt, konnte nur bewirken, daß die Ritter das ebene Land flohen und sich auf den Spitzen der steilsten Berge ansiedelten und hier Burgen und Schlösser anbauten, die wir jetzt noch bewundern und die an Größe und Kühnheit der Ausführung viele unserer modernen Prachtbauten übertreffen. Die Berge waren die Stühle der Edlen. Aber hoch oben auf den Bergen erhielt sich auch der zarte Natursinn, der unsere Vorfahrer auszeichnete, und der die deutschen Burgen zu natürlichen Pflanzstätten der Poesie machte. — Auf den sonnenhellen Höhen der Berge erwacht der Geist der Poesie von selbst; man darf ihn nur weiter entwickeln, da er in reicher Fülle vorhanden ist.

Daß die Höfe der größern Fürsten und der Hof des Kaisers die natürlichen Sammelpunkte des ritterlichen Lebens wurden, mag von selbst einleuchten. Die Ritter suchten Glanz und Ehre: sie fanden ihn; die Ritter strebten nach Kampf und Sieg: hier fanden sie Gelegenheit. Die Ritter selbst verliehen den Höfen Ansehen und Glanz. Da gab es Zweikämpfe zur Uebung und Prüfung der körperlichen Kräfte; hier bildete sich in der Folgezeit der ritterlich edle Frauendienst aus, und hier lernten die ungeschlachten Recken feine Sitten und gebildete Manieren. Ihrer wilden Lust ward hier ein wohlthätiger Zügel angelegt. Wie roh waren manche Ritter, als sie von ihren Dörfern weg in das kaiserliche Hoflager kamen! Wie wenig verstanden sie sich auf den feinen Ton! Hier also mußten sie geschliffen werden; hier sollte sich das viereckige Wesen verlieren und Feinheit und Eleganz entwickeln. Oft lebte in den Rittern eine blutgierige Barbarei — sie ward durch einen sittigenden und entrohenden Umgang siegreich bekämpft; Alles war auf Beseitigung der hölzernen Tölpelhaftigkeit berechnet; Nichts sollte dem Ritter bleiben, was nur in einer Beziehung dem geselligen Leben und dem höfischen Verkehr nicht entspräche. Das deutsche Ritterthum hatte somit auch seine pädagogische Seite. —

Als es in unserm Vaterlande zur Zeit der Kreuzzüge durch die Ausbildung des Ritterthums einmal üblich wurde, Alles nach dem Punkte der gewissenhaftesten Ehre zu bemessen, und als in diesem Betreffe Alles mit äußerster Genauigkeit und unnachsichtlichster Consequenz unterschieden wurde, da trieb der deutsche Rittergeist hauptsächlich dazu an, die Geschäfte des Lebens mit jener Innigkeit und Gemüthstiefe zu verrichten, zu welcher die kräftige Natur jener Zeit von selbst anleitete, die ja Alles mit Eifer in's Werk setzte, was ihr heilig und werth war. Damals war in allen Formen des Ritterwesens ein edler Geist und eine hohe Bedeutung, und wenn man in den Vorschriften des Ritterthums nur ein eitles Ceremoniell erblicken würde, so würde man sich sehr täuschen; denn man darf unsern Adel nicht mit dem Adel des Mittelalters vergleichen. Der mittelalterliche Adel war ehemals eine Stütze des Rechtes, ein Repräsentant der Religion, ein lebendiges Bild, eine anschauliche Ausprägung des christlichen Geistes. Harfe, Rosenkranz und Schwert — dieß Trias hatte er sich erwählt und er hat sie vollständig zu bethätigen gewußt.

Der alte heidnische Heldengeist befand sich immer noch in den Eingeweiden der deutschen Nation. Er ward gemildert durch das Christenthum. Das Christenthum ist aber wiederum die Grundlage des Ritterwesens. Wie das Christenthum nun allein die Rechte der Frau hergestellt und die Frau in ihre wahren unveräußerlichen Rechte eingesetzt hat, so hat sich auch das Ritterthum der Unschuld und dem Schutz der Frauen gewidmet. Aus dieser Auffassung des ritterlichen Berufes hat sich mit der Zeit der ritterliche Frauendienst ausgebildet, der viel zur Sittigung und Entrohung der alten Helden beitrug. Es kam hiebei eine Exactheit und Eleganz zur Anwendung, es wurde mit so viel Zartheit und tiefer Empfindung gehandelt, es wurde so viel auf die Gesetze der Ehre gehalten, daß man staunen muß. Wir belächeln häufig jene Zeit — aber was hat denn die unsrige voraus? Wir leben im fortschreitenden Materialismus und eilen immer mehr der Herrschaft der Materie entgegen. Die Heilighaltung der Frauenehre war ein oberstes Gesetz des deutschen Ritter-

thums. Es läßt sich auch leicht begreifen, daß die göttliche Erscheinung der Schönheit, Milde, Liebe in den Frauen und diese Schmiegsamkeit unter das zarte Joch edler, zur Sanftmuth und Gottesfurcht erzogenen Weiber wohl das Meiste zur Entwilderung der Männer und zur Erziehung zu feinern Sitten und Manieren beitrug: die strenge, sittliche, ideale Frauenliebe war eine Hauptgrundlage zur Bildung eines schönen Geistes und eines edlen Herzens. Die rohe Kraft wurde durch den Zauber der Minne gebrochen. Wie sinnig und züchtig war die mittelalterliche Liebe! Selbst die Minne war damals eine Schule, und der Ritter mußte seiner Dame häufige Liebesproben bestehen. Zahllos waren die Lieder, welche die heiligen Gefühle der keuschen Minne preisen und welche darthun, von welchem Geiste die wahre Minne geleitet seyn müsse. Die Regeln der Minne wurden in tausend Gesängen, selbst bei öffentlichen Gelagen, umständlich erörtert und bestimmt festgestellt. Es gab sogar Minnehöfe, in welchen talentvolle Frauen und feingebildete Ritter die Streitfälle der Liebe behandelten. Die Galanterie unserer Zeit ist ein eitles leeres Schattenbild der alten mittelalterlichen Minne. Wir sind auch in diesem Punkte viel von der alten kernigen Gesinnung der Väter abgewichen. Damals war Minne Zucht, jetzt ist sie häufig Unzucht; damals galt in der Minne die gewissenhafteste Treue, und deßhalb blühten auch die Geschlechter in keuscher Reinheit und in der Kraft einer dauerhaften Gesundheit — und jetzt? Die Liederlichkeit unseres Jahrhunderts zerbröckelt das deutsche Wesen von Grund aus, es bleiben uns nur die Schatten einer bessern längst verschwundenen Zeit. — — Der alte Frieder begann nach einer Pause:

Der junge Graf Gerold sollte ein wahrer deutscher Ritter werden, und da er in den Jahren stand, in welchen er in die Lehre treten sollte, so ging seine Mutter sorgfältig mit sich selbst zu Rathe, wo er am besten versorgt und aufgehoben seyn würde. Denn es lag ihr die Erziehung ihres Sohnes zur Gottesfurcht und Frömmigkeit sehr am Herzen; und ein Ritter ohne Tugend und ächter Frömmigkeit hatte für sie gar keine Bedeutung. Wie konnte sie aber auch in der Wahl des Lehrherrns

mit sich im Zweifel seyn? Wie konnte sie lange abwägen zwischen den umherliegenden Grafen- und Fürstenhäusern? Hatte sie nicht fromme Verwandte, die zu den edelsten Herren und besten Rittern der damaligen Zeit zählten? Waren die Grafen von Montfort nicht angesehen, reich, beliebt beim Volke und geachtet vom Kaiser? Waren sie nicht wahre Helden? Galten sie nicht als warme Verehrer und Vertheidiger der Religion? Gerold mußte also zu dem Grafen von Montfort reisen, um sich dort für den Beruf auszubilden, für den er bestimmt war. Und Gerold ward tüchtig in der Führung der Waffen: das Schwert schwang er kühn, die Lanze hielt er fest in der gewandten Hand und in der Leitung der Reisigen ward er bald ein Meister. Die Proben der Ehre bestand er wie ein Held und er gab keinem Gegner nach, so tapfer er auch fechten mochte; sein starker Arm, sein rasches Blut, sein kühner Muth: wie paßten sie zusammen! Daneben lernte und übte er die sieben freien Künste; sein Geist bildete sich mit dem Körper aus. Er entfaltete schon als Jüngling einen seltsamen Reichthum des Geistes. Der Strom seiner Beredtsamkeit riß Alle hin, die ihm zuhörten. Sein Scharfsinn löste die schwierigsten Fragen; sein Urtheil war treffend und unantastbar. Sein Gemüth war rein und lauter und sein Herz sicher und gewiß. Auf der Burg der Grafen liebte ihn Alles wegen seiner Unschuld und Herzensgüte. Ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers und der Seele war er bald der Liebling Aller, die mit ihm in Berührung kamen. Er war das lebendige Abbild seines Vaters, und er hatte noch zu den Vorzügen desselben den Reichthum und die Wärme des mütterlichen Herzens geerbt. War Gerold schon als Knabe ein hoffnungsreicher Sohn, so steigerten sich die Erwartungen, als er zum Jünglinge herangewachsen war.

Der erste Tag des Maimonats ist angebrochen. Das Schloß Montfort hat ein besonders festliches Aussehen. Eine flatternde Fahne, ausgestattet mit dem Wappen der Grafen, steht auf dem Wachtthurme und hängt wellenförmig, vom leichten Morgenwinde belebt, hernieder. Die große Eingangspforte ist mit Kränzen und Laubgewinden geziert und Blumenkränze reichen in zierlichen Guirlanden an den Fenstern herab. Der große Rittersaal ist festlich

geschmückt. Es sind die Wände mit bunten Tüchern behangen und das Wappen blickt herrlich prangend hernieder aus der Blumenfülle, welche es sinnig umgibt. Die Schwerter, welche an den Wänden hängen, sind blank gerieben und schimmern hell in den einfallenden Sonnenstrahlen. Im Vordergrunde stehen Tische von festem Eichenholze. Die Humpen sind darauf gestellt und verbreiten, sauber gescheuert und von der Sonne erleuchtet, einen hellen Schein um sich. Im Hintergrund ist's leer; nur in einer Ecke gewahrt man ein hohes Gestell für die Spielleute, für die Pfeifer und Harfner und für die Meister der Hörner und Trompeten, zu welchem man auf einer kleinen Treppe gelangen kann. In der Mitte des Rittersaales, in welchem die Bildnisse der gräflichen Familie und ihrer berühmten Ahnen prangen, ist ein massiver Kronleuchter von feinstem Silber mit einem dreifachen Kranze von weißen Wachskerzen befestigt. An der ganzen Einrichtung des Saales bemerkt man, daß heute ein großes Fest gefeiert werden wird. Viele Ritter und Helden sind dazu eingeladen; einige nahen sich schon auf den getreuen Rossen der Halle, welche in's Schloß führt. Ein Diener nimmt die Pferde in Empfang und führt sie in Begleitung der Pagen in den sichern Stall. Die Ritter sind eingetreten, die Knappen folgen ihnen — sie sind in den labyrinthischen Gängen des Schlosses verschwunden, nur ihre schweren Tritte, in welche sich das Geklirr der Waffen und der Sporen mischt, hallen noch zurück in düstern seltsamen Echo's.

Unten am Eingange in die Burgkapelle aber steht ein prächtiger Jüngling, nachlässig an eine Lanze gelehnt. Ein langes Lockenhaar wallt über das edle Haupt und neigt sich männlich stolz auf den breiten Schultern. Aus seinen schönen blauen Augen blitzt ein heißes Feuer. Der Blick ist kühn und doch dabei so sanft und gut, verständig und klug. Um das Kinn ist ein leichter Bart gelagert, der sich in zarten Formen kräuselt. Die Brust des Jünglings ist stark gebaut, so fest wie Eisen und Stahl; die Glieder sind von einer nervigen athletischen Gestalt. Um die schlanken Glieder biegen sich eherne, schützende Platten, um die Lenden ist ein schweres Schwert mit goldenem Griff geschnallt. Der Jüngling blickt herzlich nieder auf das heitere Blinken: er hat seine Freude

daran! Zur Seite hat er sich den schweren Helm gestellt und der metallenene Schild lehnt an der nahen Wand. Eine volle Rüstung liegt zu seinen Füßen. Der Jüngling hält die Waffenwache. Halb in Eisen, halb in deutsche Linnen gekleidet, bewegt er nur hin und wieder seine feingebauten Füße, und ein dumpfes Dröhnen gibt Antwort aus der Kapelle her. Oft blickt er mit stummer ernster Geberde auf den Schein des Lichtleins, welches vor dem Altare flackert; aber länger heftet er das Auge auf das Gnadenbild der Gottesmutter, und Frieden glänzt auf dem engelreinen, von keiner Leidenschaft getrübten jugendlichen Antlitz des ernsten Wächters.

Wer ist denn der ernste stumme Wächter?

Es ist Gerold von Helfenstein; heute soll er zum Ritter geschlagen werden. Seine Lehrzeit ist jetzt vorbei. All' der Schmuck gilt dieser Feier! —

Die achte Stunde hat geschlagen. Eine große Menge angesehener Ritter tritt in die Kapelle ein, andächtig knieen sie nieder und falten fromm die Hände und beten für das Wohl des jungen Grafen, der nun bald ihr Genosse ist. Ein Glöcklein läutet, und auf dem Altar erscheint ein greiser Priester, mit reichem Schmucke angethan. Heiligen Sinnes betritt er die Stufen des Altars und heiß ist die Andacht seines gotterfüllten Herzens. Alle Ritter vereinigen ihr Gebet mit den seufzenden Bitten des ehrwürdigen Priesters. Er betet ja nicht für sich; sein Gebet gehört dem Wohl des edlen Jünglings, der die Waffen nun verlassen hat und andächtig in der Mitte des schmucken Kirchleins knieet, in heißer Andacht hingesunken. Der Priester zeigt den Leib des Herrn und Alle neigen fromm das Haupt. Es ist Alles still; da kehrt der Priester sich zu den Betenden — ein Glöcklein tönt. Sie erheben die Augen, und der Jüngling empfängt den Leib des Herrn. Demüthig wankt er zum Altare; da werden viele Herzen weit — sie sind bezaubert von dem Anblick. Welch' ein Jüngling! Und wie fromm! Er wird ein Stern im deutschen Ritterthum. Sein ganzes Wesen ist Milde, Frömmigkeit, Tugend und Ritterlichkeit. Er zeigt jetzt schon den freien deutschen Sinn. Möge Gott ihn schirmen: er ist es werth!

Und trunken neigen sich die Augen der reichgeschmückten Damen in den stillen Hallen des bescheidenen Kirch-

leins. Ach, auch auf ihren blühenden Gesichtern glänzt der lichte Strahl der lauten Freude! —

Die Messe ist beendet. Der greise Priester hat den Altar verlassen und gießt geweihtes Wasser auf die gesenkten Häupter der frommen Beter. Sie stehen auf und schauen nach der Mitte der Kapelle. Hier steht neben dem wackern Jüngling der tapfere Graf, sein Lehrherr, und ergreift das Schwert. Rasch zieht er es aus der blanken Scheide. Was will er wohl? Der Jüngling kniet andächtig nieder. Da entsteht eine neue Bewegung. Er faltet fromm die Hände; in seinem Auge blitzt eine stille Thräne; tiefe Rührung ist auf seinem Angesichte ausgebreitet. Nun hebt der Graf das scharfe Schwert und gibt dem Jüngling einen sanften Schlag auf die Schulter; er thut es nochmals — und nun berührt die schneidende Spitze die Brust. Der Ritter ruft:

„Zu Gottes und Marien Ehr'
Empfang' dieß und sonst keines mehr;
Sey tapfer, bieder und gerecht,
Besser Ritter als Knecht!"

Gerold ist nun Ritter. Draußen vor dem Thor der Kapelle wartet seiner ein muthiges Schlachtroß. Es trägt goldene Zäume und einen reich verzierten Sattel mit silbernem Knopfe. Sein schlanker Leib ist in Eisen gehüllt und mit hartem Stahl bepanzert. Es ist für Gerold bestimmt: es ist sein volles Eigenthum; es ist ein Braune von der feinsten Abstammung. Gerold ergreift den Helm und reicht ihn seinem Lehrherrn dar. Dieser setzt ihn auf das stolze ritterliche Haupt seines Zöglings, und Gerold steht nun da in vollem Glanz und Schmuck der Waffen. Er findet seinesgleichen nicht unter den Pagen und Knappen, welche die Ritter dienstestreu begleiteten, und selbst viele der anwesenden Ritter hätten es nicht wagen dürfen, mit ihm in den Streit zu gehen.

Gerold verläßt in Begleitung der anwesenden Ritter und Knappen die Kapelle. Rasch wirft er sich auf das bereitgehaltene Streitroß und jagt es hinaus in die frische Morgenluft und treibt es dahin im geflügelten Laufe, und Jeder bewundert die Kühnheit und Gewandtheit des jungen Reiters, sie fürchten manchmal für sein

Leben. Sie sehen ihn nicht; da blitzt sein Helm, und hinweg ist er mit dem Pferde über gefahrvolle Höhen und Abgründe. Jetzt reitet er auf die Ritter zu. Wie glänzt sein Helm im lichten Sonnenstrahl! Wie leuchtet froh der eherne Schild! Wie schimmern hell die goldenen Sporen! Wie muthig weht das Fähnlein auf der Lanze! Es schallen Cymbeln und Trompeten; es wirbeln rasch die Trommeln und Pauken. Jetzt ist er da; er springt vom Pferde — er steht unter lachenden Kameraden, die ihn herzlich grüßen. Die Damen reichen ihm frische Kränze und schmücken seine Waffen mit zarten Blumen, dem ersten Raub der Felder. Unter Gesang und Paukenschall eilt die froh entzückte Schaar von dannen. —

Aber eine Dame ist noch in der Kapelle. Sie kniet oben vor dem Gnadenbilde, und ihr feuchtes Auge allein ist der Zeuge der Gefühle, die in ihrem Herzen wach geworden. Sie vergräbt das Gesicht in die weichen Hände, und ihr lautes Schluchzen unterbricht die öde Stille des heiligen Raumes. Heiße Seufzer entwinden sich der beklommenen Brust. Die Dame ringt nach Worten; ihre Gefühle kennen diese Sprache nicht. Unermeßliche Freude und Wehmuth durchströmen bange ihr volles Herz. Es will zerspringen vor Wonne; sie hat für ihre Wonne nur Gebet — sie kann mit Gott nur reden — er allein versteht sie.

Wer ist die Dame? Es ist die Gräfin Anna, sie war Zeuge der frommen Feier zu Ehren ihres heißgeliebten Sohnes. Wohl mögen die Herren und Damen sich in froher Lust bewegen, wohl mögen sie immerhin das Leben und seine Freuden genießen, wohl mag in ihr Herz die Wonne wiederkehren: sie lebt in Gott und herzlich dankt sie Gott für die reichen Gnaden, welche ihr Sohn von ihm empfing. Und von dem Sohne schweift ihr Gedanke hin zum treuen Gatten. Auch seiner gedenkt sie liebend im Gebete. —

O ihr edlen Frauen, deren Haus nicht die große weite Welt ist und die nicht die lauten Freuden wollen, wie beglückt euch der holde Stern der treu erfüllten Mutterpflicht, die stets nur euer liebend Herz erfüllte! O ihr theuren Mütter, die ihr Tag und Nacht darauf sinnt, wie ihr des Hauses Glück, der Kinder Tugend fördert, glücklich seyd ihr — was taugt denn aller Feste Pracht

zu eurem schönen Wirken — ist denn euer langes friedliches Leben nicht ein ununterbrochenes Fest? Ist denn euer mütterliches Wirken und frommes Schaffen nicht ein ewiger Jubeltag? —

Achtes Capitel.

Die erste Waffenthat.

„Ich hab' vor keinem Feinde Scheu,
Er soll nur öffnen sein Visir,
Er soll nur steh'n zum Streite treu,
Ich will schon schützen mein Panier.
Doch die einhergeh'n stummverkappt,
Die fürcht' ich wie die Schlangenbrut.
Sie haben schnell den Sieg ertappt —
Ich bin ein ehrlich deutsches Blut!"
Oscar v. Redwitz.

Zwei Tage waren verflossen seit der erhabenen Feier in der Burgkapelle. Die Sonne erhob sich in hellleuchtender glänzender Pracht im fernen Osten und vergoldete die blanken Kreuze, welche sich auf den hohen festen Thürmen des Schlosses erhoben. Es wirbelten leichte Staubwolken in der Ferne empor; sie verkündigten den Anmarsch einer großen Menge edler Herren in dem Schlosse. Eine stattliche Anzahl war schon eingetroffen und immer hörte der Zudrang nicht auf. Die Helme glänzten im Morgenschein und die geschliffenen Schilde warfen schillernde Reflexe zurück. Fähnlein von verschiedenen Farben wehten auf den strahlenden Lanzen und die reichgeschmückten Pferde wieherten lustig in die frische Morgenluft hinaus. Die bunten Schärpen, welche die herbeieilenden Ritter um ihre Lenden trugen, verbreiteten ein treffliches Gemisch von grellen Farben. In gestrecktem Laufe ging es von nah und fern dem gräflichen Schlosse zu.

Die Grafen von Montfort hatten ein Turnier ausgeschrieben. Diese Lustbarkeit des deutschen Ritterstandes zog die Freunde des heitern Spieles aus allen Richtungen herbei. Voll Kampfeslust, des Sieges gewiß, stürzten die Mannen hervor im flinken Galopp. Von allen Seiten strömten die Ritter herbei im bunten Schmuck der Waffen. Bei dem Thore empfing sie der Herold,

und laut schmetterten die Trompeten, betäubend wirbelten die Trommeln und Pauken, und grell ertönten die Pfeifen als sie dem Schlosse nahe waren. Da bäumten sich manchmal die scheuen Rosse und ihre edle Bürde schien in den trockenen gelben Sand zu stürzen. Aber die Reiter, der Führung der Thiere kundig, saßen fest in dem strahlenden Sattel, versetzten den Rennern die zugespitzten Sporen, daß sie sich, stark verwundet, nur um so heftiger bäumten und mit Sturmesschnelle von dannen eilten, der offenen Pforte entgegen. Und ein Gejauchze erhob sich im reichgeschmückten Rittersaale, wenn ein neuer Kämpe eintrat, und mit dem derben kräftigen Handschlag ward der ritterliche deutsche Gruß beendigt. Die Damen lächelten freundlich, und voll Herablassung und züchtiger Scham nahmen sie Raum unter den Helden und würzten die Zeit durch fröhliche Scherze und geistreiche Reden. Der Boden des Rittersaales erzitterte, wenn ein Ritter im ehernen Gewande kräftigen Schrittes daherwandelte und mit stolzem Blicke die Anwesenden strenge musterte. Oft schlugen die schweren Waffen aneinander und ein heftiges Dröhnen und Klirren verbreitete sich im weiten Saale. Sorgfältig nahmen dann die Pagen und Diener den Rittern die Helme ab und brachten sie in ein besonderes Gemach zur Helmschau, welche einige auserwählte Ritter und Damen besorgten. Die Waffen wurden abgelegt; man setzte sich an die Tische und erquickte sich mit dem edlen Saft der Reben, der schönen Gabe der mütterlichen Erde. Unter fröhlichen Gesprächen und heitern Scherzen floßen die langsamen Stunden in hastiger Eile davon. Der goldene Becher machte fleißig die Runde und die Zungen wurden gelöst und gesprächig. Die stolzen mürrischen Gesichter heiterten sich auf, und wo früher wilder Trotz gelegen, da sprach aus den feinen Zügen der ungetrübteste Humor und die reinste Gemüthlichkeit.

Auf dem Thurme der Schloßcapelle schlug es zwölf Uhr. Das war die Stunde, welche für den Anfang des Turniers bestimmt war; so war es in den Ausrufen, welche überall hin durch die deutschen Gauen erlassen worden, genau bestimmt und festgesetzt. Es hatten sich über hundert kampffähige Ritter eingefunden mit ihren Damen. In den Herzen schlug es laut vor Freude;

aber mit der Freude vermischte sich auch wieder das bange Gefühl der Furcht, und obgleich die meisten der anwesenden Kämpen keine Scheu zeigten vor jeglichem Feinde, so weckte doch ein leiser Ehrgeiz die stille, aber quälende Stimme der Besorgniß und des Zweifels. Niederlagen bei öffentlichen Waffenspielen galten damals für einen Schimpf — und kein Ritter wollte beschimpft den Kampfplatz verlassen; er wollte siegend und gekrönt mit Ehren heimkehren an den theuren heimathlichen Herd. Als aber die Stunde der Abfahrt kam, machte sich alles bereit. Die Damen setzten sich auf prächtig strahlende Kammerwagen, um zu dem Orte der Lust zu eilen. Die Pagen und Knappen mußten die bepanzerten Streitrosse vorführen und die Ritter setzten sich, vollkommen in Eisen und Stahl gehüllt, die treue Lanze in der einen und die prächtigen Zügel in der andern Hand, an der Seite das blanke Schwert und um die Lenden die Schärpe der Dame — ein Pfand heiliger Treue — auf die Pferde und sprengten den Schloßberg hinab unter lautem Rufen und Jauchzen. Wer wird als ruhmgekrönter Sieger heimkehren?

Der Zug war geordnet und die Ritter schickten sich zum Marsche an. Das war ein stattliches Schauspiel! Voraus ritt der Herold mit den lärmenden Trompetern, Pfeifern und Trommelschlägern, und es gellte, daß einem die Ohren wehe thaten und die Mauern von Jericho hätten einstürzen mögen. Dann kamen die Ritter, eingetheilt nach ihrer Geburt, nach ihren öffentlichen Diensten, nach ihren Aemtern im Reiche oder nach ihrem Vermögen. Dann kamen die Knappen, und den Zug schlossen die Pagen — Alles zu Pferd; hinten nach eilte eine ungeheure Menge gemeinen Volkes, das sich durch Lärmen, Jauchzen und Drücken bemerklich machen wollte.

Der Zug bewegte sich auf eine große Ebene, welche nicht gar fern vom Schlosse lag. Hier hatte sich schon am frühen Morgen eine Unzahl gemeinen Volks gesammelt; es füllte den ganzen großen weiten Raum, der nicht für die Ritter, Damen und die Dienerschaft des Adels bestimmt war. Die Neugierde zog das Volk der ganzen Umgegend zusammen. Ein buntes Gemisch strömte durcheinander. Die malerische Tracht der Landleute bildete einen überraschenden Contrast gegenüber der Stahl-

kleidung der Ritter und dem glänzenden Farbenspiel, erzeugt durch die blendenden Costüme der Frauen. Das Volk war heiter und vergnügt; ein ungeheurer Jubel entstand, als der Zug auf der Ebene hielt. Da schwenkte das Volk die Hüte und Mützen, Tücher von allerlei bunten Farben wehten, weiße Fahnen loderten hoch in die Lüfte und der Taumel einer leidenschaftlichen Begeisterung bemächtigte sich des entzückten, von höchster Wonne berauschten Volkes.

Die Damen stiegen von den prächtigen Kammerwagen. Ritter von außerordentlich feinen Manieren und graziöser Galanterie begleiteten sie auf die Bühne, die für dieselben bestimmt waren. Eine Edeldame brachte auch die Preise, die an die Sieger ausgetheilt werden sollten, und legte dieselben auf einen geschmackvoll verzierten Tisch vor die richtenden Damen. Die Eleganz der Frauen strahlte dem Volk in die Augen: es jauchzte abermals vor Freuden; die Damen erhoben sich leichtlich und mit freundlichen Mienen, und nochmals erscholl aus den dichten Reihen des Volkes ein Freudengeschrei, das nicht mehr enden wollte.

Nun erschienen die Ritter, welche für die Kämpfenden den Boden, das Licht und die Wärme ausmaßen, damit kein Kämpe in seinem Vortheile gehemmt, keiner in seinen Rechten übervortheilt werden möchte. Denn das Turnier, dem nationalsten Feste des mittelalterlichen Adels, war von gewissen Gesetzen und Regeln bestimmt, und Niemand durfte dieselben leichtsinnig übertreten, wenn er einen Preis erringen und nicht turnierunfähig werden wollte.

Während die Ritter dieses thaten, eilten die Prügelmeister mit starken Knitteln und derben Stöcken unter dem Volke umher, um es in Ruhe zu halten. Sie hatten Mühe, Stille und Ordnung unter den aufgeregten Haufen zu bringen. Der Lärm wollte sich nicht legen; glaubten die Knechte Ruhe hergestellt zu haben, so konnte am andern Ende ein lautes Gelächter vernommen werden. Die Prügelmeister lebten in den größten Sorgen.

Als der Platz für die Kämpfer ausgemessen war, erschienen die Ritter, welche an dem Kampfe Antheil nehmen wollten. Zuerst mußte ihre Turnierfähigkeit untersucht werden — ein Umstand, der oft eine außer-

ordentliche Lebhaftigkeit und eine nicht zu beschreibende Heiterkeit veranlaßte. Unter den sechzig Rittern, welche sich zum Kampfe meldeten, wurden nicht weniger als zwanzig zurückgewiesen; einzelne derselben hatten Kirchen und Klöster geplündert, andere hatten Wittwen und Waisen gedrückt oder eine ehrlose Fehde geführt; andere hatten sich die Lehenstreue zu leicht genommen und waren an ihren rechtmäßigen Herren Meuterer geworden; andere hatten Reisende beraubt oder durch Unzucht und feige Flucht in der Schlacht sich entehrt — lauter Vorkommnisse, die dem Geiste des deutschen christlichen Ritterthums entgegen waren, also auch von der Theilnahme an Turnieren ausschlossen. Die ehrlosen Ritter mußten abtreten.

Nun kam die Reihe an die Untersuchung der Waffen und der Pferde, der Rüstung und anderer Dinge, und weil hier keine wesentlichen Ausstellungen zu machen waren, so konnte der Kampf beginnen.

Da erschollen die schrillen Pfeifen, die Trommeln wirbelten donnernd und die Trompeten schmetterten feierlichen Tones durch die Luft. Die Fahnen flatterten — und stille war's im weiten heitern Kreise!

Ein Herold bestieg eine erhöhte Bühne und las mit lauter und feierlicher Stimme die Namen der Kämpfer ab, die sich mit einander messen wollten. Lautlos wurden sie angehört. Mancher gefürchtete Name war dabei, und freudig zitterten die Herzen der Zuschauer, als die Ritter die muthigen Rosse bestiegen, die vor Freude stampften und sich mit den Kämpen nach dem Augenblick zu sehnen schienen, welcher den Kampf eröffnet. Die Ritter saßen ganz in Eisen gekleidet auf eisenbedeckten Rossen und nahmen die eingesetzten Lanzen lustig und guten Muthes an die schlagende Brust. Auf den Helmen flatterten die luftigen Federn; es schimmerten die Wappen auf dem Schilde und es funkelten auf den Helmen die Kennzeichen der Familien, welche bei dem Kampfe vertreten waren. Der schwäbische Adel hatte viele seiner Häupter gesandt; selbst aus dem tiefen Norden und dem fernen Osten des deutschen Reiches waren einige Herren erschienen, um hier ihren Ritternamen berühmt zu machen und zu verherrlichen.

Jetzt begann das Lanzenstechen. Ein Ritter aus

dem deutschen Norden, der von der Abhaltung des Turniers Kunde erhalten hatte, trat hervor aus dem Kreise der eingeschriebenen Kämpfer. Er war als ein waghalsiger Raufbold bekannt und hatte schon manchen wackern Mann aus dem Sattel gehoben. Er hatte eine riesenmäßige eisenfeste Körperbildung und taumelte langsam sein Pferd im Kreise, während er sein Haupt auf dem ungeberdigen Halse stolzen Muthes schüttelte und sich steif und fest in den Bügeln hielt. Er schwang sein Fähnlein und suchte mit seinem feisten Hengste einen ebenbürtigen Gegner.

Niemand wollte sich mit ihm schlagen; der schwäbische Adel blieb wider Erwarten stumm; auch der baumlange Ritter aus Böhmen war nicht zum Kampfe gefaßt. Deß schämte sich fast ein Graf von Montfort und schon griff er nach den Waffen, obgleich er nur Zuschauer seyn wollte, um die Ehre des schwäbischen Adels zu verfechten gegenüber dem nordischen Prahler — er wollte das Ansehen des schwäbischen Ritterstandes mit kühnem Muthe retten.

Allein der Graf hätte ruhig bleiben dürfen; denn schon trat ein Ritter aus dem Kreise. Seine Waffen blitzten im Sonnenschein; sein treues Pferd biß in die vergoldeten Zügel und schäumte wild; es sollte ja seinen Herrn in den Kampf tragen! Auf dem Helme aber glänzte ein Wappen, welches schon über zwanzig Jahre nicht mehr im Felde gesehen worden: es war das Helfensteinsche Wappen; und der Ritter war Niemanden als der thatendurstige Gerold, der hier zum erstenmal in feierlicher Versammlung seinen Jugend- und Heldenmuth bewähren wollte. Die schwäbischen Herren erschracken.

„Laßt ihn machen!" sagte ein Graf von Montfort, „er wird den Kampf muthig bestehen! Und siegt er nicht — wer kommt denn nicht einmal gepantscht nach Haus?"

Und die vorige Aengstlichkeit verwandelte sich in festes Vertrauen und die Ritter schauten vergnügt herab auf den muthigen Jüngling. Nur im Kreis der schönen Damen war ein Auge feucht und ein Herz schlug heftig und beklommen — Gräfin Anna sah ihren Sohn; er ist's, er will mit dem nordischen Prahler kämpfen. Sie

kennt zwar wohl den Muth ihres Sohnes und die Kraft und Gewandheit seines Armes; aber in ihrer Brust schlägt doch das Gefühl der bangen Hoffnung.

Es standen die muthigen Pferde in richtiger Entfernung von einander. Die beiden Kämpfer schauten sich an und faßten sich keck in das Gesicht. Sie zauderten; keiner wollte den Streit beginnen. Eine allgemeine Ungeduld machte sich unter den Zuschauern bemerklich, die mit ängstlichen Blicken bald auf die Ritter, bald auf den Herold schauten. Da erklang das Zeichen. Die flinken Rosse setzten sich in Bewegung; sie hatten sich erreicht — schnell griffen die Ritter nach den eingelegten Lanzen und zwängten sie hart und dicht an die schwellende Seite, indem sie sich fest in den Sattel drückten. Mit furchtbarem Stoße flogen die Lanzen auf die Brust — aber Gerold blieb eisenfest, wie eingewurzelt, im geschmeidigen Sattel, der Fremde aus dem Norden lag ausgestreckt auf dem Boden im gelblichen trockenen Sande.

Ein grenzenloser Jubel erscholl. „Helfenstein hoch!" lief es von den Rittern und der Menge durch die Reihen. Die Musik rauschte mächtig empor. Hoch schlugen die Herzen der Damen. Gerold erntete den höchsten Ruhm an diesem glücklichen Tage.

Bescheiden lenkte der Ritter von Helfenstein sein Roß auf die Seite und trat in die Reihen seiner Freunde und Kampfgenossen.

Wer beschreibt die Freude der Mutter, als sie ihren siegenden Sohn erblickte? Gerold hat gesiegt — er hat sich tapfer gehalten!

Nun begannen kleinere Kämpfe in Rotten. Die Ritter entfernten sich auf die rechte Seite von einander und auf ein Zeichen des Herolds stürzten sie hervor, um sich zu schlagen. Es ging hitzig dabei her und die Griesmäntel standen mit lauernden Blicken da, um die eifersüchtigen Kämpfer zu bewachen. Fast hätten sie die kämpfenden Streiter mit Gewalt von einander halten müssen; die muthigen Helden hätten in der Hitze des Kampfes bald die ernste Vorsicht vergessen, und sie hätten sich leicht blutig verwundet. Zum guten Glücke aber verstanden die Griesmäntel ihr Amt aus dem Fundamente.

Nach dem Lanzenstechen kam die Reihe an den Kampf

mit dem Schwerte. Der nordische Ritter forderte unerschrocken den jungen Gerold auf; denn er wollte den Schimpf auswetzen, der ihm von Gerold angethan worden. Zornentbrannt schwang er sein gutes Schwert — aber Gerold wies die Streiche leichtlich ab. Da wallt ihm endlich auch sein Blut — auslangend in die Weite und furchtbar schlagend, streckt er seinen Gegner abermals auf die Erde nieder, und er muß von bereitstehenden Knechten weggetragen werden.

Mit Jubel wird der Jüngling abermals empfangen.

Als nun die Ritter sich genug geschlagen hatten, begann das Gesellenstechen. Die Knappen traten hervor und wiederholten die nämlichen Uebungen wie die Ritter. Es war drollig anzusehen, wie dorthin und dahin ein plumper Edelknecht fiel und die langen Glieder von sich streckte. Da entstand manchmal ein mörderisches Gelächter, und es war wenigstens den Prügelknechten nicht zu verargen, wenn das Volk durch herzliches Lachen, durch tolle Späße und witzige Scherze seiner Lust Luft machte. Das Gesellenstechen bot der erheiternden Momente viele dar. —

Der Kampf war zu Ende. Da traten hervor aus dem holden Kreise der Damen: die Gräfin von Montfort mit zwei reichgekleideten Edeldamen, welche die herrlichen Kampfpreise in den Händen hielten. Sie schritten bis an das Geländer des Gerüstes und schauten gnädiglich herab auf die Ritter und die Menge, indem die Edeldamen die Geschenke an die Sieger auf ein mit hochrothem Sammet überzogenes, mit Gold ausgesticktes Kissen niederlegten, das auf dem breiten Geländer ausgebreitet war. Da ward es wieder stille in der Menge und mit lautlosem Bangen erwartete man den Augenblick, in welchem die Gräfin zu sprechen begann.

Die Kampfrichter hatten die Sieger bezeichnet und zogen sich mit einer einfachen Verbeugung auf ihre vorigen Plätze zurück. Die Spannung steigerte sich sichtbar; ein ungeduldiges Warten fordert Befriedigung.

„Graf Gerold von Helfenstein!“ sagte endlich die Gräfin mit zärtlicher Stimme.

Gerold trat mit einer bescheidenen Verbeugung hervor.

„Hier nehmt zum Preise dieses gute Schwert!“ sprach sie weiter. „Ihr habt es heute wohl verdient. Bewahrt Euch immer diesen tapfern Arm und diese starke Kraft! Herr Graf, Ihr habt heute sondergleichen Euren wackern Muth bewährt!“

Gerold ließ sich auf sein rechtes Knie nieder und empfing aus der Hand dieser edlen Dame ein Schwert mit einem kostbaren Griffe von Gold, mit Sinnbildern von Elfenbein ausgelegt.

Noch traten mehrere Sieger hervor, um aus der Hand der Gräfin die Pfänder des Sieges zu erhalten. Der Eine bekam ein Paar goldene Sporen, ein Anderer empfing eine zierliche Leibbinde, und Keiner wurde ohne eine reiche Gabe entlassen.

Und hiermit wurde das Waffenspiel geschlossen. Die Ritter ordneten sich zum Zuge in das Schloß. Dießmal aber zogen die Sieger direct hinter den Pfeifern und Spielleuten, ihre Trophäen schwingend und von heller Freude strahlend. Das Volk drückte gewaltsam hinten nach; Jeder wollte den Rittern am nächsten seyn. Als aber der Abend hereinbrach, verlief sich die tobende Menge und zerstreute sich in die heimathlichen Dörfer. Es lag eine stille Ruhe um das Schloß ausgebreitet.

Aber in dem Schlosse war's nicht ruhig. Die Ritter und die Damen setzten sich zur Tafel, nachdem vorher die gekrönten Sieger von den Damen des schweren Stahlgewandes entkleidet und festlich geschmückt worden waren. Da dufteten schmackhafte Speisen: Suppen, Fleisch, Wildpret, und was der Mund Gutes begehrte, es stand in Hülle und Fülle auf der Tafel. Es klirrten die Becher, wie ehedem die Schwerter klirrten. Der köstliche Wein floß in Strömen. Die Pagen und Knappen liefen schnellen Schrittes, um die Ritter kundig zu bedienen. Ein treffliches Mahl hatte endlich jede Eßlust gestillt, und das trunkene Herz verlangte etwas Neues.

Da setzten sich im Rittersaale die Spielleute auf die erhabene Bank, welche für sie errichtet war. Eine rauschende Musik erfüllte den weiten Raum; mächtig erschollen die musikalischen Instrumente. Die Herren, welche heute gesiegt hatten, stunden auf und ergriffen zuerst die Damen am Arme und führten sie zum lustigen Reigen. Die heitern Tänzer wirbelten in kühnen Sprüngen

munter durch den großen Saal; manche trugen Fackeln oder Windlichter in den Händen, und machten damit seltsame Wendungen und beschrieben allerlei spaßhafte Figuren. Das war eine Fröhlichkeit! Ritter aber, welche turnierunfähig geworden, mußten sich beißenden Schimpf von den Pagen und Knappen gefallen lassen. Erst die grellen Morgenrufe des wachsamen Haushahns machten der fröhlichen harmlosen Feier ein Ende.

Als der Morgen anbrach, erschienen noch einmal die Ritter, welche gestern beim Turnier gekämpft hatten, vor den Kampfrichtern, um von diesen den Turnierbrief zu erhalten. Dieses Document wurde in der Folge oft sehr wichtig, weil nicht selten Adelsverleihungen von demselben abhängig gemacht wurden. Nach Ausübung dieser Ceremonie ging jeder Ritter auf seine Burg oder suchte für sich ein anderes Abenteuer. Die fahrenden Ritter befanden sich fast immer auf der Reise, weil sie meistens kein eigenes Gut besaßen und von den Wohlthaten reicher Fürsten und Edlen lebten.

So ward Gerold in das öffentliche Ritterleben eingeführt!

Neuntes Capitel.

Ein stilles Leid.

„O Zeit, du bist vergangen!
Ein Mährchen scheinst du mir!
Der Jugend Lust und Freude —
Alles dahin — dahin."

Freiligrath.

Eine einsame stille Gegend dehnt sich aus am Meer. Ländlich und einfach liegt das Land da, umrauscht von den plätschernden Meereswellen. Nicht weit vom Meere entfernt erhebt sich ein hoher Hügel, bedeckt mit ungeheuren Sandsteinblöcken, aus deren Mitte hin und wieder die schlanken astlosen Palmen und die niedrigen Datteln ihre biegsamen blätterreichen Kronen emporstrecken. Diese hohen Bäume werfen ihre gigantischen Schatten auf das röthliche Licht, welches die Sonne bei ihrem allabendlichen Scheiden noch zurückstrahlt. Das matte Leuchten des fliehenden Gestirns gleicht dem röthlichen

Wiederschein einer Feuersbrunst. Gelbliche Strahlenbündel brechen aus dem azurnen Gewölbe. Es ist eine der köstlichen Nächte, an denen die südlichen Gegenden so reich sind. Die Nacht ist angebrochen. Der Mond steigt, eingehüllt in einen sanften Schleier, am nächtlichen Himmel herauf und wirft seine magischen Strahlen hinab in's riesige Meer und auf die colossalen Trümmer, die ungeordnet umherliegen. Das Meer glänzt: das feurige Licht erhöht seine erhabene Größe. Das Grün der Palmen schimmert im hellsten Silberglanze. Die Luft ist ruhig; kein Windzug streicht über die der reifen Aehren beraubten Felder. Das große Thal, dessen das Auge in der bläulichen Ferne gewahr wird, ist halb in leichten falben Dunst gehüllt, und die fetten Wiesengründe in demselben und die Gruppen starkbelaubter Bäume fließen in ein dunkles einförmiges Bild zusammen, stark contrastirend mit dem feinen durchsichtigen Blau des nächtlichen Himmels. Alles ist ruhig; nur das Zirpen einer Grille stört die feierliche Abendruhe, oder das Zwitschern einiger verspäteten Vögel trifft das Ohr des nachdenkenden Lustwandlers. Jetzt erscheinen auch die Sterne am Himmel und drücken ihr Bild mit liebkosendem Lächeln ein in den faltenlosen Spiegel des ruhigen Meeres, das ihr Bild neckisch zurückwirft.

Ein ältlicher Mann sitzt auf einem der rauhen Felsblöcke dicht neben einer schlanken Palme. Er hört es wie Stimmen Gottes in ihrem Wipfel rauschen. Sein Blick schweift hinab zum stillen furchenlosen Meer und betrachtet den Schimmer, welchen die wohlthätigen Himmelslichter ausbreiten; dann blickt der Mann wieder hinauf zu den lichten Sternen und seufzt leise. Er sieht nach dem Thale und ein neues Stöhnen entwindet sich der belasteten Brust. Mehrere tausend Schritte hinter ihm ist ein hübscher Garten, und in dem Garten ist ein Zelt — es ist seine Wohnung. Alle Abend, wenn es ihm Zeit und Umstände erlauben, sieht man ihn hier auf diesem nackten Felsen sitzen, und wenn ein schwarzer Schatten auf dem Meere, ähnlich einem Fahrzeuge, davoneilt oder sich auch langsam bewegt, so wird sein Leiden größer, und öfters fällt dann eine heiße Thräne auf den harten Fels — und er sagt's nicht weiter, daß hier eine arme verlassene Seele weilt und in düstern Stunden voll warmer

Sehnsucht weint. Das Haar des Mannes ist kurz geschoren und oft sitzt ein aufgedrungener Turban auf dem ehrwürdigen Haupte. Sonst hing das kastanienbraune Haar in krausen Locken nieder auf den stolzen Nacken. Jetzt ist dieser gebräunt von dem heißen Strahl der südichen Sonne. Früher prangte auf den Wangen eine leichte Röthe — jetzt sind die Wangen sonnverbrannt, und auf der sonst so glatten Stirne liegen, Gram und Schmerz verkündend, düstere Runzeln. Das ovale Kinn beschattet ein voller Bart, der bis auf die schlagende Brust herniederwallt. Die starken Glieder, einstmals in Stahl und Eisen gehüllt, sind angethan mit weiten weißen Hosen und über die Schultern schlingt sich der rothe türkische Mantel, in zierlichen Falten um den schönen Leib gelegt.

Der Mann im türkischen Costüme hält oft ein kleines Kreuz empor, das er in frommer Rührung küßt. Er hat es sich in einer freien Stunde selbst geschnitzt und hält es eifersüchtig und klug unter dem bemoosten Felsgestein verborgen. Das bunte Thal ist ihm ein Ort der Trauer; weiter schweift sein Blick — nach dem Norden geht sein Sehnen. Er will fort und kann es nicht. Er weiß die liebe Heimath und trifft sie nicht; gezwungen weilt er hier. Alle die freundlichen Lichter am Himmel sind für ihn nur Todtenlichter; ihr matter Schein erfreut ihn nicht. Was kann denn dieser irdische Glanz ihn nützen? Allein das Kreuz ist seine Hoffnung, seine Freude und sein Trost! Er will nichts als das Kreuz. Zog er nicht fort vom Heimathlande in seiner Jugendblüthe aus Liebe zum heiligen Kreuz? Nun hat er es; soll er es nun von sich werfen? Er weiß den Trost, der im Kreuze zu uns redet. Der Mann spricht: wir wollen seinen Worten lauschen!

*

Ach, dürfte ich doch vom Schicksal die Erfüllung meiner heißen Wünsche hoffen: denn sonst sind sie ja doch nur Träume! Ich wache auf und weiß nicht, daß ich geträumt habe. Ich wünsche nicht reichen Ueberfluß. Ich wünsche nicht über meine Brüder zu herrschen. Ich will nicht, daß fremde Länder meinen Namen nennen. Was sind denn Reichthum, Ansehen und alles irdische Glück? Seifenblasen, die schnell verschwinden! Unbekannt und still

wollte ich leben, fern vom jubelnden Geräusch der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Gewohnheiten tausend Thorheiten adeln; ich wollte niedersitzen auf dem Fels, der meine verlassene Burg stützet, und ich wollte in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln im kleinen Garten, im niedlichen Landhaus, unbeneidet und unbemerkt. Das Kreuz wollte ich mir tief ins Herz eingraben: ihm nur wollt' ich leben! Aber ach, alle meine Wünsche sind Träume! In fernem Lande muß ich weilen, weit entfernt von den lieben Seelen meines Hauses. Unfreiwillig bin ich hier; ich eile an's Gestade des Meeres, ich höre es plätschern, ich sehe auf seinem unsichern Rücken schwerbeladene Schiffe schwanken; ich sehe in der bläulichen Ferne kleine Inseln schweben; ich erblicke am Horizonte niedlich flimmernde Sternlein, die meine erste Jugend beschienen, die mir im Land meiner Geburt erglänzten, wo ich so heiter und sorgenfrei im Flügelkleide wandelte und fröhlichen Muthes spielte. Ich sehe dich, o trauter Mond! ach, du gemahnst mich nur an schönere Tage früherer Zeiten! Dein Licht schien einst meinem Glücke; du sahst lächelnd herab auf mich, wenn ich frohlockend die Kapelle meiner Burg verließ, gestützt auf den runden weichen Arm meiner Gattin. Da spieltest du schelmisch, du trauter lieber Mond! Du stummer Zeuge meiner frühern Lust, o sage ihr, daß an ferner Meeresküste, im heißen Afrika, ein armer verlassener Greis sitzt und hinausschaut nach der lieben Heimath, und Niemand darf er seinen Schmerz vertrauen — nur dem guten treuen Gott, weil er ihn allein versteht! Ziehet fort nach meinem Jugendlande, ihr Sterne! eilet, eilet fort von diesem unwirthlichen Lande, hin in die Gefilde meiner Jugend; grabt es in alle Steine ein, ruft's laut im ganzen Umkreis; sagt ihr, meiner treuen theuren Gattin, daß hier ihr zweites Leben weilt — unbewußt am bespülten Meeresrand — und daß er sehnsüchtig hinblickt nach dem Erbe seiner Väter! O du geliebte Seele meines Herzens, wenn es nicht mehr möglich, dich in meine Arme einzuschließen, o baue mir ein Grab, besetze es mit Ringelblumen und mit Rosen und oben hinauf pflanze ein steinern Kreuz mit dem lieben Christusbilde, und wenn du am Abend am Grabe vorüberwandelst und die

neckischen Zephire spielen muthwillig mit deinen zarten Locken und tändeln fröhlich mit den Spitzen deiner Busenschleife: so stehe still und laß eine Thräne in dein sanftes Auge steigen und widme sie mir und dem Andenken an unsere frohen Tage! Sprich alsdann ein still Gebet und sende heiße Seufzer hinauf zu Gott; er hört es ja, und gnädig wird er seinem unwürdigen Diener seyn; und ist's den heiligen Seelen vergönnt, im Himmel ewig selig zu seyn, so erwarte ich dich dort oben, wo der Vater des Lichtes wohnt. Bis dahin will ich dich leise umschweben, wenn du für mich betest. Dann wird ein sanftes Wehen deine Wangen berühren, dann ziehe ein mildes niegekanntes Schauern durch deine schöne Seele.

Allein was träume ich? Wohin führt mich der Strom meiner Einbildung? Noch sitze ich einsam hier am Strande. Ich sehe die Sterne, aber die Sterne begehrt man nicht; man freut sich ihrer Pracht. Noch sehe ich die nämlichen Bäume, die alltäglichen Genossen meiner Trauer — ach, ich mache sie unfreiwillig zu Zeugen meines Grams! Noch fühle ich das öde sparsam bemooste Felsgestein und auf dem Meere sehe ich noch die Lichtlein glänzen, die der Wiederschein der Himmelslichter erzeugt. Immer ein Gedanke, ein Gefühl in der gedrückten Brust! Hinaus zieht es mein Herz, weithin über's Meer, da möchte ich weiter in das Land meiner Lieben. Da weilt die treue Gattin und härmt sich ab. Da lebt mein theures Kind; zum Manne muß es gewachsen seyn — stattlich, kühn, tapfer, fromm und tugendhaft: ein lebendiges Bild seiner würdigen Ahnen. Ein Kind war er, mein ritterlicher Sohn, da ich ihm gab den ersten Kuß — den letzten auch! Denn in dieser traurigen Lage hofft ein armer Sterblicher vergebens auf Erlösung. Ein Ritter war ich einst: stolz saß ich auf meiner Burg. Ich zählte meine Schlösser, meine Güter, meine grimmen Recken, meine braven Bauern. Ich betete in der Kapelle, ich jagte den scheuen Hirsch und den wilden Eber in meinem Forste; ich liebte meine Gattin; ich ehrte meine Brüder; ich freute mich in Gott des schönen Lebens. Alles, alles dahin! Gefangenschaft ist nun mein Theil. Meine Hoffnungen sind dahin! An dieser Küste muß ich sterben. Hier soll der letzte Tag meines Lebens blühen; zum letztenmal soll hier mein Sternlein leuchten.

Da gräbt mir der harte Spaten ein unbeweintes Grab, während in der Heimath unendlich viele Thränen fließen. Umsonst sehn' ich mich fort! Ich muß, ich muß hier weilen. O edle Freiheit meiner Heimath, vom Licht des Christenthums geadelt, wie steigt dein hoher Werth im fremden unwirthlichen Lande! —

Doch, was klage ich denn? was nützen all' die stillen Seufzer? Bin ich hier denn so verlassen? Ist mir denn aller Trost genommen? Bleibt keine sichere Hoffnung übrig? Verzeih mir Gott — ich dacht' es nicht! — Du bist mein Trost! Du sendest süße Träume mir, die mich in meine Heimath führen. Da liege ich dann an der Brust meiner Gattin und schaue in ihre Augen, küsse die bethränten Wangen. Ich eile dann zu meinem Kinde und heb' es schnell auf meine Knie. Ich sag' ihm von dem lieben Gott und seinen wunderbaren Werken. Wie da der Kleine horcht! Ich wandle mit ihm unter den Gipfeln schlanker Tannen und in dem Schatten reichbelaubter Buchen und Eschen, umgaukelt von dem losen Spiel der Vögel und der Schmetterlinge. Wir knien betend in der Kapelle, den Rosenkranz in den gefalteten Händen haltend, und heiß steigt unser Flehen empor zu Gott, der uns sieht, der uns liebt, der uns Alles — Alles schenkt. Ich spreche ein still' Gebet für mein gutes Kind und meine Gattin webt eine Thräne drein — wie fromm glänzt sie in ihrem sanften Auge! Ich fühle dann in meinem Herzen ein mächtig Drängen — nach Oben zieht es mich. Das Glöcklein schallt: Ave, Ave! klingt es laut hin und alle Stimmen der Natur sind still und schweigen. Ruhe ist's, die Nacht ist da! Und von vielen andern Dingen träume ich ja. Die lieblichsten Bilder der Einbildung bewegen sich schaukelnd vor meinen geschlossenen Augen; in der Fremde bin ich doch in der Heimath — ich seh' sie, ja, ich spreche, ich sinne und ich handle, umgeben von den Meinigen. Allein der junge Morgen graut — und aus ist's mit dem schönen Traum!

Da muß ich frisch an die harte Arbeit gehen; eine schlechte Nahrung entzieht mir meine Kräfte; ich muß unter dem harten Druck erliegen — o nein, ich lebe neu auf, ich blicke hin auf's Kreuz: in diesem Zeichen muß ich siegen. Das Kreuz ist meine Fahne,

unter diesem Panier lebt sich sicher. Das Kreuz allein gibt Trost — und sonst ist kein Trost und keine Freude auf der Welt als im Kreuz. Ich liege auf hartem Lager: nur wenige Blätter, in rauhe grobe Säcke gefüllt, sind meine Ruhestätte auf der feuchten Erde; eine lange Ungeduld will mein Herz bethören: was spricht das Kreuz? Ach, der, der es auf Golgatha getragen, hatte nicht einmal so viel, wo er nur sein Haupt hinlegte — und er war Gottes Sohn. — — Der saure Schweiß rinnt mir bei der schweren Arbeit tropfenweise von der kahlen Stirne und tröpfelt langsam auf die Erde nieder; es ergreift mich tiefer ungeahnter Schmerz; ich hab' mein Schicksal nicht verdient, so ruft es mir in meiner Seele zu, und ich wende mein Haupt stolz in die Höhe, ich zittere und es stockt mir meine Kraft und der Schweiß fließt doppelt schnell: was spricht das Kreuz? Der Herr liegt in Gethsemane, er trinkt den Kelch, ein blutiger Schweiß rinnt ihm von der heiligen Stirn und er murret nicht, ist nicht ungeduldig — denn er war Gottes Sohn. — Ich bin im fernen Lande: entfernt von meinen Lieben verweine ich die Tage meines Lebens; das Vaterland soll ich vergessen und nicht mehr sprechen die Sprache meines Volkes; der Glaube meiner Väter ist ein schrecklich Gräuel meinem Herrn; er flucht, wenn er von den Christen spricht; sein grimmiger Haß verfolgt, wer den Glauben seiner Väter lobt — den Glauben, der das Heil gebracht; verbannt bin ich an diese Küste und traurig wird das Herz: was spricht das Kreuz? Ein Kindlein liegt im Stall zu Bethlehem, auf Stroh gebettet liegt es in der Krippe; eine arme Mutter sitzt an seiner Seite und ein stiller frommer Vater zu den Füßen; ein schlechter Fürst sinnt auf Rache, er will das Kindlein morden — verbannt ist Gottes Sohn im Land Aegypten. — So spricht das Kreuz! — Ich bin verlassen; kein Freund hört meine Klage, keine freundliche Hand trocknet den Quell meiner Thränen, kein fühlend Herz gießt Trost mir in die Brust; umsonst härme ich mich ab, es ist keine Rettung mehr aus meinem Leiden; Verzweiflung möchte mir mein Herz zerbrechen; im tiefsten Kummer wälze ich mich am harten Boden; die alte Ritterkraft ist in mir erloschen; es wühlt der bittere harte Schmerz mir in der

Brust; kein Freund, kein Mitleid, kein gleichgestimmtes Herz, kein Mitgefühl und keine fromme Zähre lächelt mir Armen hier; traurig sinkt mein Arm auf diesen Fels; es bricht mein Haupt; das Auge schließt sich — todt ist's um mich her; ich greife zu dem Kreuze, und — wunderbar — vom Kreuze spricht's zu mir: Auch Gottes Sohn war einst am Kreuz verlassen. — Und heiter schlägt mein Herz, es rollen lebhaft meine Pulse und himmlischer Trost dringt in die Brust — das Herz ist wieder froh. O wunderbare Macht und Sprache des Kreuzes! In dem Herzen erwacht ein wilder Grimm; es sträubt sich mein Arm, dem Feinde meines Gottes länger zu dienen, und fluchen will der Mund; ein stummer Trotz spricht aus meinen mürrischen Zügen; die Lippe bebt und böse Worte wollen aus dem Munde strömen: es ist der Zorn der Rache; Rache will mein wundes Herz — ich will frohlockend sie ihm geben und niederschmettern will ich Alle, die meinen Gott und Herrn nicht preisen, die, von Menschenwahn geleitet, ihm den billigen Ruhm versagen; schon möchte ich die Keule auf die Häupter der lästernden Frevler schleudern: ich blick' zum Kreuz — was sagt es mir? Ich verhülle mein Gesicht vor Scham — wie konnt' ich es vergessen! Am Holz des Kreuzes hänget Gottes Sohn; er flucht nicht, er ist ein Freund der Menschen, die unschuldig ihn an's Kreuz geschlagen; segnend hebt er die Hände auf, breitet weit sie aus und ruft: Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie mir thun. Und schnell verschwinden die schnöden Gedanken der Rache aus dem empörten Herzen; es wird ruhig und zufrieden, denn mein Gott hat seinen Feinden nicht gezürnt, er hat sie fromm gesegnet und vom Kreuze her hat er sie in seine göttlichen Arme eingeschlossen. Wie sollt' ich Mensch noch zürnen, da mein Gott vergibt? Und wieder ist's das Kreuz, das meine Seele rettet! — Ach, wer hätte denn einmal zum Kreuze in froher Hoffnung aufgeblickt und wäre nicht getröstet worden! Am Kreuze starb das Leben Todes und der Tod brachte Leben. — Einsam werde ich einmal in meinem Zelte ruhen; ich werde empfinden, daß die letzte meiner Stunde nahet; tief athmend werde ich auf dem Lager liegen und kein freundlich Auge wird mich trösten; kein Priester wird an meinem Bette stehen; nie wird

mir die göttliche Speise der Engel werden; fieberhafte Krämpfe werden mein Gebein durchzittern und eisiger Frost inmitten der sommerlichen Hitze mein Fleisch ergreifen; meine Zähne werden klappern und die Seele wird zum Schöpfer gehen; in der Gefangenschaft wird mich der Tod ereilen und sterben muß ich in der Fremde, und Niemand meiner Theuren sieht's, hört's; um mein Bett stehen harte Herzen: und bleibt mir denn kein Trost in meinem Todeskampf? Bin ich denn ganz verlassen? Ein süßer Trost winkt mir vom Himmel her: Das Kreuz, es ist das Kreuz! Am Kreuze hängt der edle Freund der Seelen, er reicht mir seine Hand, und — o selig, wunderbar — sie zieht mich auf zum Vater: im Kreuz hab' ich gesiegt! — Und mag über mich kommen, was da immer will: das Kreuz ist mein Panier, und immer ruft es in der vollen Brust, immer schlägt es hoch bei dem Gedanken: in diesem Zeichen wirst du siegen. Ich habe gesiegt über die Welt: das Kreuz allein sey meine Freude. In Freud und Leid, in Angst und Noth, in Kummer und Gefahren: das Kreuz ist meine Zuversicht; ist nicht ein Gott daran gehangen? Ist nicht ein Gott für uns daran gestorben? Und wenn ein Gott das Kreuz zum Zeichen seines Sieges wählte, wenn ein Gott gehorsam bis zum Tod des Kreuzes war, wenn er sein Leben opferte für uns Menschen: warum sollten wir nicht freudig das Kreuz auf uns nehmen, um ihm mit Freuden nachzufolgen? Also an's heilige Kreuz schließ' ich mich an! —

Und warum sollte ich denn klagen? Mein guter Gott schickt mir, was meiner armen Seele frommt. Durch Leiden will er uns bessern, durch herbe Trübsal will er uns an sich ziehen. Die Drangsalen des Lebens sind die Himmelsleiter, auf welcher wir zu Gott aufsteigen. Gott prüft die Seele, um sie an sich zu ziehen. Und gerade die Seelen, die Gott am theuersten sind, werden von ihm am härtesten geprüft: er hält sie nieder in einem Zustand scheinbarer Dürre, Zaghaftigkeit und Verlassenheit; allein er meint es gut; er wird in ihnen nur um so mehr verherrlicht, je mehr sie in der Trübsal treu ihm bleiben und seinen Ruhm verkündigen. Hat Gott einer Seele je einmal seine Gnade entzogen? Hat Gott je einen Menschen über

seine Kräfte versucht werden lassen? Hat er ihm über seine Kräfte aufgebürdet? Gott ist treu, er wird uns nicht über unsere Kräfte versucht werden lassen. Der treuen Seele leuchtet das Licht des Glaubens, damit sie auf ihrem Wege nicht verirre und sich mit der Gnade Gottes waffne. Und wer das Kreuz Christi fest in seine Arme schließt, wer mit frommer Zuversicht hinanschaut zum hehren Siegeszeichen: sollte er nicht alle Hindernisse muthig überschreiten? Wie sollte er bangen beim Anblicke der Leiden; weiß er denn nicht, daß ein mächtiger Helfer ihm zur Seite steht und daß ihn dieser Freund nicht verläßt? Gott will unsern Sieg! Gott freut sich unsers Sieges, denn nur durch Kämpfe und Siege werden wir seine Kinder. Also auf, meine Seele! Zittre nicht, fürchte dich nicht, zage nicht beim Anblick deiner Leiden. Freue dich in der Verbannung; dir wird die Heimath des himmlischen Reiches; aus der Gefangenschaft kommst du zur Freiheit! Ertrage muthig alle Noth — denn deine Noth wird dir zum Genuß! Noch magst du darben und Mangel leiden, aber es kommt die Zeit, in welcher du mit himmlischen Gütern reich gesegnet seyn wirst! Gott prüft eine treue Seele nicht seines eigenen Ruhmes wegen, er will nur das Heil der geprüften Seele! Ich leide also zur Ehre Gottes — er versucht mich im Interesse meiner Seele. Wozu gab Gott mir die Kraft auszuhalten im heißen Kampfe? Wollte er nicht mein Leben, sondern wollte er meinen Tod: er hätte mich nie werden lassen. Denn wir haben keinen Gott des Todes, sondern unser Gott ist ein Gott des Lebens. Unser Gott ist nicht ein Gott der Rache, sondern er ist ein Gott der Liebe. Er liebt ja uns Menschen, obgleich wir ihn täglich hundertmal beleidigen. Alle großen Seelen haben nur dadurch Gottes Freundschaft erworben, daß sie das heilige Kreuz zu ihrem Panier erwählt haben. Welche Leiden hat Gott über seine treuesten Diener verhängt? Und ich, ein armer Mensch, an diesen einsamen Meeresstrand geschleudert von den Wellen des Unglücks, sollte zagen, sollte murren und nicht ausharren? Würde ich dann zu ihm kommen, wenn ich mich seinen Prüfungen entziehen würde? Nein, darum will ich ausharren in der Prüfung; denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt, daß Gott seine Frommen führt durch das heiße Feuer der Trüb-

sale und daß er sie nur seiner würdig findet, wenn sie ausharren und ihn nicht verlassen. Darum, meine Seele, habe Muth, vertraue, harre aus! Einst kommt der Tag der Erlösung und der Freude. Einst wirst du Rosen brechen! Ankere du auf Felsengrund und laß nicht ab vom treuen Gott! Er sieht dich, er hört dich, er wird dich erretten!

Und der Mann erhebt sich von dem harten Felsen und läuft langsam dem Zelte zu, das in dem Garten aufgerichtet ist. Noch einmal wirft er einen seufzenden Blick auf die reizende Umgebung, auf die hohen schlarken Palmen mit ihrer dichten stolzen Blätterfülle, auf die Dattelbäume und all' die schönen Pflanzen, welche ein warmes Klima erzeugt. Noch einmal läßt er sein Auge auf dem stillen wellenlosen Meeresspiegel schweifen, in dem die muntern Fische spielen, und die Großartigkeit des ungeheuren Gewässers entreißt ihm unwillkührlich einen Laut des höchsten Entzückens und der Verwunderung. Er bleibt eine kleine Weile stehen, als wollte er sich auf Etwas besinnen. Und dann blickt er hinauf zu den wandelnden Sternen, und bei ihrem Scheine legt sich der Sturm in seiner Brust und ruhig ist's in seinem Herzen, wie draußen in der nächtlichen Natur.

Jetzt wandelt der Mann ruhig dem Zelte zu. Sein Fuß führt ihn durch einen schmalen Weg zu dem Garten seines Gebieters; die reizende Aussicht auf's Meer hat ihn veranlaßt, den Weg hier anzulegen. Er ist mit Palmen eingefaßt und zu beiden Seiten stehen bunte Blumen, die trotz des Herbstes in reicher Fülle sich ausbreiten und einen angenehmen Duft in der stillen Nacht entwickeln. Einige leuchtende Würmchen haben sich zwischen die niederhängenden Blätter gesetzt und lassen einen hellen Strahlenbündel aus den Ringen ihres unscheinbaren Körpers ausströmen, und sie sitzen nun so ruhig und heimisch da, daß der nächtliche Wanderer sich leise zu ihnen hernieder bückt und, sie traulich betrachtend, also anredet:

„O ihr lieben Thierlein, wie wohl ist euch in eurem sichern Verstecke! Bleibet nur, denn ich bin nicht gekommen, euch in eurer Ruhe zu stören! Lasset eure Lichtlein leuchten! Ihr habt ja auch einen Strahl der ewigen Liebe empfangen, die in der großen weiten Schöpfung lebt! Wollet ja immer friedlich und zufrieden

bleiben! Ihr habt ja eine Heimath! Ihr habt Nahrung, Licht und Freiheit. O schützet euer schwaches Leben! Was habt ihr denn als euer Leben? Aber lebet zum Preise des großen Gottes, der euch erschuf, ernährt und erhält!"

Der Mann ist bei seinem Zelte; es ist eine Art Ruhepavillon aus Binsenmatten, welche an tief in den Boden gesenkten Pfählen befestigt sind. Es steht inmitten eines bläulichen Schattens, den eine zierliche Baumgruppe wirft, deren reiche Blätterfülle in dem magischen Lichte der nächtlichen Gestirne funkelt. Die Bäume sind bizarr zugeschnitten und runden sich ab in Arcaden, während andere pfeilgerade emporschießen: aber überall sind die Bäume so blätterdicht, daß Regen und Sonnenschein nicht in das Zelt eindringen können. Die Oeffnungen des Zeltes, welche die Stelle der Fenster vertreten sollen, sind selbst mit lianenartigem Laubgewinde dicht verwachsen.

Der Mann mit dem langen Barte tritt ein in das kühle Zelt. Er sinkt nieder auf's harte Lager, macht ein Kreuz und faltet die Hände zum Gebet, und ein Schein heiliger Verklärung liegt auf dem faltenreichen Gesichte. Das Auge leuchtet, fromme Ergebung strahlt es aus. „Barmherzigkeit, o Jesu! Barmherzigkeit für mich, meine theure Gattin, meinen Sohn!" Und sein müdes Haupt sinkt hin — er schläft.

Es ist Ritter Burkhardt von Helfenstein, der Sklave des stolzen reichen Cid Muley!

Zehntes Capitel.

Ritter Burkhardts Unglück.

„Es steigen Engelein von allen Seiten nieder;
Sie klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen traurig wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage.
Er ist nicht mehr! —
Des stillen Liedes Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!"
Nach Ramlers „Tod Jesu."

Es waren seit der unglücklichen Vollendung des zweiten Kreuzzuges ungefähr zehn Jahre verflossen. Ritter Burkhardt war mit Kaiser Conrad II. und mit vielen an-

dern edlen Herren aus dem heiligen Lande zurückgekehrt und lebte friedlich und glücklich auf seiner Burg. Seine Gemahlin liebte ihn wie ihr eigenes Leben, und nach einigen Jahren einer kinderlosen Ehe erhielten die glücklichen Eltern einen Sohn, den sie sich von Gott erbeten hatten. Burkhardt hatte eine Wallfahrt gelobt und es kam die Zeit, sein Gelöbniß zu erfüllen: er wollte am heil. Grabe Gott für diese Gabe danken; nach der Erfüllung des Gelübdes wollte er zurückkehren auf die Burg und sich mit seiner Gemahlin in Gott erfreuen. Er wollte den Armen ein Vater seyn, ein Rächer der Unbill wollte er die Schwachen schützen: er wollte mit einem Worte sein Ritteramt getreu und gewissenhaft verwalten. Allein vergebens wartete die getreue Gemahlin auf dessen Rückkehr; umsonst ging sie zum Erker und schaute hinaus n die blaue Luft, ob er wohl noch nicht komme. Es half keine Sehnsucht, keine Thränen — umsonst, der Graf kam nicht. Der gute Alexis war sehr bekümmert und suchte seine niedergeschlagene Gebieterin aufzuheitern. Oft kniete das Gesinde in der Kapelle vor dem Gnadenbilde der göttlichen Mutter und betete den frommen Psalter — umsonst, der Graf kam nicht. Da schickte Anna endlich Boten nach allen Richtungen aus. Diese mußten allenthalben nach dem Grafen fragen; sie bereisten das heilige Land und das griechische Kaiserthum, durchzogen Italien und frugen in den Gebirgen nach — umsonst, man entdeckte keine Spuren von dem Herrn; nur so viel konnte man erfahren, daß er sich zu Venedig einschiffte, um nach Konstantinopel zu gelangen. Das war Alles, was man von dem Schicksale des Grafen erfahren konnte. Anna verzichtete daher auf alle weitern Nachforschungen und hielt ihren Gemahl für verloren.

Ritter Burkhardt hatte wirklich zu Venedig ein Schiff bestiegen, das nach Konstantinopel bestimmt war; denn die stolze Republik Venedig unterhielt fortwährend einen sehr starken Verkehr mit dem Morgenlande, und fast an jedem Tage gab es Gelegenheit, nach Konstantinopel abfahren zu können. Er bestieg in seinem rauhen Pilgerkleide, den Stab in der Hand, ein riesenhaftes Kauffahrteischiff und vertraute auf Gott, den Herrn der Winde und Gewässer. Die Abfahrt geschah unter glück-

lichen Anzeichen, denn der Himmel war wolkenlos und kein Wind bewegte die grünliche Spiegelfläche des ruhigen Meeres. Das Schiff durchschnitt bei günstigem Winde heiter den Ocean und nach einigen Tagen hatte das flinke Schiff schon die offene See erreicht, und das adriatische Meer lag bereits weit hinter ihnen. Graf Burkhardt lief oft das Schiff auf und ab, sah den großen Fischen zu, die das Schiff muthwillig umschwärmten, oder er betrachtete die Furchen, welche das schnell segelnde Schiff in dem unsichern Ocean grub und aus denen nicht selten in der Nacht electrische Funken sich entluden. Dann blickte er wieder nach dem Norden und betrachtete die steilen Gebirge Italiens, die ihre hohen Spitzen himmelwärts hoben und gebieterisch hineinstarrten in die wolkenlose Luft. Er verglich sie mit den imposanten Alpen, die, an der Grenzscheide der Deutschen und Welschen halbmondförmig sich ausbreitend, von einem Ende des Meeres bis an das andere Ende sich ausdehnend, wie eine weiße Mauer mit unersteiglichen himmelhohen Zinnen, dritthalbtausend Klafter über das nahe Mittelmeer sich erheben. Er bedachte, daß es noch keinem Menschen gelungen sey, alle die unermeßlichen Höhen der Alpen zu erklimmen; er sah im Geiste die pyramidalischen Spitzen, die mit ewigem Eise bepanzert und von ungeheuren Klüften umgeben, stets gedeckt sind mit kaltem Schnee, selbst wenn die wärmere Jahreszeit überall freundlich lächelt. Er sah diese Spitzen im Geiste glänzen in den Strahlen der Mittagssonne hoch in den blauen Lüften, weit entrückt den Leiden der Menschheit; die Sonnenstrahlen mögen diese Gipfel nun beglänzen und vergolden: Nichts vermag ihre Kraft gegen die allzu große Härte des Eises. Und dann blieb er wieder voll Verwunderung stehen, wenn er bedachte, daß unten an dem Fuße dieser ungeheuren Erdmassen und Steinblöcke überall die üppigste Entfaltung des Pflanzenlebens herrscht, daß da die Heerden weiden mit fröhlichem Geblöcke und daß unten murmelnd die Flüsse und Bäche rauschen; unten arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur und aus den finstern Eiskammern sprudeln die Quellen hervor. Und dann verglich er die Alpen mit den italienischen Gebirgen, und er fand den Unterschied sehr bedeutend. Von den Alpen und welschen Gebirgen

wandte er den kühnen Flug der Gedanken nach dem lieben Vaterlande, wo seine Lieben weilten, und er sah, wie seine geliebte Gattin den theuren Sohn auf den weichen Armen trug und ihn freundlich anlächelte, und wie dann der Mund des Kindes zu einem allerliebsten Lächeln sich gestaltete. Er sah, wie die treu besorgte Mutter betend an der Wiege saß und still den zarten Schleier vom niedlichen Bettchen hob und nach dem Kinde schaute, ob's Nichts begehrte, und wie sie über'm Kinde fromm sich neigte, da blitzte das junge Auge auf und schaute die Mutter so treuherzig und zärtlich an und wischte sich die Aeuglein ab; und schlafend legte es das feine Köpfchen auf die Seite und ein leises Ave sprach die Mutter, auf daß das Kind so rein und gut bleiben möge, bis der Tod ihm bettet. Und der fromme Vater neigte dann seufzend das Haupt und zog am Rosenkranze, den er um die Hände trug, und betete still ein Vater unser. Und wieder sah er die Gattin, wie sie, den Sohn auf den Armen tragend, den Armen Gaben austheilte und sie mit reichem Trost verließ und sprach: „Gott gebe das Gedeihen!"

Aber eines Tages ist das Meer gräßlich anzuschauen. Ungeheure dunkle Wellen, mit weißem Schaum bespritzt, ziehen ihre bald hohen, bald tiefen Wogen auf einem breiten, rothen Lichtstreifen ab, der sich am Horizont ausdehnt. Ueber den Wellen häufen sich kohlschwarze Wolkenmassen, die ein heftiger Sturm von dannen jagt, und während dieses geschieht, fliehen einige röthlichgraue Wölkchen in wahnsinniger Eile am düstern Himmel hin. Die Sonne wirft, ehe sie ganz hinter den finstern Wolkengebirgen verschwindet, einige helle Reflexe auf die tobende See und vergoldet an einigen Stellen die halbdurchsichtigen hohlen Kämme der höchsten Wellen. Ein schneeiger Schaumgürtel wälzt sich daher; er zerschellt an kräftigen Felsenriffen, die aus dem Meere rauh und gefährlich emporstarren. Weit und breit ist kein Land zu sehen; das Schiff befindet sich mitten auf der wogenden See und wird vom heftigen Sturmwinde noch mehr in die furchtbare Gewalt des entfesselten Elementes geschleudert. Bald rollt es auf dem ungeheuren Rücken der Wellen hin, bald taucht es mit den schrecklichen Wogen in die Tiefe. Es blitzt; fürchterlich kracht der

Donner darein — und doch wird der schreckenerregende Knall kaum vor dem dumpfen Heulen und dem entsetzlichen Brüllen des Sturmes gehört. Die brausenden Meereswellen sind dunkel gefärbt; der Sturm hat den Unrath auf dem Grunde aufgewühlt, und er schwimmt nun in hastiger Eile daher und schlägt mit den Wellen weit hin über den Rand des Schiffes, so daß die Mannschaft bis zum Ersticken von dem schlammigen, salzigen Wasser gebadet wird. Das Schiff will sich mit der größten Anstrengung nach dem Ziele der Reise, dem Winde entgegen, arbeiten, aber es wird gewaltsam von der wilden Strömung nach der entgegengesetzten Richtung gezogen und kommt je länger je mehr von dem Ziele der Reise ab, der afrikanischen Küste zu. Da stürzt eine schreckliche haushohe Welle daher; sie erfaßt das Schiff, welches mit der größten Anstrengung arbeitend schon halb auf der Seite liegt, und schleudert es mit einer Riesenkraft tief in den Abgrund und alle Reisenden, die sich in der ersten Eile nicht fest angeklammert haben, werden von dem mächtigen Strudel von dannen geschwemmt und im Meere begraben. Welch' ein gräßliches Geschrei! Welch' ein verzweifelndes Gestöhn! Die verunglückten Schiffsleute rudern noch einige Zeit lang auf den flinken von Sturm gepeitschen Wellen umher: sie sinken — sie kommen noch einmal aus der Tiefe, und noch einmal — sie sind todt; keines Sterblichen Auge wird sie mehr sehen. Und ihre Gefährten auf dem Schiffe haben Nichts als Thränen und Gebet! Sie falten die Hände, werfen sich auf die Kniee nieder, ringen in verzweiflungsvollem Rufen nach Hilfe — umsonst: man hört nur den Sturm und das wilde Gedröhn des entfesselten Elementes. Eine unendliche Bangigkeit ergreift die Gemüther. Wiederum stürzt eine mächtige Welle heran: sie wirft sich auf das schwankende Schiff, aber sie schadet nicht. Da steigt abermal ein Schrei andächtigen Schmerzes zum umdüsterten Himmel empor, und — o Wunder! — ein heller Glanz erscheint: das Meer wird ruhig, der Himmel heitert sich auf — der Schlund des Todes hat sein Opfer empfangen. Auf die furchtbare Entfesselung der Elemente folgt eine plötzliche Abspannung. Die Wellen legen sich, der Unrath schwimmt ruhig auf der ebenen Fläche. Der Wind heult nimmer. Da sinken denn auf's Neue die

Pilger und die Reisenden am Rande des Schiffes nieder und sie danken Gott für die wunderbare Rettung ihres Lebens. Nie vielleicht in ihrem Leben war ihre Andacht so warm und innig! Burkhardt weint laut, als er den Spiegel des ruhigen Meeres wieder sieht. Er ist ja seiner Gattin und seinem Sohne gerettet! —

Es ist Nacht, der Sturm hat sich gelegt. Weiter können die Reisenden nicht mehr kommen; sie kennen keinen Weg und keine Fährte und die besten Ruderknechte sind im Meere ertrunken. Sie erwarten also ruhig den jungen Morgen. Wohl mag manches stille Gebet während der langen Nacht zum Himmel aufgestiegen seyn? Wohl mag Mancher noch für sich dem guten Gott für seine Rettung gedankt haben! Wohl mögen die Herzen nach der Errettung aus der großen Gefahr heiter geschlagen haben! —

Der Morgen ist erschienen; purpurroth kommt die liebe Sonne herauf am Osten und färbt mit ihren Strahlen den Ocean, der nun so ruhig und stille daliegt, als ob gar Nichts geschehen wäre. Die Masten an dem Schiffe aber sind zerbrochen und von den Segeln sieht man in weiter Ferne nur ein Stück auf der Oberfläche des Meeres, welches bald weiter schwimmt und bald wieder ruhig liegen bleibt. Die Fische sammeln sich wieder um das Schiff und hüpfen in gewohnter fröhlicher Weise nach den Brosamen, die, feucht und fast zu einem Teig zerrieben, ihnen aus den Händen einiger Matrosen zufallen. Nun werden die Anker gelichtet, die während der Nacht im Wasser gelegen, und das Schiff soll in die Ferne abstoßen. Aber es geht nicht: es sitzt fest, es liegt auf einem Riffe, wohin es gestern Abend die empörte See geschleudert hat. Das Riff hat dem Schiffe schützend gedient, sonst wäre es vielleicht noch in die grause Tiefe gefahren. Ein neus Unglück! Die kleinen Bote hat der Sturm zertrümmert; die Ueberbleibsel derselben schwimmen weit entfernt auf spiegelglatter See. Ein Theil des Riffes steht nicht tief unter'm Wasser. Zwei mannhafte Bursche springen aus dem Hintertheil des Schiffes; sie haben tüchtige Hebeisen in der robusten Faust und stemmen sich gewaltig gegen die Wand des Schiffes — sie lüpfen, rütteln, stoßen und schlagen: das Schiff bewegt sich nicht. Sie erwarten die Ankunft

der Fluth. Das Wasser steigt, aber so unmerklich ist die Bewegung, daß sie kaum an die Fortschaffung des Schiffes denken läßt: das Schiff bleibt ruhig auf dem Felsenriffe sitzen. Die Schiffbrüchigen befinden sich in einer schrecklichen traurigen Lage: mitten auf dem Meere sind sie von allen Menschen verlassen, nur nicht von Gott — es scheint ihnen ja noch die liebe warme Sonne und die Nahrungsmittel reichen noch auf einige Wochen. Sie können also ruhig die Ankunft eines Schiffes erwarten, das sie an sichern Bord nimmt und weiter fördert. Das Meer ist ja stets von Schiffen belebt. Doch bemächtigt sich Aller auf dem Schiffe eine namenlose Stimmung: eine düstere Traurigkeit dringt in die Gemüther ein. Nur Burkhardt ist nicht verzagt — er ist munter und spricht seinen Unglücksgenossen Muth ein.

Schon sind sie acht Tage auf dem Meere; schon achtmal hat die Sonne bei ihrem Scheiden den Ocean geküßt und ist der Sternenhimmel über dem stillen Wasser aufgegangen: da werden Alle traurig und starren gar betrübt hinaus in die Ferne, um zu sehen, ob keine Rettung nahe sey. Da stehen Manchen die Thränen in den Augen, als sich kein rettendes Boot dem festsitzenden Schiffe nahen will. „Wir sind verloren!" sagen sie, und sie fahren mit den entnervten Händen nach dem Auge.

„Verzaget nicht, ihr Lieben!" spricht der edle Graf und greift nach dem goldenen Kreuze, das ihm seine Gattin noch vor seiner Abreise um den Hals gehängt, und hält es hoch in die Höhe und ruft: „Wißt ihr, wer an dem heiligen Kreuze starb?"

Eine allgemeine Stille entsteht; die Häupter werden entblößt und Alle blicken auf das Kreuz. Eine tiefe Rührung kehrt in den verzagten Herzen ein. Und der Graf spricht weiter:

„Wo wäre ein Mensch zu finden, der untergegangen, so lange er auf's Kreuz vertraute? Sagt an, so sprecht!" —

Keine Antwort erfolgt aus dem stummen Kreise, nur ein leises Wehen lispelt durch den Raum.

„Also vertraut, seyd muthig! Wir werden gerettet! Fest ist meine Hoffnung auf das Kreuz! Liebend breitet der Heiland seine Arme vom Kreuz herab auf uns; er

will uns an sich ziehen, läßt uns aber fallen wie ehemals den Petrus, wenn wir im Vertrauen wanken! Sind wir ihm getreu, so wird er uns an's sichere Gestade bringen! Hat er den Jünger Paulus nicht ebenso geprüft? Hat er deßhalb gewankt? Wurde sein Glaubensmuth deßhalb erschüttert? — — Und ihr verzagt? Ihr fürchtet euch? Laßt das, lieben Freunde! haltet euch an's Kreuz! — Fallt nieder vor dem Kreuze — es wird uns retten."

Diese einfachen Worte bringen eine ungeheure Rührung unter dem Schiffsvolke hervor; Alle stürzen hin auf die Kniee und beten den frommen Psalter. Ein heiliger Glaube zum Kreuze hält ihr Vertrauen aufrecht. Sie wanken nicht, sie stehen fest: mit edler Begeisterung blicken sie auf zum Himmel. Der Glanz der Morgensonne bescheint die malerische feierliche Gruppe, sogar das leise Flüstern des Windes ist heilig. Nun wanken sie nicht mehr: sie werden gewiß gerettet! —

Sie liegen noch betend auf den Knieen; den frommen Psalter haben sie halb vollendet. Stärker weht der kühle Wind aus dem fernen Westen her: von den berühmten Säulen des Herkules. Da erblicken sie einen schwarzen beweglichen Punkt, der näher kommt. Inniger wird ihr Gebet, und wieder näher ist die Erscheinung gekommen. Sie stehen auf, und im Schein der Sonne schwebt ihnen wie auf Flügeln ein Schiff entgegen. Der Graf nimmt sein goldenes Kreuz aus dem Busen und küßt es in andächtiger Rührung; die Schiffsleute kommen auf ihn zu und sie umarmen ihn mit Wärme, fassen seine athletischen Hände, schütteln sie und küssen sie. Sie nehmen bunte Tücher und lassen sie in der Luft flattern, damit sie ja desto besser gesehen werden. Sie rufen — aber kein Laut erschallt als Antwort zurück; noch ist das Schiff zu ferne, doch kommt es näher geschwommen auf der ebenen See, auf der glatten Fläche; denn der Wind weht noch nicht so stark, daß sich die Wellen kräuseln. Sie stehen ungeduldig am Rande ihres Schiffes: „O lieber Gott!" weiter hört man nichts. Endlich ruft mit seiner Donnerstimme der Graf: „Rettung für arme Unglückliche!"

„Rettung, Rettung, Rettung!" wiederholen Alle.

Alles ist stille; es erfolgt keine Antwort. Noch einmal winkt der Graf und Alle rufen laut nach Rettung. Die Kommenden mußten es hören: sie kamen! Ach, die Schiffbrüchigen hätten ihnen nicht rufen dürfen!

Endlich — Endlich! — Die Schiffe liegen an einander. Die Unglücklichen drängen sich hervor.

„Habt Erbarmen, liebe Brüder!“ spricht der Graf. „Wir sind unglücklich: wir sind zerschlagen — nehmt uns auf in euer Schiff, wenn's euch gefällt! Erfüllet eine Christenpflicht an uns — wir sind Waller zum heiligen Grabe!“

„O Erbarmen, Erbarmen!“ rufen die Gefährten, und des fremden Schiffes Kiel stößt hart an das gestrandete Schiff.

„O nehmt uns auf! Seyd gütig!“ spricht wiederum der Graf. „Am heiligen Grabe will Gott ich danken für einen Sohn, den er mir geschenkt. Wir haben wenig, können's euch nicht lohnen; aber nehmt uns auf!“

Und diese Worte spricht er mit so viel Rührung, daß ihm die hellen Zähren die Wangen herabrollen.

„Erbarmen! Erbarmen!“ wiederholen die Andern.

„Ihr sollt es haben!“ ruft eine rauhe Stimme aus den Fremden. „Steigt ein! Ihr sollt an euer Ziel gelangen!“

„Habt Dank! habt Dank!“ spricht der Graf.

„O vielmal Dank, ihr edlen Fremden!“ erwiedern die Andern.

„Macht nicht so viele Worte, Freunde!“ brummte die Stimme. „Steigt nur rasch ein. Ihr sollt gewiß zufrieden seyn!“

Und hiemit zieht der Mann mit der Brummstimme eine verächtliche Miene auf den Grafen und seine christlichen Genossen und sagt barsch: „Legt ein Brett zurecht!“

Es geschieht; ein starkes Dielenstück bildet eine Brücke, über die man leichtlich von einem Schiff zum andern kommen kann. Die Schiffbrüchigen kommen schnell zu den Fremden ins Schiff; sie danken mit Thränen, da sie sonst nichts haben, und werfen sich dem Manne mit der rauhen Stimme demüthig zu Füßen, und wollen ihm recht gewogen seyn

„Steht auf!“ schreit er wild sie an.

Sie thun's, aber ungern; denn das gute Herz ist zu voll.

Das Schiff segelt vorwärts. Die Ruder schlagen in die See; das Wasser spritzt empor. Ein leichter West schwellt die Segel auf. Freude glänzt in den Augen der Geretteten. Der Graf naht sich dem rauhen Manne, den er als den Oberherrn des Schiffes ansieht; dieser kehrt dem Waller den Rücken und sieht ihn verächtlich an. Es gefällt ihm nicht; aber er läßt es sich nicht merken, obgleich er an Betrug gemahnt wird. Die Andern schweigen alle: sie beten still in ihrem Herzen. Die Fahrt geht gut und mehr verlangen sie nicht. Alles auf dem Schiffe ist still: nur das Plätschern der Ruder stört die Stille, während der Graf mit dem Rosenkranze in der Hand den weiten Schiffsraum durchschreitet und die acht Ruderknechte wegen ihres schweren Handwerks bedauert.

„Um das Schiff! Nach Tunis!" ruft der rauhe Mann.

Die Geretteten erschrecken. Sie blicken den Grafen fragend an. „Verfluchte Heidenhunde!" so ruft er wild und entreißt dem Anführer geschwind das scharfe Schwert und stürzt wüthend auf ihn los und wirft ihn auf die Erde. „Ehrlose Betrügerei! wir sind verrathen!" fallen die Genossen ein, und her geht's über die Ruderknechte, die sich im Augenblicke nicht zu fassen wissen. Da öffnet sich eine verborgene Thür und ein Schwarm verwegener Gesellen stürmt auf die Tapfern los. Furchtbar haut der Graf um sich: umsonst, sie unterliegen; gebunden bringen sie elende Piraten auf den Menschenmarkt nach Tunis. —

Eilftes Capitel.

Burkhardt als Sklave.

„Du Unsichtbarer über mir!
Ich kam von dir, ich geh' zu dir:
Du weißt es, wie und wann.
Mein Leben welkt dahin wie Laub;
Du bist's, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann."
Bürde.

„Voran, Gesellen!" ruft der rauhe Mann, und die Knechte verdoppeln die Ruderschläge, als wenn es Tod und Leben gälte. Und doch arbeiteten auch sie im Dienste eines eigennützigen geizigen Piraten! Mit eiligen Armen langen die Knechte weit aus und sie stemmen sich mit ihren Füßen an die Latten, welche in kleiner Entfernung von ihren Füßen auf dem Verdeck des Schiffes angenagelt sind.

„Voran, Gesellen, schnell! denn morgen ist der Markt!" und schneller geht das Schiff. Der Wind dreht sich und mit Mühe rollt das Schiff davon. Deß ist der Mann sehr satt und er schüttelt heftig seine wilden Haare und ruft von Neuem den Knechten Eifer zu. Aber ihre Kräfte sind zu schwach; der Wind wird stündlich heftiger und die gebundenen Christen zittern am ganzen Leibe für ihr Leben; denn sie wissen, daß wenn der Wind zum Sturm sich steigert, sie ganz gewiß hinausgeworfen werden in das Meer, um nie mehr das milde Sonnenlicht zu sehen. Schrecken und Angst ergreift die gefesselten Männer, die verlegene Blicke auf ihren boshaften Tyrannen richten.

„Vorwärts, Gesellen!" ruft der Befehlshaber wieder.

Aber die Eile verdoppelt sich nicht; das Element ist fast zu mächtig.

„Vierzig Piaster auf den Mann, wenn ihr bis morgen Früh den Hafen von Tunis erreichet!" Aber auch dieses Wort bleibt ohne Wirkung, so sehr sich auch die Knechte anstrengen gegen das widrige Element anzukämpfen: sie bringen das Schiff nicht schneller in den Gang.

Der rauhe Mann macht schnelle Gänge auf dem Obertheil des Schiffes; er beißt sich in die Lippen, kratzt sich hinter den Ohren, er rast, er tobt, er krümmt und windet sich. Er schaut drohend gegen den Himmel und will dann wieder den Gott Aeolus besänftigen mit heuchlerischen Mienen. Der ganze Gewinn ist verloren, wenn er nicht am Morgen im Hafen von Tunis ist. Daher treibt er rasch die Knechte an und verspricht ihnen höhern Lohn.

„Du bist ein Christ, ein Ritter!" spricht er zu dem gebundenen Grafen, der mitten unter seinen Genossen sitzt.

„Wie Ihr befehlt!" erwiedert dieser kurz.

„Nun wohlan!" antwortet jener drauf, nachdem er sich mehreremale auf den Sohlen gedreht hat, „ich weiß, ihr deutschen Ritter seyd treu. Ihr habt Ehre im Leibe — ihr habt ein festes Wort!"

„Was soll denn das?" knirscht Burkhardt hitzig.

„Was es soll?" fällt jener schnell ein. „Ich will Dir's sagen. Du siehst, wie schnell der Wind sich hebt, und wenn wir nicht mehr Kräfte haben als bisher, so werden wir in die Tiefe geschleudert oder kommen jedenfalls so weit zurück als wir vorwärts gekommen."

„Und was dann?" versetzt Burkhardt kurz.

„Was dann?" sprach fein der Fremde, „dann werfen wir euch in das Meer. Das Fahrzeug ist dann leicht und munter geht's von Statten. Doch ihr seyd starke Leute. Ich lasse euch aufbinden, wenn ihr Frieden versprecht. Ihr wißt, ihr zwingt uns nicht. Ich aber lasse euch los, damit wir keinen Unfall haben. Wollt ihr gehorchen?"

Es erfolgt keine Antwort.

„Wollt ihr gehorchen?" fragt der Mann.

„Ich will!" ruft Burkhardt, und alsogleich fallen auch die Stricke ihm von den Armen. Er ist frei.

„Wenn Du mir bei Deiner Rittterehre auch für diese stehest, so sollen sie auch frei werden," sprach der Mann. „Aber besinne Dich wohl, wenn diese da unordentlich werden, büßest Du es unfehlbar mit dem Tod! Nun, willst Du?"

„Ich will!" ruft Burkhardt, und auch seinen Genossen fallen die Fesseln von den Armen und Händen. Sie konnten sich rühren und jeder von ihnen erhält eine

Ruderstange in die Hand. Sie arbeiten aus Leibeskräften und das Schiff fliegt heiter vorwärts, und am Morgen des andern Tages liegt es in dem Hafen von Tunis.

Der Wind legt sich. Und alsogleich werden die Gefangenen auch wieder gefesselt. Sie schämen sich ihrer Fesseln nicht; denn sie sind, nach wackern ehrlichem Kampfe gefallen. Wie tapfer hat sich Burkhardt gehalten! Schon eine Stunde vor Tunis hat man sie wieder mit den Fesseln geschmückt. Sie laufen in den Hafen ein. Welch' ein Leben, welch' eine Bewegung! Hell leuchtet die Sonne am Himmel und die Europäer, das heiße Klima nicht gewohnt, sind nahe am Verschmachten. Eine versengende Hitze liegt auf der von Palmen- und Lorbeerbäumen beschatteten Landschaft. Es glänzen die mit Kupfer beschlagenen Moscheen und der mit Gold geschmückte Halbmond leuchtet weithin durch die Morgenluft. Kein Kreuz strahlt hier; ehemals war die ganze Küste dem Christenthum gewonnen, allein Muhameds wilde Söhne haben alle Christen dem Tode geweiht, wenn sie sich nicht zu ihrer Religionsmeinung bekannten.

Den Gefangenen ist's übel zu Muthe. Sie stehen an der Grenze ihres frohen Lebens; sie sind am Rande der guten Tage angelangt. Es wartet auf sie das traurige Loos eines Sklaven.

Ein Sklave! — dieses Wort sagt Alles. Ein Sklave ist ein Mensch ohne Macht, ohne Freiheit, ohne eigenen Besitz und ohne Selbständigkeit. Er ist eine käufliche und verkäufliche Waare. Sein Herr schaltet und waltet mit ihm nach Belieben. Bei dem geringsten Vergehen wird er unmenschlich gezüchtigt, so daß in Folge der furchtbaren Peitschenhiebe das Blut in Strömen den bloßen Rücken hinabfließt. Welcher Schmerz, wenn der Sklave allabendlich die schlechten Kleider vom Leibe reißen muß: da erneuern sich die schmerzlichen Wunden und das Blut röthet von Neuem die weiße Haut des Geschlagenen. In manchen Ländern hat der Herr sogar das Recht über Leben und Tod seiner Sklaven. Da werden sie oft so geprügelt, daß sie unter der Hand des Sklavenbändigers ihr elendes Leben aushauchen, und laut aufschreien im Gefühle des brennenden Schmerzes.

Furchtbare Mißachtung der Menschenwürde! Gott hat allen Menschen sein Ebenbild eingehaucht; alle Menschen tragen einen Hauch seines Geistes in sich; alle sind zur Freiheit geschaffen, und durch die Sklaverei wird die Gottähnlichkeit des Menschen in den Staub getreten: der Mensch wird eine Waare, eine Maschine — ein Nichts, ein Werkzeug des Interesses und der Speculation. Welch' schändliche Mißkennung des Menschen! Welch' grauenhafter Hohn auf die Freiheit! Die Menschen sind Gottes Kinder: sie sollen deßhalb frei seyn! Man kann es dem Christenthum nicht genug danken, daß es durch die Aufhebung der heidnischen Sklaverei die Würde des Menschen hergestellt hat. Die Würde des Menschen besteht in seiner Heiligkeit, in seiner Gottähnlichkeit und in seiner Freiheit. Ist ohne Freiheit denn auch eine Tugend möglich. Nie und zu keiner Zeit hat das Christenthum die Sklaverei gebilligt. Ueberall, wo das Christenthum hingedrungen ist, hat es zuerst gegen die Sklaverei angekämpft und ist für die Herstellung der menschlichen Freiheit in die Schranken getreten.

Die Gefangenen blicken darum auch mit geheimem Schrecken auf die Stadt, die sich vor ihren Augen im Morgenglanze ausbreitet. Sie blicken mit Schaudern in ihre Zukunft voll Jammer und Elend — ewig des Anblicks der Ihrigen beraubt, ewig entfernt vom heimathlichen Heerd, ewig verbannt in ein freudenloses, leidenvolles Land unter Menschen ohne Herz und Gefühl, und sie müssen recht an sich halten, daß ihnen die Augen nicht übergehen, als sie aus dem Schiffe treten und an's feste Land gelangen. Sie sehen vor sich ein Leben ohne Freude, ohne Vergnügen, ohne Theilnahme und ohne Mitleid — und das kann fortdauern bis zum Tod, wenn sie nicht ein glücklicher Zufall daraus erlöst.

Sie kommen endlich auf den Sklavenmarkt. Da wogen die habgierigen Männer, in das türkische Costüm gekleidet, einher auf den breiten ungepflasterten Straßen. Da ertönt ein dumpfes Geschrei aus dem versammelten Haufen. Das ist ein Fragen nach starken robusten Leuten für die schwere Arbeit des Landbaues. Da kommt Einer und sucht sich einen feingebauten Jungen für seine Bedienung aus. Da erscheint ein Anderer: er will eine

geschickte starke Magd und bestimmt schon im Voraus den Preis, den er bezahlt. Dort mäckelt Einer mit einem ehrlosen Piraten um ein hübsches Kind, sie schlagen ein — der Kauf ist richtig. Dort trennt man Kinder und Eltern auf die herzloseste Weise von einander: wie die Mütter jammern, wie die Kinder weinen — es ist herzzerreißend anzuschauen! Dort führt man einen Greis herbei: er ist zu schweren Arbeiten untauglich, und sein Herr will ihn verkaufen; man kann ihm das Elend auf der Stirne lesen, er scheint es nicht zu fühlen — eine lange Gewohnheit hat ihn für seine Leiden unempfindlich und für die Freuden gleichgültig gemacht. Wo das Auge hinschweift erblickt es nur Jammer und Elend. Man wendet den Blick gerne weg, wenn man noch an edlere Gefühle glaubt, nur um diese *unerquickliche Scene* nicht zu sehen! —

Die Schiffbrüchigen sind zur Schau ausgestellt. Ihr Eigenthümer hat sich auf eine Tonne gestellt und blickt eifersüchtig unter die Menge, um einen guten Käufer zu entdecken. Ungeduldig schweift sein Auge umher; hochmüthig reckt er das Haupt empor und mit Stolz sieht er auf seine *schöne Waare* herab. Er hat trefflich gebaute Leute und sein Geschäft wird heute gut. Und doch! — er wartet eine Stunde — zwei Stunden, und Niemand hat ihn noch gefragt. Da bricht ihm der Faden der Geduld.

„Hieher! hieher, wer was Schönes kaufen will! Welche Leute! Ich gebe sie alle unterm Preise ab, nur um ihrer los zu werden! Um Schlenderpreise — wer will sie haben?" ruft er mit einer wahren Tiegerstimme in die Menge.

Burkhardt empfindet einen furchtbaren Zorn, als er den rauhen Mann so prahlerisch reden hört. Er sollte heute zum erstenmal *tarirt* werden! Das preßt ihm den heiligsten Aerger aus — tarirt von wilden Heiden, von geldgierigen Piraten! Er sollte verkauft werden, er — *ein deutscher Ritter*. Aber er verbeißt seinen Grimm, da er ihn doch Nichts geholfen hätte; auch will er sein wahres Gefühl nicht vor aller Welt zur Schau tragen. Die Schmerzen gehören ihm allein; Niemand soll darum wissen als der liebe Gott. An sein Weib und an sein

Kind darf er in diesem Augenblick nicht denken — das Herz wäre ihm zersprungen.

„Nun, wohlan! Gekauft!“ ruft der rauhe Mann mit marktschreierischem Tone. Es ist zwölf Uhr Mittags und um ein Uhr ist der Markt zu Ende. „Es sind die schönsten Leute von der Welt um wahre Spottpreise!“ Und wieder brüllt die Tiegerstimme durch den Markt.

Da endlich erscheinen einige Käufer. Es sind wohlhabende reiche Muhamedaner aus Algier. Sie untersuchen sorgsam die Gefangenen, richten allerlei Fragen an die Stücke lebendiger Gefangenen, und erhalten allerlei Antworten — „und der Preis?“ so fragen sie.

„Ist billig!“ murmelte der rauhe Heide.

Und zehn von Burkhardts Gefährten werden eine kurze Zeit darauf hinweggeführt. Sie winken ihm scheidend mit den Augen und senken dann stumm die Häupter. Sie müssen sich in ihr Schicksal ergeben.

Jetzt führt man Burkhardt vor. Welch' ein schöner Mann! Welch' ein Wuchs! Welche kräftigen Schultern! Alle Umstehenden schauen auf den ausgestellten Christen. Man bewundert ihn, lobt ihn, nennt ihn schön und preist seine Gestalt. Welch' widerlicher Anblick! —

„Was wollt Ihr für den Mann?“ ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde.

„Für Dich ist er gar nicht feil! Du kannst ihn nicht bezahlen!“ murrt schnell der Mann auf der Tonne, und dabei beißt er sich die Lippen und kaut an seinen Fingernägeln.

„Wie ist der Mann?“ fragt aus der Mitte eine andere Stimme.

„Er ist fromm, gelassen, brav — ausgezeichnet, aber er ist ein deutscher Ritter und ein Christ. Hier ist das Kreuz, das ich ihm nahm!“ spricht der Pirate.

„Desto besser! Solche Leute hab' ich gern!“ entgegnet Jener.

Da tritt aus dem Hintergrunde ein gar vornehmer Türke hervor. Er trägt einen schönen schwarzen Bart; auf seinem Kopfe prangt der Turban in buntem Farbenspiel und geschmackvoll hängt ihm der farbenreiche Mantel über die Schulter, mit goldverbrämtem Gürtel an den

schlanken Leib geheftet. Die Menge grüßt ihn ehrfurchtsvoll.

„Was willst du für den Mann?" fragt er.

„Viertausend Piaster!" antwortet der Pirate.

„Ich biete sechstausend!" machte eine andere Stimme geltend.

„Und ich das Doppelte!" wirft der schöne Türke ein.

Alles ist still. Niemand hat das Herz und bietet mehr.

„Er ist verkauft! Schlagt ein!" Und eilig springt der rauhe Mann herab von seiner Tonne und lacht vor lauter Freude.

„Zwölftausend Piaster! Zwölftausend Piaster!" wiederholt die Menge, und alle Augen funkeln vor Verwunderung.

„Er ist es werth!" ruft der Pirate und empfängt das Geld.

Um diesen hohen Preis ist Burkhardt Sklave — ist Cid Muley's Sklave, Diener — Muley's Waare! —

Zwölftes Capitel.

Ein Traum.

„Keins kann weinen, keins kann sprechen,
Starren in die Welt hinein;
Und das Herz möcht' jedem brechen,
Jeder möcht' gestorben seyn."

O. v. Redwitz.

„Hole mir meinen Sohn und Dagobert!" sprach an einem Morgen die Gräfin Anna zu dem alten Alexis, als sie in ihr Wohnzimmer getreten war und den treuen Diener hier fand.

Sogleich ging Alexis hinaus, um sie zu rufen; aber er fand sie nicht, denn die beiden waren schon mit dem ersten Hahnenschrei aufgestanden und auf die Jagd geritten.

„Sie sind ausgeritten auf die Jagd und werden wohl vor dem Mittag nicht nach Hause kommen!" berichtete

Alexis, als er zu Anna zurückkam. Er bemerkt die ungewöhnliche Aufregung seiner Gebieterin und dachte deßhalb hin und her, was ihr doch wohl begegnet seyn möchte, daß sie so unruhig und ängstlich war; aber trotz aller gewissenhaften Erwägungen blieb er im Unklaren, und wenn er in seinen Vermuthungen das Rechte getroffen zu haben meinte, so schwankten seine Annahmen doch wieder, als er sie unter die scharfe Kritik des Verstandes brachte.

„Laß mich diesen Morgen allein, lieber Alexis! Melde mir's, wenn die Beiden von der Jagd nach Hause kommen!" sprach Anna und entließ den bescheidenen Diener, der seinerseits eilig das Zimmer verließ, um der geliebten Gräfin nicht im Geringsten lästig zu fallen.

Anna aber ging in den Erker und sah gar schwermüthig hinaus in die Landschaft, welche, in einen feinen durchsichtigen Nebel gehüllt, am Fuße des Berges sich ausbreitete. Aber ihr Geist war nicht hier — er war weit entfernt von der Heimath, draußen in der Fremde, am Strande des Meeres bei ihrem Gemahl. Sie sah ihn, wie unglücklich er war und wie er unter dem harten Sklavenjoche seufzte. Sie erblickte ihn in unendlichen Leiden, geschlagen und seines Glaubens wegen verhöhnt. Dann freute sie sich herzlich, daß er nicht abließ von der heißen Liebe zum Kreuz und daß er aus dem frommen Glauben zum Kreuz so vielen segensreichen Trost schöpfte, und selig war sie bei dem Gedanken, daß die Religion Jesu allein das Leben ihres Gemahls versüße und erquicke: wie sie nur allein im Stande sey, daß er nicht ein Opfer seiner Leiden wurde. Sie sah in Gedanken, wie fromm er nach dem Kreuze schaute und wie andächtig er es küßte. Und der Gedanke, ihr Gatte lebe noch und werde einmal wieder heimkehren, ward immer fester und unerschütterlicher in ihr. Sie hatte ihn ja heute Nacht gesehen und eben dieß Ereigniß ist auch die Ursache ihres ernsten und würdigen Auftretens. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, ihren Gemahl wieder zu sehen und wie freute sie sich bei dem Gedanken, daß sie ihn einst in ihre Arme einschließen werde! Wie freudig schlug ihr Herz bei der Erinnerung, wie sie ihm nach langer langer Trennung den männlichen charaktervollen Sohn vorstellen könne! Und so

mischten sich in ihr die seltsamsten Gedanken, Empfindungen und Gefühle bei der Erinnerung an ihren Gatten.

Gerold und Dagobert, der seinen Herrn auf die Jagd begleitet hatte, waren angekommen und die Pferde, mit Schaum und Staub bedeckt, wurden in den Stall geführt.

„Die Mutter begehrt euch!" empfing sie grüßend Alexis. „Ihr müßt sogleich auf ihr Zimmer kommen, da sie euch eine Eröffnung von Wichtigkeit zu machen hat! Eilet, sie wartet schon den ganzen Morgen!"

„Hat sie Nichts von der Neuigkeit merken lassen?" fragte Gerold schnell und blickte dabei den Diener forschend und mit großen Augen an.

„Nichts, gar Nichts!" antwortete Alexis.

„So laß uns eilen, Dagobert, daß die Mutter nicht böse wird. Du weißt, es thut mir wehe!" sagte Gerold, der seine Mutter herzlich liebte.

„Ich kenne deine Liebe!" entgegnete der gutmüthige Dagobert.

Und die Beiden gingen hastigen Schrittes voran und Alexis keuchte ihnen tiefathmend nach. Jetzt standen alle drei vor der Thüre der Gräfin; sie hatte die Ankommenden gehört und wollte ihnen entgegen eilen. Als sie aber die Thüre aufmachen wollte, standen diese bereits auf der Schwelle, um wohlgemuth einzutreten.

„Mein Gatte lebt! dein Vater lebt, mein lieber Sohn! Ich habe ihn gesehen! Ich weiß, wo er ist!" rief Anna im Tone der höchsten Aufregung und des wonnevollsten Entzückens, indem sie ihrem wackern Sohn um den Hals fiel und ihn herzlich umarmte. —

Den Eintretenden wurde gar seltsam zu Muthe, als sie die Gräfin so reden hörten und in einem so hohen Grade von Aufregung erblickten, und sie glaubten eine Zeit lange, sie müsse nicht recht bei Troste seyn oder es müsse sich sonst ein Unfall mit ihr ereignet haben.

„Mein Gemahl lebt — es ist gewiß, daß er lebt!" rief Anna noch einmal aus, und führte die Ankommenden an einen runden Tisch, der mit einem orientalischen Teppiche, die schon damals in edlen Familien bekannt waren, gedeckt war, und bot ihnen mancherlei Erfrischungen dar, die eine diensthuende Magd herbeigeschafft hatte. Und die Anwesenden blickten noch verlegener auf die

Gräfin, durch welche sie bald an die Existenz einer fixen Idee glaubten, da ihnen Anna noch nie so räthselhaft vorgekommen war wie heute, wozu ja allenfalls der große Schmerz beigetragen haben mochte, den sie über den schmerzlichen Verlust ihres Gatten empfand und den sie trotz aller Mittel nicht ganz unterdrücken konnte. Anna sah die Verlegenheit, in welche sie durch ihre seltsam klingende Sprache die Eintretenden versetzt hatte und sie sagte deßhalb in besänftigendem Tone: „Glaubet nicht, daß ich irre geworden bin oder daß es mir am rechten Verstande gebricht! Ich weiß wohl, was ich rede. Was ich sage ist Wahrheit! Wie sollte ich es auch nur über mein Herz bringen können, euch Dinge zu sagen, die unwahr und erlogen sind!"

„Das glauben wir Alles!" warf der Sohn dazwischen, „aber, Mutter, bedenkt, wie seltsam und auffallend die Reden sind, mit welchen Ihr uns heute empfanget!"

„Seltsam?" fragte in erhöhtem Tone die Gräfin. „Nein, seltsam sind meine Worte nicht, die ich an euch richte; aber das ist seltsam, daß ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifelt oder sonst Etwas meint, das —

„Wir meinen Nichts!" warf Gerold ein. „Nicht wahr, Alexis!"

„Nein, wir sind von der Wahrheitsliebe unserer Gebieterin überzeugt," schaltete Alexis ein und wollte der Sache eine erfreuliche Wendung geben. „Aber immerhin auffallend bleibt es doch, wie Ihr, hohe Gebieterin, auf die Meinung kommt, daß Euer Gemahl noch lebt, da Ihr schon zugestanden habt, daß er nicht mehr bei Leben seyn könne! Sind es heute nicht beinahe fünfundzwanzig Jahre, daß er von uns abwesend ist? Noch einige Monden und wir können wirklich über das fünfundzwanzigste Jahr seiner Abwesenheit trauern. Das möget Ihr, theure Gebieterin, bedenken!"

„Alexis hat Recht!" fiel Gerold ein, „und ich halte es für sehr unfruchtbar und unnütz — verzeiht, liebe Mutter! — weiter von dieser Sache zu sprechen. Ich liebe meinen Vater unendlich, obgleich ich ihn nie in meinem Leben gesehen habe; ich müßte Freudenthränen vergießen, wenn er heute ankäme!"

„Aber der Graf kann in Gefangenschaft gerathen seyn und kann bis auf den heutigen Tag noch leben,

um wieder auf sein Schloß zu kommen; ist das etwa nicht möglich?" fragte Dagobert.

„Und so ist es!" versetzte schnell die Gräfin. Mein Gemahl lebt, er ist nur gefangen — und er muß erlöst werden: ich will ihn wieder haben!" Und diese letzten Worte sprach sie mit einem ungewöhnlichen Nachdrucke.

„Aber ich bitte, liebe Mutter!" wollte Gerold weiter reden.

„Ruhig! Setzt euch und hört mich an! Ihr müßt wissen, daß ich die Wahrheit sage; dann erst möget ihr urtheilen!" sagte Anna.

Und nachdem sich die Anwesenden gesetzt hatten, fing Anna an:

„Ihr wißt, daß ich schon einige Wochen fortwährend an den Gedanken gemahnt werde, daß mein Gemahl noch lebt. Gestern Abend ging ich in die Kapelle und betete lange und heiß zu der verklärten Gottesmutter, daß sie mir den Ort wissen lasse, wo mein Gatte weilt: sey es nun im Himmel oder auf der Erde. Während des Gebetes wurde es mir so heimlich und wunderbar in meiner Seele, wie ich es in meinem Leben noch nie empfunden habe. Mein Herz wurde so ruhig; mein Puls ging langsamer: ich kann es nicht so genau beschreiben, wie angenehm es mir zu Muthe war. In meinem Innern rief stets eine Stimme: Sey getrost, dein Gemahl lebt und du wirst ihn eines Tages wieder sehen! Diesen Gedanken, den ich mit herzlicher Freude festhielt, nahm ich mit auf mein Schlafzimmer. Fast war es Mitternacht als ich die Augen schloß, nachdem ich lange vorher auf den Knien gelegen hatte und Gott unter Thränen bat, mich den Leidensort meines Gatten schauen zu lassen. Mein Gebet war wiederum innig, meine Andacht war heiß. Es schlug auf dem Thurme eben Mitternacht, als ich in einen tiefen Traum verfiel, aus dem ich erst gegen Morgen erwachte. Ich sah im Traum meinen Gatten, ich sprach mit ihm, ich nahm ihn freudig auf meinen Schooß: er herzte mich und erkundigte sich nach seinem Kinde. Wie sehr entzückte mich dieser Traum! In meinem Leben habe ich keine größere Freude empfunden! Aber in welchem Zustand sah ich meinen Gatten? Mit Sklavenkleidern angethan, gefesselt

mit schweren Ketten und Banden, saß er auf einem öden Felsgestein nicht weit vom Meere in einer glänzenden Stadt an der afrikanischen Küste; er sagte mir, diese Stadt heiße Tunis und sey von Türken bewohnt. In seiner harten mit Schwülen bedeckten Hand hielt er ein hölzernes Kreuz, auf das er oft mit frommer Zuversicht blickte — und die Sternlein hiengen am Himmel und leuchteten ihm zu seiner Andacht — ein majestätisches Kerzenlicht in der feierlichen Stunde der Nacht; der Mond tauchte seinen matten Schimmer nieder in das stille Meer, das, von keinem Luftzug bewegt, stumm und ruhig vor ihm lag. Er seufzte, er sprach von mir, er klagte mir sein bitteres Loos und über die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage, und daß er von Niemanden befreit werden könne als von seinem Sohne, der aber in Sklavenketten ihm erscheinen werde."

Gerold zuckte bei diesen Worten unwillkührlich zusammen und wußte nicht wie ihm geschah. Die Gräfin aber that, als ob sie es gar nicht bemerkte, und fuhr deßhalb ununterbrochen fort:

„Die Klagen meines Gatten durchschnitten mir das Herz. Trostlos sah ich ihn am Ufer sitzen und die abgemagerten Hände ringen; gern wäre ich zu ihm geeilt, aber immer noch war ich gehindert, denn das grause Meer lag zwischen ihm und mir. Da betete ich zur heiligen Jungfrau, mich zu meinem Gemahl zu führen und beschwor sie bei den süßen Wunden ihres geliebten Sohns mich über das schreckliche Element zu geleiten. Mein Gebet ward erhört — es wuchsen mir Flügel, und geschwind schwang ich mich in die Höhe und flog meinem Gatten am andern Ufer entgegen und ließ mich wie ein Engel des Himmels sanft zu seinen Füssen nieder. Meine Gemahlin! rief er aus, während ich ihm die Fesseln abnahm und mich zu seiner Seite freundlich niedersetzte; er sprach weiter kein Wort: er fiel mir um den Hals, er weinte, er flehte mit bittenden Geberden. Vor Rührung versagte auch mir die Sprache. So lagen wir lange Zeit sprachlos einander in den Armen; Eines athmete die Luft des Andern, keine Regung, kein Leben schien mehr in uns zu seyn, als sich mein Gatte plötzlich von mir losriß und mit ungemeiner Wehmuth sagte: Anna, sende mir meinen Sohn, er soll mich er-

lösen aus den Sklavenbanden! Er wird kommen -- und zwar bald, sprach ich; und mein Zimmer leuchtete wie vom himmlischen Glanz erfüllt: ich war erwacht!"

Ein allgemeines Stillschweigen entstand. Und Keines konnte sprechen, so seltsam klang ihnen die Sache.

„Und glaubt ihr, daß mein Gatte lebt?" fragte die Gräfin endlich, und sie blickte die Umstehenden prüfend an.

Es erfolgte keine Antwort. Gerold, Dagobert und Alexis schauten einander verlegen an. Sie mochten wohl an der Wahrheit dieses Traumes nicht zweifeln, aber auf Grund eines Traumes zu glauben, daß der Graf noch lebe und daß sie eben deßhalb eine weite gefahrvolle Reise unternehmen müßten, das wollte ihnen nicht einleuchten. Sie mußten sich gestehen, die Gräfin nie so seltsam gesehen zu haben, und die Zuversichtlichkeit, mit welcher diese an ihre Worte und an ihren Traum glaubte, machte ihre Verlegenheit nur noch größer. Was war an der Sache Wahrheit? was Täuschung?

„Aber erlaubt, beste Gräfin," sprach endlich Alexis, „der Traum, der gewiß recht schön ist, wird Euch doch nicht überzeugt haben, daß Euer Gatte noch lebt? Ihr seyd nicht so abergläubisch, an dergleichen Dinge im Ernste zu glauben!"

„Das ist auch meine Meinung!" schaltete Gerold ein. „Ich bin zwar nicht feige, wie ihr Alle wißt, und Gut und Leben würde ich bereitwillig aufopfern für die Freiheit meines geliebten Vaters, wenn ich bestimmt wüßte, wo er ist; allein das ist eben der schmerzliche Umstand, daß die Stadt Tunis in dem Traum meiner Mutter eben nur ein Traum ist. Ach, wäre sie mehr als ein Traum, heute noch würde ich ausziehen aus der Burg meiner Ahnen, ich würde Sklavenketten annehmen, um dem Vater die liebe Freiheit zu bringen nach vielen Jahren harter Sklaverei; aber —"

„Aber haben wir nicht Beispiele gar merkwürdiger Träume in der heiligen Schrift, die sich auf eine wunderbare Weise erfüllt haben? Und sollte Gott nicht Jenen, die er am meisten liebt, hin und wieder den ganzen Reichthum seiner Gnadenschätze darbieten?" unterbrach Dagobert seinen Jugendfreund.

„Ach, der gute Dagobert!“ sprach mit herzlichem Tone die Gräfin. „Ist denn bei Gott Etwas unmöglich? Ist es ihm denn nicht möglich, mir meinen Gatten zu schenken? Hat er ihn mir genommen, so steht es wohl auch in seiner Macht, mir ihn wieder zu schenken!“

„Wollt Ihr aber, theure Gebieterin!“ fiel Alexis ein, „Eurem Sohn wirklich das gefährliche Unternehmen aufbürden, auf Grund dieses schönen Traumes, dessen Wahrheit immer sehr zweifelhaft ist — nach Tunis in das Heidenland zu reisen, um dort den Gatten zu suchen, der — —“

„Das sind Flausen, meine Lieben!“ sprach jetzt die Gräfin. „Ich bin des Zweifelns müde; was mir Gott im Traum gesagt hat, ist gewiß, ist unumstößlich wahr — daran ist Nichts zu mäckeln: mein Gatte lebt, und ich will, daß ihn mein Sohn befreie. Er ist ein Ritter, er ist tapfer, geschickt im Waffenhandwerk — er ist Sohn, er wird seine Pflicht kennen. Ich will, daß er seinen Vater aufsuche und mir den Gatten bringe. Morgen schon soll er sein gutes Pferd satteln, morgen schon soll er die Reise antreten. Ich fordere dieß von meinem Sohne. Wird er seinem gefangenen Vater dieses Opfer bringen, erst dann ist er ein würdiger Sohn und ein Ritter, der Seinesgleichen in der Welt sucht!“

Gerold schaute mit ängstlichen Blicken auf seine Mutter, deren Befehl ihn so sehr überraschte, daß er im ersten Augenblicke kein Wort zu sagen wußte. Er senkte das schöne Haupt stumm auf die Erde und blieb sprachlos bei dem Gedanken, daß er das geliebte Ahnenschloß schon morgen verlassen sollte und daß dann seine liebe Mutter ohne ihn leben müßte. Und beide hatten sich so herzlich lieb! Seinem Vater zu lieb hätte er die ganze bekannte Welt bereist; aber war er sich dessen gewiß, ihn in Tunis zu finden? Was war überhaupt von dem seltsamen Traume der Mutter zu halten? Konnte er ihn nicht schrecklich täuschen? Konnte er nicht selbst in die härteste Sklaverei gerathen, und wäre dann die Mutter nicht ohne alle Hilfe? Er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst; er konnte sich nicht entscheiden: seine Liebe zu den Eltern ließ ihn zweifelhaft. —

„Nun, willst du dich entschließen?“ fragte die Mutter, aber anstatt mit Worten antwortete der eisenfeste Mann

mit Thränen. Nach langem Schluchzen aber sprang er auf seine Mutter zu, fiel ihr um den Hals und rief mit lauter Stimme: „Ich will liebe Mutter, ich will, weil Ihr's so haben wollt — tausendmal will ich!"

Anna entwand sich den feurigen Umarmungen ihres Sohnes.

„Du bist ein wackerer Sohn! Gott segne dich auf deiner Reise! Du bringst mir den Gatten, dir bringst du den Vater," sprach Anna bewegt.

Und Gerold stürzte nieder auf seine Kniee und bat um den Segen der Mutter. Der alte Alexis wußte nicht, wie ihm geschah: lebte er, war er hier, träumte er am hellen Mittag? was war von diesem Auftritte zu halten?

Aber Dagobert konnte sich nicht mehr halten: er sprang heftig auf Gerold zu und preßte ihn warm an seine schlagende Brust, als wollte er den theuren Jugendfreund nimmer von sich lassen. Von Gerold wandte er sich an die Gräfin und fiel ihr zu Füßen und rief: „Eine Bitte — eine einzige Bitte, edle Gräfin: erlaubt, daß ich der Gefährte Eures Sohnes auf seiner gefährlichen Reise bin! Er braucht vielleicht meinen Arm, er gehört sein. Ich war sein Genosse in der Freude, ich will auch sein Genosse in der Gefahr seyn. O erlaubt, daß ich mit ihm ziehe — o erlaubt es!" Und bittend erhob er die zitternden Hände hinauf zu der edlen Frau.

„Es sey!" sprach sie nach kurzem Bedenken.

Dann wandte sich Dagobert an Gerold: „Theurer Jugendfreund, erlaube es auch du, daß ich dein Begleiter sey. O erweise mir die Wohlthat — laß mich mit dir ziehen: auch ich liebe deinen Vater! o laß es geschehen!"

Dagobert ergriff die Hand des wackern Gerold, und er ließ sie nicht eher los, als bis Gerold einwilligte.

„Es ist angenommen, dein edles Anerbieten!" sprach Gerold nach einem harten Kampfe. „Aber bedenke die Gefahren, welchen du dich freiwillig aussetzest!"

„Wo du bist, warmer Freund meiner Jugend, gibt es für mich keine Gefahren!" sprach Dagobert feurig, und die beiden gaben sich die Hand, als ein Zeichen der getreuen Ausdauer auf der beschwerdevollen Fahrt. Herzlich schlossen sie sich ein in die starken Arme — Thränen benetzten die jugendlichen Wangen.

Die Gräfin aber schloß beide Jugendgenossen in ihre segnenden Arme und pries Gott still im Herzen für die Wohlthat, die sie von ihm erhalten, da er ihr so zwei wackere Kinder geschenkt hat.

Es entstand wiederum eine jener rührenden Scenen, wo das Herz vergebens nach Worten ringt. Alle schwiegen still und betrachteten sich mit dem Ausdrucke des wonnigsten Entzückens.

„Aber wie mögen wir, Dagobert und ich,“ brach Gerold endlich das Schweigen, „den lieben Vater wieder finden, da wir ihn nie gesehen haben? Haben wir ihn denn anders kennen gelernt als im Bilde?“

Diese Einwendung brachte einen peinlichen Eindruck hervor. Und war sie nicht wohl gegründet?

„So will auch ich euer Genosse seyn!“ fiel der alte ergraute Alexis ein.

„Aber wen hat dann die Mutter?“ fragte Gerold bewegt.

„Ihr wird leicht geholfen werden; kann sie sich bis zu unserer Rückkehr nicht mit dem treuen Wolfgang begnügen? Er ist brav, gut und hat alle Eigenschaften eines rechtschaffenen Dienstboten,“ sprach Alexis.

Nun entstand ein langer Wortwechsel über den Anschluß des alten Dieners. Aber Alexis bat so warm und innig, daß man sein Anerbieten ebenfalls annehmen mußte.

„Eher will ich sterben, als da bleiben. Ich will zu meinem Herrn. Der liebe Gott wird mich beschützen!“ rief er laut, und heiße Zähren liefen über den grauen Bart.

Als aber am andern Morgen die Sonne mit ihren hellen Strahlen die Zinnen der Burg Helfenstein vergoldete, waren die drei Reisegefährten schon mehrere Meilen von der Heimath entfernt. Mögen sie den Vater, den Gatten und Herrn glücklich finden!

Dreizehntes Capitel.

Ein Ort stiller Wonne.

„So lang mein Himmel heiter blaut,
Will ich nicht an die Wolke denken;
So lang die Locke nicht ergraut,
Will ich mein blühend Haupt nicht senken.
Denkt denn die Blume an's Verblüh'n,
Wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glüh'n,
Daß er am Morgen schon erblindet?"

O. v. Redwitz.

„Die Fahrt geht gut", sagte der alte Alexis zu seinen Genossen, als sie an einem schwülen Abend an den malerischen Ufern des Bodensee's im heitern Trabe dahinritten und sich gar behaglich fühlten auf den muthigen Rossen.

„Wenn's so fortgeht, stehen wir bald vor Tunis, und dann werden wir den Heiden sagen, weß Landes Kinder wir sind!" scherzte der muntere Dagobert.

„Da müssen die Mauern brechen, oder —" wollte Gerold reden.

„Oder wir schlagen sie ein," unterbrach ihn Alexis.

„Diesen Spaß möchte ich doch sehen — es müßte herrlich seyn! Ich bin zwar kein Ritter, aber ich führe eine gute Faust, die ist auch schon dabei gewesen, und ich meine, so einige Türklein zu trommeln wäre mir ein Leichtes!" versetzte im heitersten Tone Dagobert.

„Wollen's hoffen!" sprach Gerold.

Und während sie sich mit allerlei Scherzen den langen Ritt verkürzen wollten, auch hie und da ein lustiges Lied sangen und einen ländlichen Triller pfiffen; während sie von der lieben Heimath sprachen, wobei sich Dagobert manchmal eine Thräne wischte, und sich auch alte Rittergeschichten vom hörnen Siegfried, vom König Etzel, vom Roland und vom Cid erzählten: spielten die neckischen Winde mit den klaren Wellen des See's und warfen kleine Schäfchen, die munter daherrollten über den Spiegel und bald darauf verschwammen. Leichte, durchsichtige Nebel stiegen auf, und auf den fernen Alpen glänzten die Gletscher im eisigen Gewande.

„Wenn wir einmal bei Jenen droben sind, guter Dagobert," sprach Alexis scherzend, „dann kannst du dich noch einmal umsehen nach dem lieben Schwabenlande,

wo man so friedlich lebt und wo es Einem so gut geht, wo die Ritter gute Verse schmieden und zum Zeitvertreib einander den Rücken durchbläuen — ach, die schönen Zierrathen! — und das Volk gemüthlich singt und gerne betet. Es gibt halt nur ein Schwabenland! Bin weit herumgekommen, hat mir nirgends so gut gefallen!"

„Das mag wohl seyn, weil du ein Schwabe aus Leibeskräften bist," begann Gerold; „aber es gibt denn doch noch hübschere Flecken auf der lieben Erde. Was meinst du von Italien?"

„Italien?" fragte Alexis. „Es ist schön, es hat Wein, Reis, große blühende Städte, reiche Klöster und fromme Priester — aber hat es so tapfere Ritter und so feste Burgen und ein so treues Volk? Kann bei uns im Schwabenland nicht jeder Ritter im Schooß eines Bauern schlafen?"

„Du weißt doch immer das Beste, braver Alexis!" sagte hierauf Dagobert. „Ein treues Volk ist ein Edelstein!"

„Und gute Herrscher sind ein Kleinod für das Volk!" schaltete Gerold ein. „Es ist nicht genug, daß man bloß eine tüchtige Faust hat zum Dreinschlagen: man muß auch ein gutes Herz haben, das mit den Leiden des Volkes Mitleid hat. Eine tapfere Faust und ein gutes christliches Herz — erst das macht den wahren Ritter!"

„Und solche hat das Schwabenland! Es gilt deßhalb auch in unserer Zeit am meisten: haben wir nicht schon den dritten Kaiser aus dem Schwabenland? Und was ist der Rothbart für ein Mann!" sprach laut Alexis.

„Ein wackerer Kaiser!" ergänzte Gerold. „Aber Eines will mir doch nicht recht an ihm gefallen!"

„Was denn?" fragte Alexis.

„Daß er sich mit den Päpsten in so mißliche Zwiste eingelassen hat!" antwortetete Gerold. „Er betrachtet die Päpste als Nebenbuhler — er fürchtet für seine Macht. Er meint, die Päpste seyen der deutschen Reichsfreiheit gefährlich. Ich glaube an all derlei Dinge nicht; die Kirche ist im Gegentheil von jeher der Schirmherr der Freiheit gewesen, wenn es auch Viele nicht glauben wollen. Der Kaiser würde besser thun,

in Deutschland recht aufzuräumen. Wir wollen doch sehen, wohin diese Zänkereien führen: der Kaiser gewinnt jedenfalls Nichts! Es ist immer gefährlich, wenn die geistliche und weltliche Macht uneinig werden — da gewinnen nur die Schlechten. Die Zeit wird meine Behauptung rechtfertigen. Sonst aber ist der Rothbart ein Kaiser, wie noch wenige auf dem Throne gesessen sind: er versteht sich gut auf's Regieren; aber der Welf wird ihm dennoch zu schaffen machen."

Und nun entstand ein hitziger Streit über die Wirksamkeit der hohenstaufischen Kaiser zwischen Alexis, der ein alter Verehrer derselben war, und Gerold, der sich mit vielen Neuerungen derselben, namentlich mit den Streitigkeiten zwischen ihnen und den Päpsten, gar nicht versöhnen konnte. Dagobert machte Witze, wenn die beiden Kämpen hitzig wurden — und so entstand manchmal ein donnerndes Gelächter, das die Steifheit der politischen Unterhaltung brach.

„Montfort, die Spitzen von Montfort!" rief mit einemmal Dagobert so laut er konnte, eben als Alexis seinen Hauptbeweis entwickeln wollte, und er war nicht wenig ärgerlich, als er sich so unangenehm unterbrochen und um den Hauptschlag betrogen sah.

„Dann müssen wir einkehren!" sagte Gerold und lachte sich heimlich in's Fäustchen, als er die mißmuthige Miene des Alten betrachtete. Und als sie einige Schritte geritten waren, rief Gerold: „Lenkt um gen Montfort!"

Sie ritten langsam auf das alte ehrwürdige Schloß der tapfern Grafen zu und Gerold hatte eine große Freude, als er nach langer Abwesenheit die grauen Mauern erblickte, in welchen er so viele Freuden der Jugend erlebt hatte. Er dachte an das Entzücken, das seinem Lehrherrn durch eine ungeahnte Ueberraschung bereitet würde. Er fand die Umgebung des Schlosses fast ganz unverändert und fühlte sich so heimisch, als wenn er auf der Burg Helfenstein gewesen wäre.

Als sie aber an der Ebene vorbeiritten, wo Gerold seine ersten Triumphe geerntet hatte, da fing Dagobert herzlich zu lachen an, und Alexis schaute den Jungen betroffen an und hätte ihm bald einen derben gutdeutschen Verweis gegeben.

„Ha! schaue nur einmal das Feld an! Hier hat Gerold einem norddeutschen Prahler einmal das Fell gegerbt! Wird's Prahlen bleiben lassen, wenn er an die festen schwäbischen Fäuste denkt!"

Und in seiner vergnügten Laune erzählte er dem alten Alexis den ganzen Verlauf des Zweikampfes auf eine solch' drollige Weise, und bereicherte seine Erzählung so gewandt mit Stichelreden auf den norddeutschen Ritterstolz, daß selbst der ernste Alexis aus vollem Halse lachte und seinen Aerger wegen der verlorenen Wortschlacht völlig vergaß.

Sie ritten ein zur großen Pforte und wurden von ihren Vettern auf die freundlichste Art empfangen.

„Höchstens einen Tag gedenken wir zu bleiben, liebe Vetter!" sagte Gerold, „es ruft uns eine heilige Pflicht von dannen: wir wollen den letzten Versuch wagen, den verlorenen Vater aufzusuchen, und wenn wir auch tief in das Heidenland eindringen müssen. Wir gedenken ihn in Tunis zu finden."

Und Gerold erzählte den Verwandten den mütterlichen Traum, den auch sie höchst interessant und merkwürdig fanden. Doch hatten sie wenig Hoffnung: denn ein Traum — was sey von ihm zu halten?

Die Verwandten ließen es nicht an Aufmerksamkeit fehlen, den Fremden und dem lieben Gerold — wie sie sich ausdrückten — den Aufenthalt auf dem Schlosse recht angenehm zu machen. Da gab es am Abend ein fettes köstliches Mahl, bei welchem auch der berühmte Reisbrei mit Zucker und Zimmt nicht vermißt wurde; der Seewein und anderer guter Traubensaft floß in reichlichem Maße, und die Ritter zeigten, daß sie auch die Becher und die Flaschen zu behandeln wußten. Nach dem Mahl ging es zum Reigen, und die Spielleute machten einen mörderischen Lärm — indessen fand man ihn allgemein schön. Am andern Morgen ging es auf die Jagd in die nahen Gebirge, wozu auch ein benachbarter angesehener Ritter aus dem schönen Tyrol eingeladen wurde; er hatte ein Lustschloß nahe bei Bregenz und stand in gutem Einvernehmen mit den Grafen von Montfort — ein naher Verwandter zu den Herzogen von Meranien. Der Aufenthalt wurde von Tag zu Tag angenehmer, und Gerold machte keine Miene zur

Weiterreise, obgleich er täglich ernster und nachdenkender wurde und seinen Begleitern ganz anders als früher erschien — ein Umstand, der den Verwandten gerade nicht so auffiel, da sie Gerolds Heiterkeit nicht so gut kannten, namentlich nicht mit der ächt deutschen ritterlichen Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit des Vetters so vertraut waren als Dagobert und Alexis. Oft trennte er sich auf halbe oder ganze Tage von der Jagdgesellschaft, die in den steilen Gebirgen herumschweifte, dem flüchtigen Wilde nacheilend. Die heiterste Abendgesellschaft kam ihm trocken und langweilig vor, und er war die meiste Zeit nur halb dabei, auch wenn er seine Gedanken, die sein ganzes Wesen bewegten, geschickt zu verbergen wußte.

Alexis indessen war ein besserer Menschenkenner, und er ahnte die plötzliche Veränderung, welche seit einigen Tagen in dem Gemüthe des sonst so heitern und aufgeweckten Gerold vor sich gegangen war, zu gut; und obgleich er über den Grund dieser Veränderung keine vollständige Gewißheit hatte, so machte es ihn doch unruhig und er blickte oft mit emsiger Sorgfalt auf Gerold, wenn dieser seine Augen umherschweifen ließ und sein Herz über Dinge schwatzte, die er sich nicht gestehen wollte. Auch Dagobert merkte die seltsame Stimmung seines Jugendfreundes mit einiger Unruhe.

Es vergingen zwei Tage — Gerold fand Wohlgefallen am Bleiben, und wenn man ihm den Vorschlag der Lustbarkeit gestattete, so schlug er die Jagd in den Gebirgen vor, da es ihm nach seiner Ansicht in den Gebirgen so wohl gefiel. Er wußte und kannte kein anderes Vergnügen als die Jagd, oder er wollte doch kein anderes kennen und wissen. Der Kampf wollte ihm nicht behagen, und wenn er einen Gegner aus dem Sattel hob, so war es bei ihm mehr Uebung und Gewohnheit als Ueberlegung und Berechnung. Gerold schien das Ziel seiner Reise ganz vergessen zu haben.

Alexis war über diese lange Verzögerung sehr unwillig. Dagobert erhielt von ihm einen Verweis, daß er ihn an die Thürme von Montfort erinnert hatte; denn er meinte, hätte er erst die Thürme hinter sich gehabt, so wäre es ein Leichtes gewesen, den Grafen vorwärts zu bringen. Drei oder vier Tage Verzögerung hätte sich der treue Diener wohl gefallen lassen — aber acht Tage, das

war ihm doch zu bunt. — Am Abende des achten Tages kam Alexis mit Dagobert in dessen Schlafzimmer. Dagobert merkte die unheimliche Verstimmung des Alten und sprach Anfangs kein Wort, denn er kannte seinen Ernst, und deßhalb schwieg er lieber still, als sich abrumpeln zu lassen.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ murmelte Alexis zwischen den Zähnen, und lief das Schlafgemach langsamen Schrittes auf und nieder.

„Was habt Ihr, lieber Vater?“ sprach Dagobert und schnitt dabei eine theilnehmende Miene.

„Ach, du siehst, mein guter Dagobert!“ jammerte der Alte, „daß unser Herr schon acht Tage auf einem Flecke weilt und nicht an das Ziel seiner Reise denkt. Einen Tag gedachte er zu bleiben, und —“

„Nun sind bereits acht Tage verflossen!“ ergänzte Dagobert mit heiserer Stimme.

„Was wird daraus werden, wenn es so fortgeht?“ sagte ängstlich der getreue Diener. „Wir brauchen dann sicher ein halbes Jahrhundert, bis wir nach Tunis kommen, wo wir dann den Grafen Burkhardt nicht mehr treffen können, weil er alsdann nicht mehr lebt. Ich bin recht ärgerlich über diesen Leichtsinn!“

„Meint Ihr, es sey wirklich Leichtsinn?“ fragte Dagobert.

„Was anders denn? Hat er nicht den strengsten Befehl, also ohne Verzug in's Heidenland zu gehen, um dort den Gatten und den Vater zu erlösen aus der verdammten Sklaverei?“ sprach Alexis ernst und drehte dabei mechanisch an seinem Barte. „Er wird doch in seinem Entschlusse nicht wanken?“ fragte bedächtig der Alte und sah hiebei prüfend den Eindruck auf dem Gesichte Dagoberts, den seine Worte hervorbringen mußten.

„Ich glaube das nicht,“ erwiederte Dagobert; „Gerold liebt seine Mutter zu sehr, als daß er ihr diesen großen Schmerz verursachen würde. Ich glaube eher —“

„Was?“ warf der Alte in bissigem Tone dazwischen, „daß ihm das Leben allhier allzubequem vorkommt, und daß es dem Grafen besser behagt, als die Ausführung des mütterlichen Befehles. Aber wir wollen sehen!“

Und mit diesen Worten richtete sich Alexis hoch auf

und trat so kräftig auf die Dielen, womit das Schlafgemach gedeckt war, daß der Boden erzitterte. Dann lief er auf das Licht zu, und putzte es sauber und verzog sehr verdrießlich sein Gesicht. Dagobert sprach kein weiteres Wort, obgleich ihm das Benehmen des Grafen auch recht ungeschickt vorkam; allein er überließ das Amt eines Sittenrichters dem Alten — das Reich der Scherze und des heitern Humors war sein Element, in dem er sich gern bewegte.

„Wir wollen sehen!" begann Alexis von Neuem und schlug mit der Faust auf den Nachttisch. „Ich bin in meinem Leben nie treulos an der Gräfin, meiner geliebten Gebieterin, gewesen; stets habe ich gethan, was ich ihr nur an den Augen angesehen habe; stets war ich bemüht, alle ihre Befehle mit der äußersten Pünktlichkeit zu verrichten — ich rühme mich dessen nicht: aber wir wollen sehen! Müßte ich nicht in meinen alten Tagen ehrlos werden, wenn ich von der Bahn der alten Rechtschaffenheit abweichen würde? Müßte sich mein graues Haar nicht schämen, wenn ich treulos an meiner huldvollen Gebieterin werden müßte? Nein, diese Schande will ich in meinen alten Tagen nicht auf mein Haupt laden! Man soll mich auch in den letzten Tagen meines Lebens nicht eines Betruges zeihen können. Ich bin arm; ich habe Nichts — ich lebe von der Gnade der Gräfin, die Gott lange leben lassen wolle, aber mein ehrlicher guter Name ist mir lieber, als Alles in der Welt. Ehrlich kam ich in die Welt, ehrlich will ich aus der Welt. Und handelt es sich nicht um die Freiheit meines Herrn? Und finden wir ihn nicht, so haben wir doch unsre Pflicht gethan; aber diese unnöthige Verzögerung macht mich sehr aufgebracht. Morgen muß und werde ich es dem Grafen sagen; ich werde ihm seinen Fehler ohne alle Schminke vorhalten. Geht der Graf übermorgen nicht von dannen, so reite ich allein nach der Burg Helfenstein zurück und Gräfin Anna mag sich von der Treue ihres Dieners — aber auch von dem Ungehorsam ihres Sohnes überzeugen! Hat er so gehorchen gelernt? Gehorcht er nur, so lange er unter den Augen der Mutter steht?" —

Und diese Worte sprach Alexis mit einem so bittern Ernste und schaute so aufgebracht auf das Kerzenlicht,

daß es dem biedern Dagobert ganz unheimlich wurde und er für den Grafen zu fürchten begann. Er war überzeugt, daß Alexis den jungen Grafen zum ersten Male mißkenne und daß er ihm gewiß unrecht thue; allein er hätte es nie gewagt, nur ein Wort zu entgegnen: denn er fürchtete den ganzen Zorn des Alten.

„Aber Alexis, Ihr thut dem Grafen gewiß unrecht!" wendete Dagobert ein, nachdem er glaubte, der Zorn und Unmuth des Alten hätten sich bereits gelegt.

„Stille, sag' ich! Recht oder unrecht — es gilt gleichviel!" sprach äußerst aufgebracht der treue Alexis. Morgen werd' ich es ihm sagen, daß ich auf eine schleunige Abreise denke — nicht bloß denke, sondern dringe. Gehorcht er, ist es recht und ich bin zufrieden; gehorcht er nicht, nun so reite ich allein heim, wenn du nicht mitreiten willst — und dabei bleibt es. Der alte ergraute Alexis will ehrlich aus der Welt. Und jetzt will ich, daß du mir auf der Stelle schweigst; denn ich will schlafen!"

Dagobert sprach kein Wort mehr; er hatte hiezu nicht mehr den Muth. Doch nahm er sich vor, den Grafen morgen in aller Frühe von dem Vorhaben des Alten zu unterrichten; es konnte dann Alles ohne Störung ablaufen. Er fing an mit Alexis um die Wette zu schlummern.

Der Morgen kam. Man wollte den Tag wieder mit einer kurzweiligen Jogdpartie feiern. Dießmal sollte es aber nordwärts in die Wälder an der Iller gehen; aber Gerold wollte durchaus gen Bregenz ziehen, und er blieb so hartnäckig auf seinem Wunsche, daß man endlich, ihm nachgebend, ohne Zögern dahin aufbrach. In jener Gegend allein gefalle es ihm am besten im ganzen deutschen Reiche, meinte der trunkene Ritter, dem das Herz vor Freude und Sehnsucht schwoll.

Da erklangen denn die Hörner durch den grünen Forst; da blitzten die tödtlichen Speere, da dröhnten die Hufschläge der Pferde. Aber als Gerold weithin in das Feld sprengen wollte, jagte ihm Alexis auf seinem gewandten Renner nach und erreichte ihn am Fuße eines kleinen Hügels.

„Herr Graf!" rief er.

„Ah, Alexis! Was willst du, guter treuer Diener?"

sprach Gerold nicht ohne Verlegenheit, und sein Gesicht wurde über und über von einem hellen Roth überzogen.

„Ich bin bald fertig!“ erwiederte Alexis. Da ich ein treuer Diener seyn will und soll, wie Ihr sagt, so werde ich, Herr Graf — ich bitte um Vergebung — übermorgen nach der Burg Helfenstein zu Eurer Mutter reiten und ihr sagen, wie Ihr gehorchen könnet, wenn Ihr noch länger als zwei Tage hier verweilt und Eure Pflichten also vergeßt!“

Und hiemit sprengte Alexis wieder davon, den andern Jagdgenossen nach. Gerold aber wurde todtenblaß; er wußte nicht, wie ihm geschah. Sein Blut wollte ihm in den Adern starren, als er den ernsten Alexis in einer so entschiedenen Sprache reden hörte — und er wußte, was ein solches Wort galt; er kannte den zuverlässigen Diener.

Aber nach zwei Tagen waren die Gäste aus dem Schlosse Montfort abgereist. Die Grafen begleiteten sie weithin in's Land Tyrol mit ihren Knappen. Das war ein wilder Ritt, bei welchem es Einer dem Andern an Schnelligkeit und Gewandtheit, Zierlichkeit und Eleganz zuvor thun wollte; denn auch die Reitkunst hat ihre Regeln. Die Grafen wollten die Gäste bis Trient begleiten. Muthig ging es an den Gestaden des Bodensees hin, die so blühend und reizend aussahen. Bald berührten die Reitenden üppige Getreidefelder, bald reichgesegnete Weinberge. Schnell ging es vorwärts — und schon lag Bregenz mit seinen Thürmen, Kirchen und Klöstern, seinen fleißigen Bewohnern hinter ihnen. Dagobert warf noch einmal einen scheidenden Blick nach dem geliebten Schwabenlande; Alexis aber behielt die Schnee- und Eisberge der Alpen fest in seinen Augen, und er sprach ein stilles Gebet zum Lobe des Herrn, der solche erhabene Werke durch ein einziges Wort erschuf.

Gerold war während des ganzen Rittes stumm; er senkte das Haupt. — Was mochte sein Herz bewegen? War es das Andenken an seine Mutter? Ach, er liebte sie wie sein Leben! War es die Freude, seinen verlornen Vater zu finden? Ach, er hätte für seine Freiheit Alles gegeben!

Wilder wurde die Natur und das Dröhnen der stürzenden Waldbäche erfüllte weithin den romantischen Umkreis.

Da sprengte Gerold auf Dagobert heran und rief ihm leise zu: „Erwartet mich übermorgen in Trient!"

Und auf einem Seitenwege war Gerold schnell im schützenden Gebüsch verschwunden, noch ehe es seine Gefährten bemerken konnten.

*

Auf einem kegelförmigen Berg, ungefähr zwei kleine Meilen von den blühenden Ufern des südlichen Bodensees entfernt und von einem lieblichen Bächlein umrauscht, das, durch dichte Waldgebüsche unter grünen Gewölben und durch belebte Fluren und blühende Wiesen sich hinschlängelnd, manchmal zu einem reißenden Waldstrome anschwoll, wenn der Himmel gar zu verschwenderisch ward mit der wohlthätigen Gabe des erquickenden Regens, und das dann in wildem Laufe stürmisch Land und Bäume dahinriß, Steine fortführte und die Wiesengründe mit hohen Schichten schädlichen Gerölles überschüttet: hier erhob sich vor alten Zeiten, als Gerold mit seinen Gefährten nach dem Heidenlande zog, um den gefangenen Vater zu befreien, ein zierliches Lustschloß, dessen glänzende Zinnen fernhin strahlten und die Umgebung beherrschten. Schon längst ist von dem in schwindelnder Höhe erbauten Schlosse keine Spur mehr zu sehen; die Mauren sind so zerfallen, daß es Mühe kostet, auch nur das verwachsene Fundament zu entdecken. Wo das schöne Schloß gestanden, erheben jetzt schwärzlichgrüne Tannen stolz ihr schwankendes Haupt, von den muthwilligen Winden leise bewegt — und das wehmüthige Geflüster, das so geheimnißvoll klingt in der stillen Waldeinsamkeit, verhallt in der nahen Umgebung. Hin und wieder an dem Fuße des Berges liegen noch große Bausteine, ehrwürdige Ueberbleibsel von dem Bau, den einst in frühen Jahren auf diese steile Höhe der unermüdliche deutsche Fleiß erstehen ließ. Sie sind mit grünlichem Moose dicht bedeckt und in den Ritzen leuchtet allnächtlich der helle Schein sorgloser Würmchen, die hier ein schützendes Obdach gefunden. Um den Berg selbst windet sich das muntere Bächlein, und die muthwilligen neckischen Wellen tändeln da sanft mit den beschäumten Wurzeln der Sarbachen und der Weiden, die rings um's Ufer stehen,

und wie Lieder tönt's manchmal durch die stille Einsamkeit, wie der holde Zwiegesang und der Chor der Nymphen, welche einst auf dem Flusse Neathus wohnten, der auf den clibanischen Bergen entspringt. In den muntern Wellen spielten lustig die sorglosen Forellen und andre Thiere, die gern im kühlen Gewässer der murmelnden Waldbäche hausen.

Nicht weit vom Schlosse stand ein einsames Muttergottesbild in einer zierlichen Nische, beschattet von der Laubesfülle nahestehender Linden und Eschen und bekränzt von lieblich duftenden Rosen und andern Blumen. Ein angenehmer Fußpfad führte vom Schlosse aus dahin und schlängelte sich gar romantisch um die eine Seite des Schloßberges. Der Fußpfad war mit den schönsten Blumen eingefaßt, die in der südlich angenehmen Luft, trotz der Höhe auf welcher sie standen, immer noch vortrefflich gediehen. Eine Reihe dichtbelaubter Bäume boten dem Lustwandler die Wohlthat eines reichen Schattens dar, und in den Zweigen der Bäume erscholl das fröhliche Concert der befiederten Bewohner des Waldes, besonders wenn die Sonne mit ihren zitternden Strahlen die Zinnen des Schlosses sanft küßte in traulicher Umarmung in der frischen Morgenkühle, oder wenn die Sonne scheidend ihr Haupt sinken ließ und die erwärmenden Strahlen von dem ruhigen Gewässer des leuchtenden Sees gekühlt wurden. Da erscholl es zwischen den Zweigen — ein munteres Lied tönte durch den Hain zum Schlosse hinan: Amseln und Nachtigallen flöteten um die Wette, und darein mischte sich das melancholische Murmeln des Bächleins vom Thale herauf; es war ein trefflicher Abendchor, wenn sich die tausend Stimmen der Natur vermischten zum sinnigen harmonischen Einklang. Von dem Erker des Schlosses sah man leicht hin zum Muttergottesbilde. An der Nische, in welcher das Gnadenbild stand, schlangen sich malerisch die leichtbeweglichen Epheuranken und sie boten sich auf der Spitze freundlich die Hand und verwuchsen in einander, daß jeder Zweig als ein Theil eines andern erschien. Das Gnadenbild selbst war von dem harten Gestein künstlerisch gebildet, und eine göttliche Anmuth lag auf dem treuen Mutterantlitz ausgebreitet, vom glänzenden Lichte der scheidenden Abendsonne verklärt. Vor der Nische hielten zwei Engel

Wache und sie blickten trunkenen Auges hinauf zu dem lächelnden Kinde, welches in den weichen Mutterarmen der himmlischen Jungfrau ruhte. Man konnte nichts Lieblicheres sehen, als die Gruppe, welche diese Einzelheiten bildeten — kein Wunder, daß viele fromme Wallfahrer alljährlich hier einkehrten und heiße Gebete emporschickten zum Throne Gottes oder zu dem Gnadenstuhle der gebenedeiten Mutter. Das Gnadenbild war weithin berühmt und von fernher wallten fromme Beter, und heiß war hier die Gluth ihrer Andacht und andauernd waren die heiligen Entschlüsse und Gefühle, welche sie im Herzen empfanden und gelobten. Manche gebeugte Seele ward gehoben; mancher stille Schmerz erwarb sich hier Linderung und mancher drückende Kummer erlosch in den Herzen, von den reichen himmlischen Gnadenschätzen erfüllet. Die armen Waller fanden in dem Schlosse zugleich eine freundliche Aufnahme: der Lechzende erhielt einen labenden Trunk, für den Hungernden standen sättigende Speisen bereit. Der Eigenthümer des Schlosses war ein Freund der Armen, und nach ächter deutscher Rittersitte warf er sich zum Schirmhern der Nothleidenden und der Armen auf. So wurde denn der Berg, auf dem die Burg sich erhob, bald ein Sammelplatz vieler Frommen und Armen, und der Berg war nicht nur seinem Aeußern nach die Krone seiner Umgebung, sondern der fromme christliche Sinn seiner Bewohner machte ihn zum leuchtenden Gestirn in der Nacht und Traurigkeit der Armuth und verborgenen Noth. Am Fuße des Gnadenbildes fand Trost und Hilfe, wer sich ihm mit festem Glauben und unerschütterlicher Zuversicht nahte.

Eines Morgens schien die Sonne lieblicher denn sonst. Ihre goldenen Strahlen warfen einen blendenden Schein, einen überraschenden Glanz auf die Zinnen der Burg. Lauter erscholl das Concert der Vögel und sanfter murmelten die klaren Wellen des Bächleins — sie klangen wie zarte Seufzer hinauf zum Schlosse. Das Schloß war mit einem reichen Strahlenglanze übergossen — noch mehr aber strahlte das Gnadenbild in der Nische, vom Glanze der Sonne vergoldet, und vom Gesang der Vögel wurde weit das menschliche Herz. — Da wallte vom Schlosse herab eine Jungfrau mit züchtigen niedergeschlagenen Augen, mit keuschem frommen Blicke. In

den Armen trug sie eine Harfe und ein Buch, in Leder zierlich gebunden, mit reichen Verzierungen ausgestattet und mit geschmackvollem Beschläge sinnig bedeckt. Die langen schwarzen Haare der Jungfrau wallten schüchtern herab über die Schultern und schlängelten sich leicht, wenn der Morgenwind sie neckisch ergriffen und mit ihnen tändelnd spielte. Um das Haar war ein gelbes Band geschlungen, mit edlen Steinen reich geschmückt. Das blaue Auge der Jungfrau — wunderbar contrastirend mit den schwarzen seidenen Locken — leuchtete wie ein edler Stein aus den feinen Wimpern hervor, und aus ihm sprach nur Tugend, nur Liebe, nur Sanftmuth — nur Demuth. Ein langes rosenfarbenes Kleid schlang sich um den zarten Leib, dessen nymphenartiger Wuchs kühn hervortrat aus dem wohlanschmiegenden Gewande. Eine dunklere Schürze war um die Hüfte gebunden, und der Gürtel mit dem Schlüsselbunde war um den lieblichen wohlgestalteten Leib geschlungen. Entzückend war die Weiße der Stirne und ein sanftes Roth verschönerte die runden Wangen. Man sah, daß aus dem verschleierten Gesichte eine wahre Engelsseele spreche — es konnte kein lieblicheres Frauenbild gedacht werden. Reich begabt mit körperlicher Schönheit war die Jungfrau auch ein Spiegel jeglicher Tugend.

Die Jungfrau wallte langsamen Schrittes zum Madonnenbilde, so daß sie ein Beobachter von allen Seiten ungestört betrachten konnte. Nun war sie dort angekommen. Sie setzte einen Kranz, aus Rosen, Vergißmeinnicht und weißen Lilien geschmackvoll geflochten, auf das heilige Haupt der Gottesmutter, blieb einige Zeit nachdenkend stehen und warf fromme Blicke hin zum lächelnden Jesuskinde, das in den Armen der heiligen Mutter ruhte. Man konnte bemerken, daß die Jungfrau bete; denn der Zauber der Andacht, der Bitte, der Ergebung und des Vertrauens leuchtete auf dem liebreizenden Gesichte. Das Auge funkelte, die Harfe sank zu Boden, die Hände falteten sich — nieder sank die Jungfrau auf die Kniee; das Concert des Waldes ertönte in diesem Augenblicke feierlicher und durch das Grün der Zweige zog ein geheimnißvolles Windesrauschen — wie leise Gottesstimmen hörte man's in den Gebüschen lispeln und ein wonniges Entzücken belebte auch die

sichtbare Natur. Wer hätte bei einem solchen Gruße an die Jungfrau, an die heilige Gottesmutter unbewegt bleiben können? Ach, wo die Andacht aus einem so verklärten Bilde leuchtet, da schweigen auch die tiefen Stimmen der Natur nicht!

Jetzt stund die Jungfrau auf, und sie griff langsam nach der Harfe, welche neben ihr auf dem blumenreichen Boden lag. Sie zog sich einige Schritte zurück und ließ sich auf eine nahestehende Rasenbank nieder. Kaum hatte sie sich gesetzt, so erklangen auch schon die Saiten: liebliche Töne ergossen sich in der feierlichen Morgenstille, weiche Harmonien zitterten durch die Luft, erhabene Klänge rauschten und bezauberten die reizende Umgebung und weckten heilige Gefühle; rasch schlug die Jungfrau die klingenden Saiten und ein rauschendes Feuer ergoß sich aus dem schmelzenden leicht beweglichen Gewebe der seltsamsten harmonischen Tongebilde: jetzt klang es von dem wunderthätigen Instrumente wie Engelsstimmen oder wie die zarten melancholischen Klänge der Aeolsharfe, wenn sie, angefacht vom leichten Zuge des Zephirs, wonnige tiefe Seufzer haucht und Frieden ausschüttet in das menschliche Herz; jetzt schallte es wieder wie der feierliche Ton der Cymbeln und wie der brausende Chor der Orgel — und nun? Es schwirrten sanfte Töne, so weich wie der kühle Abendwind, so feierlich wie Glockenton, so traurig wie ein Grabgesang, so herzlich wie der Schall der Flöten und Schalmeien, und fernhin tönte es:

„Sey gegrüßt, o Jungfrau rein,
Sey gegrüßt, Maria,
Mackellos wie Sonnenschein,
Sey gegrüßt, Maria!
Hilf uns in den Weltgefahren
Rein an Leib und Seel' bewahren:
Bitt für uns, Maria!" —

„Sey gegrüßt, o Mutterherz,
Sey gegrüßt, Maria!
Süßer Trost in Leid und Schmerz,
Sey gegrüßt, Maria!
Was wir klagen, was wir zagen,
Lehre uns wie du ertragen:
Bitt für uns, Maria!" —

„Sey gegrüßt, o Frau der Welt,
Sey gegrüßt, Maria!
Königin im Himmelszelt,
Sey gegrüßt, Maria!
Hilf uns ringen, hilf vollbringen,
Daß wir dir im Himmel singen:
Bitt für uns, Maria!" —

„Bitt für uns, Maria!" hallte es aus den nahen Bäumen zurück — und stille ward es. Man hörte nur noch ein leises Flistern aus den Zweigen, das sich mit den Klängen der Harfe und mit dem glockenhellen Gesang vermischte und leise dahin rauschte durch den jugendlich prangenden Hain. „Bitt für uns, Maria!" gab der Forst noch einmal in sanftem Echo zurück und eine heilige Stille herrschte in dem weiten feierlichen Raum: die himmlischen Harmonien waren verklungen. —

In der Nähe aber stand ein herrlicher Jüngling, von dem heiligen Gesang begeistert, von dem Anblick der entzückenden Schönheit und Anmuth der Jungfrau hingerissen. Er war nicht bemerkt worden, denn er hatte sich während des heiligen Gesanges nur einmal hinter dem schützenden Gebüsche hervorgewagt und hatte die Jungfrau mit schüchternen Blicken betrachtet. „Bitt für uns, Maria!" erklang es auch in seiner Brust und ein heiliges gottbegeistertes Gebet entströmte seinem vollen Herzen. Er bedeckte schüchtern die trunkenen Augen und wußte nicht, wie ihm geschah: er fühlte sich fest von der Hand der frommen Jungfrau umfaßt und umschlungen und konnte lange den Platz nicht lassen, auf welchem er wie eingewurzelt stund. Immer wiederholte er den himmlischen Gruß, und mit dem Gruße verband sich das zauberische Bild der Jungfrau. Der Jüngling träumte am hellen Tage: jetzt zitterte er, jetzt fühlte er ein unnennbares Feuer durch seine Pulse fahren; jetzt verdunkelte sich der Schein seines Auges und er griff leise mit der Hand dahin, um eine stille Thräne zu trocknen; jetzt leuchtete sein Blick und Alles beugte sich vor ihm mit verklärendem Blicke, der Jungfrau huldigend. Er blickte auf das Gnadenbild: es lächelte ihm zu, und „Ave, Ave!" klang es in seinem Herzen.

Er schaute in das Grün der Bäume und sie redeten nur von Liebe; er hörte auf das Säuseln des Morgenwindes und seine Stimmen plauderten nur von Liebe; er vernahm das Plätschern des Waldbaches — die gleichen Worte hallten an sein Ohr. Noch stund der Jüngling da und blickte hin nach der Rasenbank, wo die reizende Jungfrau so schön sang zum Preise der Gottesmutter, und wieder lebte ein Gefühl in ihm auf, das er bisher nicht gekannt hatte; er fühlte zum erstenmal in seinem Leben Etwas in sich aufflammen, das man Liebe nennt. Und in einem so erhabenen Moment mußte dies Gefühl in ihm erwachen! In einem so feierlichen Augenblicke sollte in ihm der Impuls der Liebe sich regen, wo die ganze Natur in den himmlischen Gruß an die heilige Jungfrau einstimmte, wo tausend Stimmen wach wurden, tausend Stimmen mitklangen! — Der Jüngling wußte nicht, welches Feuer in seinem Herzen erwachte; er konnte sich über die Entstehung dieses so seltsamen und entzückenden Gefühles durchaus keine Rechenschaft ablegen; er konnte sich den Zauber nicht erklären, von dem er gefesselt ward; er wußte nichts Bestimmtes von der geheimen Kraft, welche ungeahnt auf empfindsame Herzen wirkt. Er folgte dem Zuge seines edlen reinen Herzens — und er war glücklich und unglücklich: denn das geheimnißvolle Wesen, das ihn fesselte, war verschwunden und er wußte die eilenden Füße nicht zu erreichen; er wußte nicht, wohin das theure Bild gekommen. So stund er also da, das Herz von heißer Sehnsucht gequält, von bangen Erwartungen erfüllt. Er konnte es sich durchaus nicht erklären, wie ein einziger Augenblick eine so gewaltige Veränderung in dem Menschen hervorbringen könne. Da sticht es in dem Herzen, da zuckt es durch die Brust, da schlägt es feurig in den Adern, da blitzen die Augen, da heben sich die Pulse: und das geschah in dem schuldlosen Jüngling — er wußte nicht recht warum? Der Anblick der Jungfrau und der bezaubernde Gesang hatten ihn der Erde entrückt. Er schwebte in andern geistigen Kreisen und die ganze Feier der Scene drückte sich so tief in seiner Seele ein, daß er von ihr fortwährend beherrscht wurde. Ein Augenblick — und dieser eine Augenblick hat das ganze Lebensschicksal eines Jünglings entschieden: sein Herz, schon lange der göttlichen Liebe dienst-

bar und geöffnet, war nun auch der irdischen Liebe zugänglich. Er liebte! — er liebte, ohne daß er es wußte. Aber wen liebte er? Er konnte es nicht sagen. Wem galt das Feuer seiner erhabenen Gefühle? War es keine Täuschung, die ihm begegnete? War es kein Zauber, der ihn fesselte? — Solche Fragen stellte er an sich, und auf keine derselben hatte er eine bestimmte Antwort. Endlich erwachte er aus seinem Traume: er lebte wieder in der Wirklichkeit. Schnell warf er sich auf sein Roß, und als er seine muntern Gefährten wieder erreichte, stund die Sonne bereits hoch am Mittag. Aber die Erscheinung vertraute er Niemanden und suchte seine Verwirrung zu verbergen. —

Wer war denn der Jüngling, der, in das ehrfurchtsvolle Beschauen der frommen Jungfrau vertieft, in dem Forst beim Gnadenbilde so bezaubert wurde? Wer ist der Jüngling, der gefesselt ward von dem Liebreize der Jungfrau? Es ist der junge Graf Gerold, der tapfere Held von Helfenstein. Er fürchtete sich vor keinem Kampfe, er scheute bisher kein Abenteuer — und nun wird sein Herz durch den Anblick einer schönen frommen Jungfrau gefangen, nun wird seine ungestüme Kraft allein durch die Tugend eines christlichen Weibes gebrochen! O erniedrigen wir seine Empfindungen nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! —

Gerold wurde auf der Jagd wie durch einen Zufall von seinen Gefährten getrennt. Ein großer Hirsch erhob sich vor ihm aus einem dichten Gebüsch und rannte in eiliger Hast davon, die biegsamen Zweige mit den starken Geweihen mächtig aus einander schlagend. Gerold eilte ihm nach auf seinem gewandten Renner, immer den tödtlichen Speer nahe auf dem Rücken des edlen Wildes und doch nie sicher genug, den vernichtenden Streich zu führen. Er ward hitzig und folgte dem Thiere nach bis in die fernsten Gebiete des Jagdreviers — umsonst, er konnte den Hirsch nicht erreichen; der hastigen Eile des edlen Thieres war die Schnelligkeit seines Pferdes nicht gewachsen. So ging es eine Stunde kreuz und quer durch den dichten Forst, bergauf und bergab, durch Thäler und über Gräben, über Anhöhen und Ebenen: das Wild war dem Jäger voran. Da stellte sich dem Renner ein undurchdringliches Dickicht in den Weg und die Verfolgung des

flüchtigen Thieres war unmöglich. Gerold ritt nun langsam und bedächtig durch den lichteren Forst und vernahm endlich den himmlisch schönen Gesang. Er sah die Jungfrau vor dem Gnadenbilde und ein geheimer Zauber hielt ihn gefesselt; lange stand er da und wußte sich nicht zu helfen — vertieft in den Anblick der idealen Erscheinung.

Als er erwachte, ritt er schnell vorwärts — er nahm sein Hüfthorn hervor und stieß schrille Töne in dasselbe, denen auch bald aus der Ferne eine Antwort erfolgte. Er ließ sein Horn noch einmal erschallen und ganz nahe vernahm er die rufende Antwort; wenige Augenblicke nachher stand er bei seinen Gefährten, aber sein Geheimniß verrieth er ihnen nicht: er schloß es ein in die tobende Brust. Er konnte sich von der räthselhaften Erscheinung nicht mehr trennen.

Der Morgen des andern Tages graute; wieder ging es hinauf in die Gebirge zur fröhlichen Jagd. Er wollte sich überzeugen, ob er recht gesehen und gehört hatte oder ob seine Erscheinung nicht eine bloße Täuschung gewesen sey. Er trennte sich daher bald von seinen Gefährten und fand den Ort wieder, wo er gestern gestanden war, und wo so seltsame Gefühle in seinem Herzen wach wurden. Er hatte recht gesehen: die Jungfrau kam und sang zu Ehren der gebenedeiten Gnadenmutter. Da zitterten seine Glieder, da tobte es in seinem Herzen — feuriger schlugen seine Adern und ein wonniges Gefühl durchzuckte seine Seele. „Bitt für uns, Maria!" tönte es von den Lippen der Jungfrau, und „Bitt für uns, Maria!" schallte es antwortend aus dem dichten dunkeln Gebüsche — der Jüngling war verschwunden. So sehr auch die Jungfrau ihre schüchternen Blicke umherschweifen ließ: sie konnte kein menschliches Wesen entdecken; eilig kam sie in das Schloß zurück! —

*

Es ist eine feierliche stille Nacht. Hellleuchtend flimmern die Sterne am Himmel und der Mond glänzt in falbem Schein herab auf die ruhenden geschlossenen Blumen. Alles ist ruhig in den Feldern und Auen; nur die plätschernden Wasser wälzen sich fort durch das Wiesenthal — sie allein unterbrechen durch ihr nie ruhendes Gemurmel

die öde Waldnacht. Die Gewässer allein kennen nicht die wohlthätige Ruhe des Schlafes.

Auf der Burg Montfort liegt Alles im tiefen Schlafe, nur der Wächter auf dem Thurme schaut hinaus in die feierliche Nacht. Die tiefste Ruhe herrscht auch bei ihm; denn die große Sanduhr neben seiner Seite macht kein Geräusch, und er gehorcht der Pflicht, wenn er in sein ehernes Horn bläst und den Bewohnern die Stunde der Nacht verkündet. Der Schrei einer Eule oder einer Dohle, aufgeschreckt durch den Schall des Hornes, bricht sich durch die Stille, verschwindet aber sogleich wieder, da das störende Geräusch aufgehört hat. Die zottigen Jagdhunde ruhen mit ausgestreckten Füßen im untern Theile des Schlosses. Das Gesinde liegt in den Armen des Schlafes: nur ein Herz schlägt bang und ist beklommen; es möchte brechen vor heißer Sehnsucht und das Herz darf nicht sprechen — traut es sich ja nicht einmal offen aufzublicken zu dem Gegenstande der stillen Liebe. Gerold schaut hinauf zu den Sternen; er lehnt am Fenster und läßt sein Auge weithin schweifen zu den Gebirgen, die nun im dunklen Schleier der Nacht ausgebreitet liegen und dem jungen Tag entgegenschlummern. Er klagt seine Sehnsucht den freundlichen Sternlein, die hold und zufrieden zu ihm herniederschauen. Er bestellt Grüße an die räthselhafte Jungfrau, die er liebt ohne sie zu kennen, der sein ganzes Herz gehört, ohne daß er weiß, ob sie sein Herz auch nur begehrt. Er kann nicht schlafen. Er wirft sich aufs Lager hin: es ist ihm unbehaglich; er windet sich hin und her: er blickt hinaus, aber da wird der Schmerz noch größer. Welch' ein schneidender Contrast zwischen der Unruhe seines Herzens und der feierlichen Stille der Nacht! —

Auch droben im Gebirge ist eine Jungfrau unruhig in dieser feierlichen Nacht. „Ave Maria! bitt für uns!“ klingt es noch in ihrem Herzen fort. Eine unbekannte Stimme hat auf ihren Gesang geantwortet und mit welcher Anmuth! — Sie wollte ihn aufsuchen den Jüngling, der sie still belauscht hatte beim feierlichen heimlichen Ergusse ihrer heiligen Gefühle und Empfindungen, ihrer großen Liebe zur Gottesmutter. Und so weit auch ihr Auge schweifte, so vorsichtig sie auch den forschenden Blick nach allen Richtungen kreuzen ließ: sie

fand ihn nicht und eine unerklärbare Ahnung nahm Raum in dem harmlosen Herzen, das so rein ist als das sprudelnde Wasser der Gebirgsbäche und der einsam irrenden Waldströme, die über Kieselsand und leichtes abgerundetes Gestein munter dahinrollen. In der Verwirrung schreitet auch sie in den Erker, blickt durch's hohe Fenster auf die Sterne und dann wieder hinab auf die schlummernden Pflanzen, auf die leicht ruhenden Blumen, die sie morgen der Madonna weihen will. Was schlägt denn das Herz so bang? Was macht denn ihren Athem erbeben? Warum zittert die Brust und warum rinnt das Blut in fieberhafter Regung durch die jugendlichen Adern? Warum weint das Auge? Warum klagt der Mund? Ein Etwas ist's — sie kann es nicht erklären! Sie weiß nur, daß die Brust heiß schlägt, von bangen Ahnungen befangen.

Sie wirft sich hin auf die weichen Kissen, und — welch' ein Glück! — sie liegt in den Armen eines sanften Schlafes. Es schließen sich die schönen schwarzen Augen. Ein holdes Lächeln spielt um ihren feinen Mund, die Wange glüht, das Herz pocht laut. Warum?

Ein Traumbild beschäftigt ihre schöne Seele. Sie liegt im dunkeln Grase inmitten halbversunkener Hallen. Die Ruhe der Umgebung wird nur durch den Gesang einer Nachtigall unterbrochen, die melancholisch aus der liederreichen Brust flötet; und ihre Lieder klingen ihr wie Töne sanfter stiller Klage. Sie setzt sich aufrecht hin und läßt das müde Köpfchen niedersinken auf die flache weiße Hand. Traurig blickt ihr sanftes Auge: eine tiefe Wehmuth bewegt den Busen; sie seufzt und ringt nach Worten. Ein stiller Schmerz preßt ihr das Herz. Ueberall, wohin sie schaut, selbst in der lieblichen Stimme der Natur, kommt ihr nur die Klage eines armen Herzens entgegen. Da will sie weinen; schon fließen Thränen aus den hellen Augen und fallen nieder in das dunkle Gras, schon glänzen Thränenperlen auf den jugendlich rothen Wangen: da sieht sie einen Jüngling auf sie niederwallen, in rauhes Stahlgewand gekleidet. Erschrocken sinkt sie nieder auf die feuchte Erde, hin in's dunkle Gras, und sie verhüllt die Augen sich: es ist das Bild, das ihren Schmerz nun stillt. Leise zittern ihre Glieder, ein sehnendes Verlangen er-

füllet ihre Seele; allein sie ist festgebannt — sie kann nicht von der Stelle. Die Schönheit und der Glanz des Jünglings bezaubern das freudetrunkene Herz: es liebt den schönen Jüngling — sie ist sein auf ewig. Die Nachtigall flötet Lieder der Liebe; sie ist ganz Liebe, ganz Empfindung, und in dem Freudentaumel eilt sie hin, nunmehr befreit aus den Fesseln unfreiwilliger Lähmung, zum theuren Gnadenbilde und betet heiß und innig. Sie fällt hin auf die weichen Kniee und ruft um Schutz für sich und die geliebte Seele. Und die Gnadenmutter scheint zu lächeln über die fromme Einfalt der gutgemeinten Bitte. Nun eilt sie weg, die schöne christlich fromme Jungfrau, zurück in's Schloß — allein es steht der geharnischte Jüngling vor ihr, mit dem Schwert umgürtet und mit dem geöffneten Visir — und verlangt Liebe, will treue Liebe von ihr. Sie schwört ihm Liebe, sie verspricht ihm Treue, und — die Jungfrau ist erwacht.

So brachten zwei junge edle Seelen die heitere Sommernacht zu. Die gleichen Gefühle beseelten und erfüllten Beide — und Keines wußte um das Andere. Ihre Gefühle waren kein Traum. —

*

Der Morgen ist erwacht. Ein leichter Nebel liegt auf Flur und Hain. Heiß fallen die Strahlen auf die mütterliche Erde und eine wahre Glühhitze verbreitet sich ringsum. Der Wald ist, wie gewohnt, von dem Gesang der Vögel belebt. Die Morgenluft ladet fröhliche Lustwandler ein, hinaus in's Freie zu gehen.

Sophia — so heißt die reizende Jungfrau — hängt sich ihr Körbchen um und eilt schnellen Schrittes den Abhang des Berges hinab. In dem Körbchen trägt sie eine Flasche stärkenden Wein und ein Laibchen nährendes Brod und die Ueberbleibsel des gestrigen Mahles; auch ihr Frühstück hat sie darin verwahrt, da ihre Gefühle es nicht gestatten, sich gütlich zu thun. Sie liebt nicht Speis noch Trank. Allein dahin geht ihr Verlangen, den Jüngling ihres Traumes zu sehen. Sie will nicht ruhen bis sie athmet in seiner zauberisch lieblichen Umgebung. Ihm gehört ihr Herz und sein eigen soll es ewig bleiben.

Und so wandelt sie denn hinab den engen Pfad bis zum Fuße des Berges durch die schattigen Hallen, ge-

bildet von den überragenden Aesten der hohen Tannen und Buchen, und eine angenehme Kühlung macht den Morgengang zur wahren Lust.

Sophia kommt in's Thal. Ein Bächlein rauscht daher mit emsig plätschernden Wellen und windet sich, kosend mit den umherstehenden Blumen, in vollem Feuer der Natur hinab zu dem riesigen Geliebten, dem wilden Waldstrome, um Eins zu seyn mit ihm. Ueber's Bächlein aber führt ein Steg, wo gerade eine Vertiefung den hastigen Lauf des Bächleins hindert und sich die Fluthen leichtlich ebnen zum klaren Spiegel, als wollten sie ruhen und rasten und Kräfte sammeln zum freudigen lieblichen Marsch. Und zwei Fischlein jagen einander neckend nach, als wollten sie sich liebkosen. Sophia sieht's, und sie bleibt sinnend stehen und setzt sich nieder auf den Steg. Und wie sie lange in das Wasser schaut, erblickt sie auch hier das reizende Bild des Jünglings, der ihr im Traum erschien. — So schaut die Jungfrau lange in die Fluth und starrt hinab zum heitern Bilde. Da schwimmt ein Blumenstrauß herab von Rosen und Vergißmeinnicht, auf dem Wasserspiegel in leichten Kreisen sich bewegend, als wollte er hier feierliche Ruhe halten. Und Sophia sieht den Strauß — sie hebt ihn auf mit flinker behutsamer Hand und drückt ihn fest an's Herz. Und wie sie fest an's Herz ihn drückt und bange wird, da blinkt ihr in's Auge, vom hellen Glanze verkläret, „A v e S o p h i a!" — Und vor Schrecken läßt sie den Kranz in's Bächlein fallen: die Wellen fassen schnell den theuren Raub und führen die Beute flink von dannen; Sophia blickt ihm traurig nach. Eine Thräne starrt in ihrem Auge. Allein was hilft der Schmerz?

Sophia stehet auf. Sie nimmt das Körblein an den Arm und wandelt traulich weiter. Und zu der Hütte eines armen Mannes kommt die fromme Jungfrau und tritt ein in das finstere Gemach des Elends und des Jammers. Die Mutter liegt im Bette, verzehrt von heftigen Schmerzen, und vier halbnackte Würmlein liegen um sie her, mit heiser Stimme nach Brod schreiend. Sie weinen laut, sie bitten, flehen — die Mutter kann das harte Lager nicht verlassen; das Fieber fesselt sie an's Bett. Der Vater ist schon lange fort und schaffet Brod, wenn ein barmherziger Mensch die arbeitsame rüstige Hand zum flinken

Dienste nicht verschmäht. Es sind arme Leute, die oft statt Brod nur Thränen haben und Gebet. In diese Hütte des Elends tritt die Jungfrau ein: sie öffnet ihren Korb, sie reicht der Mutter einen vollen Becher stärkenden Wein; dann greift sie zum starken Messer, das auf dem Tische liegt uud schneidet Brod in Stücke für die armen Kinder. Wie sie die Händlein strecken! Wie sie schmeckt, die fromme Gabe! Wie warm die Kinder danken! Wie froh sie dem helfenden Engel in's schöne Auge sehen! Und die Mutter weint. Es ist der Dank, der heiß ihr Herz erfüllt. Und von der Thränenfluth fällt eine Perle auf Sophia's Hand. Da kommt das älteste Kind der armen Frau und küßt die Thräne von der weißen weichen Hand. O heilige Unschuld in der armen Hütte! Gestärkt ist nun die Mutter, gesättigt sind die Kinder. Da steht Sophia auf und eilt davon und wünscht der Leidenden die himmlische Gabe der Geduld. O welch' ein Trost kam in das Herz der tiefbetrübten Mutter!

Sophia hat die elende Hütte, die Wohnung der Noth und des Elendes, verlassen und eilt dem Schlosse zu. Sie kommt zum Steg und gedenkt der seltenen Gabe, welche das Bächlein ihr gebracht. Sie bückt sich freundlich nieder und ruhet aus. Und wieder erblickt sie das liebliche Bild auf dem klaren Spiegel. Vernichtet sitzt sie da und stützt den runden Kopf auf die weiche weiße Hand und schaut nur auf das Bild und auf das Wasser, ob es nicht wieder eine Gabe bringe. Sie wartet lang vergebens; kein Blumenstrauß wogt leicht daher, nur muntere Fischlein spielen auf dem lichtgetränkten sandigen Grund und freuen sich des frohen Lebens.

Da ruft's aus dem Gebüsch: „Ave Sophia!" — ein Wort, und spurlos ist der weite Raum; kein Ast bewegt sich mehr. Die Vögel schweigen still und lassen müde die Flügel sinken.

„Es ist kein Traum!" So ruft die Jungfrau traurig aus, und schmerzerfüllt kommt sie zurück auf's Schloß. —

*

Und Sonntag ist's. Frisch ist der junge Morgen aufgewacht und lacht herein in's Schlafgemach der Jungfrau, die, auf den Knien liegend, dem Schöpfer dankt für die gute freundliche Wohlthat des sanften Schlafes.

Ihr Herz ist ruhig; in der Brust kämpft nicht mehr ein verzehrend Feuer. Sie betet heiß und innig, den Blick auf's heilige Kreuz gewandt. Die Tauben girren unterdeß am Erkerfenster und die Schwälbchen zwitschern laut den Morgengruß. Die Vögelein alle sind erwacht und jubelnd singt die Brust. Es ist ja Sonntag. Und als Sophia die muntern Thierlein sieht, da lächelt auch sie aus voller Lust und freut sich mit; sie hat ihn ja im Traum gesehen, den sie so herzlich liebt. Was will sie heute mehr? Sie blickt zum Himmel auf: er ist so rein. Ist denn ihr Herz nicht rein? Und soll sie sich nicht freuen? Das Blau des weiten Himmels entzückt ihr Herz, und freudig hebt sie die Arme auf und nimmt das zarte Ringeltäubchen auf die Hand und kost und liebt es. Und wie es traulich ihr in's Auge schaut! Wie sanft sie es streuchelt und wie fein sie säubert das weiße Federkleid! Und wohin sie das schöne Auge schweifen läßt, überall spricht Freude, Lust und Wonne.

Sonntag ist's. Hell klingen die feierlichen Töne der Kirchenglocken herauf aus dem Thal, um einzuladen die Gläubigen aus Nah und Fern zur Feier des erhabenen Opfers auf Golgatha, dargebracht am Fuße des Kreuzes. Und sanft spielen dazu die Glocken der weidenden Lämmer im Gebirge, und mit dem erhabenen Glockenklang vermischt sich das ernste Concert der blühenden Natur. Zum Schlosse herein dringt der einladende Schall, auf daß auch sie da oben eilen zum Gebet, zum Genuß des heiligen Leibes. Und es besteigt der Graf sein ritterliches Pferd und sammelt die Seinen um sich, um hinabzugehen in das Haus des Herrn. Schon ladet der Orgel sanft rauschender Ton ein zum Mahle des Herrn; schon steht der Zeiger auf der Stunde, in welcher die Feier des göttlichen Opfers beginnt. Es eilen Alle hinab den schmalen Pfad; sie verdoppeln ihre Schritte, um zur rechten Zeit bereit zu seyn. Und das letzte Zeichen erschallt; mächtig jubeln die ehernen Stimmen zusammen zur erschütternden Harmonie, und die Gläubigen eilen fort aus dem väterlichen Hause und verlassen den rauchenden Herd, um in's Gotteshaus zu kommen zur rechten Zeit. Der Priester steht auf vom Altar und betend zeigt er den Leib des Herrn in hocherhobener Hand dem Volk, das sich fromm bekreuzt und niedersinkt in den Staub.

Und mächtig hört das gläubige Volk das Wort vom Kreuz und eilt nachher von dannen.

Und unter der Zahl der Betenden ist eine Jungfrau. Sie blickt empor zum ewigen Throne und betet lang und innig, und in das warme Gebet flechtet sie heiße Thränen. Voll von heiliger Liebe zum Kreuze ist ihr Herz erfüllt. Demüthig liegt sie zu seinen Füßen und windet es in die treuen Arme, und sie läßt nicht ab vom Kreuz, wenn auch Tausende das Kreuz verlästern und verfluchen. — Es gibt kein Heil auf Erden, nur im Kreuz allein! Und vom Kreuze wendet sich die Jungfrau zum himmlischen Gnadenbilde, und hier wird die Gluth ihrer Andacht Begeisterung — sie kniet vor dem Vorbilde ächter Weiblichkeit, Zucht und Sitte. Was ist das für eine Jungfrau, die nicht flieht unter die Flügel der heiligen Gottesmutter? Der Mutter längst beraubt, hat Sophia keine Mutter, als allein Maria. Und diese Mutter ist ihr nah — sie fühlt es wohl in ihrem Herzen!

*

Der Abend naht heran. Sophia ergreift wieder die Harfe und wandelt fort zum Gnadenbilde. Vom Thale herauf ertönt die Vesperglocke. Eine schwüle Hitze liegt auf der Landschaft ausgebreitet. Sie wandelt dahin durch den Schatten dichtbelaubter Bäume und trägt ein Kränzlein in der weichen Hand. Und wie sie angekommen ist, so bekränzt sie das heilige Haupt der Gottesmutter, sinkt nieder auf die Kniee, und sie will sich nicht mehr vom Gebet erheben: sie kniet wie angefesselt hier. Sie vergräbt das Angesicht in die weißen Hände: die Thränen fließen ihr aus den Augen. Ein mächtiges Liebesahnen zieht ihr durch den Busen, und sie will ihr Leiden der heiligen Jungfrau klagen: sie weiß, daß sie die stillen Bitten gern erhört. Sie will entsagen: sie kann es nicht. Sie will vergessen: sie kann es nicht.

Und während der Kampf in ihrer Brust am heißesten tobt, und die Thränen hervorbrechen aus dem blauen Auge; während sie mit innigstem Seufzer zur lieben Gottesmutter redet, greift sie zur getreuen Laute und wirft sich nieder auf die Rasenbank — das Auge von Wehmuth getrübet. Es ertönt die Harmonie. Inniger sind die Töne nie aus den Saiten ihres wunderthätigen Instrumentes geflossen; sie ahmt ganz die erhabene Schutz-

patronin der heiligen Musik nach: ihr ganzes religiöses christlich liebendes Herz liegt in dem milden sanften Klang der Töne, die den goldenen Saiten entströmen. Eine himmlische Versöhnung spricht aus den verklingenden Harmonien; sie will jedes Leid aushauchen, die Fürsprache der Gottesmutter sollte sich in ihr schon in diesem Augenblicke erfüllen. Sie ist wieder bereit zum Entsagen; sie will ihre Leidenschaft vergessen — aber ihre Liebe wird wieder plötzlich heftiger und kalt rieselt es ihr den Rücken hinauf. Fast entsinkt ihrer Hand die Harfe; sie läßt die Finger sinken, und ihre Wangen sind leicht geröthet. Sie kämpft heftig und im fieberhaften Taumel der Sinne dringt ein Strahl göttlicher Gnade in ihr Herz und rasch fallen ihre zarten Finger in die glockenreinen Saiten und beginnen sie mächtig zu schlagen:

„Unter Freuden, unter Thränen
Geht nach dir mein ew'ges Sehnen,
Geht mein heißes Kinderfleh'n:
Sieh, Maria, hier mich knieen,
Laß mich an dein Herze fliehen,
Laß dein mildes Antlitz seh'n.
Ave, Ave Maria!" —

„Ave, Ave Maria!" antwortet der Hain zurück, und die Töne verhallen noch in der Luft, als sie das liebliche „Ave" noch einmal mit engelweicher schmelzender Stimme wiederholt.

„Ave, Ave Sophia!" So ruft eine Stimme aus dem Gebüsche, und schnell stürzt Gerold hervor und fliegt hin zu ihren Füßen. Sie fällt in eine Ohnmacht; die Ueberraschung beraubt sie ihres Bewußtseyns. Er war der Jüngling, den sie im Traume gesehen, und kein Anderer; das war seine Stimme, das sein Auge und seine gewölbte Stirne, das sein glänzendes Lockenhaar und der blanke Schmuck der Waffen. Sie wollte vor Wonne niedersinken, aber sie lag in den Armen des wackern Jünglings, der sie fest an sein Herz drückte und mit den Blicken der glücklichsten und freudigsten Ueberraschung ansah. Wie schlugen die Herzen an einander! Wie wonniglich zitterte die Brust! Gerold fühlte seine Arme krampfhaft zittern; aber nur um so fester umschlang er die theure Last. Sein feuriges Auge ward thränenfeucht und sein Herz wollte ihm zerspringen.

Endlich, endlich! — Sophia öffnete die Augen und sah sich in den geschlossenen Armen des Jünglings. Sie wollte sich schüchtern loswinden; es fehlte ihr an Kraft. — So sahen sich denn die edlen Seelen eine Zeit lang in stummem Stillschweigen an und konnten sich nicht fassen vor Freude und Wonne. Die Macht der Liebe beraubte sie der Sprache. Gerold preßte die sittsame Jungfrau nur um so heißer in seine Arme und schloß sie an sein Herz, und Thränen stürzten aus seinen Augen — und seine Thränen floßen nieder auf das schöne Angesicht Sophia's und vermischten sich mit den Zähren, die ihren schönen blauen Augen entströmten. Die Lippen berührten sich — ein Hauch, so süß wie Balsam, athmeten die Beiden in der glücklichsten Stunde ihres Lebens.

„Ein Jahr, und ich komme wieder: ich bringe dir den Vater, die Mutter und den Gatten, wenn Gott es will! Leb wohl, Sophia, sey froh, gedenke mein, denn treue Lieb' hat keine Schranken!"

So sprach Ritter Gerold und drückte die Jungfrau noch einmal an sein entzücktes Herz. Er war im Gebüsche verschwunden. —

Vierzehntes Capitel.

Reiseerfahrungen.

„Gehab' dich wohl lieb' Röselein,
Hab' Dank für deinen Kuß!
Weil ich nun wieder Sturmwind seyn
Und Eichen fällen muß.
Mir läßt der Streit
Zur Lieb' nicht Zeit,
Muß reiten, muß reiten!

O. v. Redwitz.

„Wache ich oder träume ich? Bin ich verzaubert oder des Bewußtseyns beraubt? Welch' seltsame Erscheinung habe ich denn erlebt? Wohin floh der Jüngling? Ach, es ist kein Traum! Ich habe meinen Liebling gesehen, ich fühlt ihn in meinen Armen. O wie hat sich mein Traum so wunderbar erfüllt! Das waren seine Augen, seine kastanienbraunen Locken, sein blankes Stahlgewand und seine ehernen Waffen.

So sah er aus im Traum, und es war keine Täuschung!"

So sprach Sophia, als sie wieder zur vollen Stärke ihres Bewußtseyns gekommen war und nun reiflich über die überraschende Scene nachdachte, die sie in so kurzer Zeit auf die herzlichste Weise erlebt hatte.

„Und was sehe ich denn hier? Ach, einen allerliebsten Trauring an meinem Finger! Wie schön er ist! Ganz vom reinsten Gold mit Brillanten besetzt! Ob er mir aber auch treu bleibt? O was kann ich fragen? Hat ihn mir denn der Himmel nicht geschickt? Aber ich will diesen Ring heilig halten und die Treue gegen meinen theuren Freund nie und nimmer brechen!"

Sie zog den Ring von ihrem Finger und besah ihn mit heimlicher Freude von allen Seiten.

„Und was steht denn hier," rief sie voll Verwunderung aus. „Ach, sein Name. Es ist ein Ritter, ein Graf von Helfenstein — es ist Gerold, von dessen Thatenruhm so viel im deutschen Reiche gesprochen wird — einer der tapfersten aller Ritter! O Gott erhalte ihn!" —

Und hiemit wollte sie geschwind aufstehen und in das Schloß eilen. Aber indem sie sich erhob, fiel ein kleines sorgfältig zusammengelegtes Brieflein herab in die blumenreichen Beete, auf welchem die letzten Worte standen, welche Gerold der Jungfrau gesagt hatte. Und Sophia war nun vollkommen von der wirklichen Existenz des edlen Jünglings überzeugt.

Gerold aber gab seinem Renner gewaltig die Sporen, um zu seinen Vettern, zu Dagobert und Alexis zu kommen. Er hätte zwar nicht so eilen dürfen, denn seine Vettern waren nicht weiter gekommen als bis nach Meran, wo sie bei dem Herzog auf einige Tage zusprachen. Und da wiederholten sich die Scenen, welche bei allen Besuchen der Ritter in damaliger Zeit in Schwung waren: köstliche Mahlzeiten, Trinkgelage, Bälle, Uebungen in der Fecht- und Reitkunst und Vergnügungen auf der Jagd. Und doch war Gerold schon einen Tag zu spät angekommen, denn er wollte die Ufer des Bodensees nicht verlassen ohne der sittsamen Jungfrau bekannt zu werden, deren Gesang und Tugend ihn so sehr bezauberten.

Alexis ward ungemein aufgebracht, als er sich in der Weiterreise so unangenehm unterbrochen sah, und wenn Gerold nur einen Tag später angekommen wäre, so würde er allein nach Helfenstein zurück geritten seyn; aber es hörte leider Niemand auf den Aerger des Alten. Dagobert fand Gefallen an den vielen Neuigkeiten, die er auf der köstlichen Fahrt kennen lernte. Machte er schon große Augen, als er die unermeßlichen Höhen der Alpen besteigen mußte und selbst im höchsten Sommer noch eisigen Schnee erblickte, kam es ihm schon seltsam vor, wenn er einen Adler hoch oben kreisen und plötzlich in die Tiefe auf die sichere Beute sich stürzen sah, oder wenn er einem Schwarm Steinböcke oder Gemsen auf den steilen Höhen gewahr wurde, wurde es ihm ganz schwindlig, als er die ungeheure Fernsicht nach allen Richtungen genoß und er alle wichtigen Höhepunkte und bedeutenden Plätze des Tyroler- und Schweizerlandes nennen und bis ins Einzelne von den gebildeten Reisegefährten beschreiben hörte: so erstaunte er noch mehr als es bergabwärts ging und ein großer Theil des Welschlandes mit seiner üppigen Natur und seiner majestätischen Vegetation sich vor seinen Blicken ausbreitete. Und bald hätte der gute Dagobert das Schwabenland mit all' seinen Freuden vergessen. So sehr war er hingerissen von der Pracht, welche sich ihm hier zum Beschauen darbot: die fremden Trachten, die Olivenbäume, die herrlichen Lorbeeren, die gewürzigen Zitronen und die reichen Weingärten; so Etwas hatte er freilich in dem lieben Schwabenland nie gesehen. Und doch meinte er, daß es auch auf der Burg Helfenstein schon recht flott hergegangen sey. —

Gerold traf seine Verwandten bei dem Herzog von Meranien, als sie eben von der Jagd heimkehrten. Der Gruß war ein herzlicher, und selbst der Herzog hatte über die schöne Haltung des jungen Grafen sich sehr gefreut. Er sprach lange mit ihm wegen seines Vaters, den er auf dem Kreuzzuge zu Konstantinopel kennen gelernt hatte, und nicht ohne Rührung vernahm er das Vorhaben des jungen Grafen, den tapfern Vater aufzusuchen und ihn aus einer so unwürdigen Gefangenschaft und Sklaverei zu befreien. Er wünschte dem Grafen alles Glück und forderte ihn auf, ja nicht die Grenzen seines Landes zu

überschreiten, wenn er von seiner Reise zurückkomme, da er ihm ein sehr willkommener Gast seyn werde — namentlich wenn er seinen Vater, einen seiner alten Waffenbrüder, mit sich brächte.

Nicht so freundlich war Alexis; er verzog das Gesicht und zeigte eine verdrießliche Miene. Er konnte seinen Aerger nicht bemeistern.

„Aber, Herr Graf!“ fing er an, als er den Grafen ganz allein bei Seite hatte und ihn zu zanken beabsichtigte.

„Morgen geht's weiter, lieber Alexis!“ sprach der Graf begütigend und blickte dabei den braven Diener huldvoll und herablassend an, fest entschlossen, den alten Diener nicht zum Worte kommen zu lassen.

„Aber —“ wollte Alexis wieder beginnen.

„Verlaßt Euch darauf — morgen Früh geht's weiter!“ fiel Gerold schnell ein und eilte vorwärts zu Dogobert und seinen Gefährten.

„Herr Graf, denkt an mein Wort: wenn's nicht geht, so reite ich zurück!“ rief Alexis dem Grafen im Zustande äußerster Aufregung nach. Und hiemit riß er sein Roß so derb am Zügel, daß es sich bäumte und fast seinen Herrn aus dem Sattel geworfen hätte. Er gab ihm die Sporen und bald war er bei seinen Reisegefährten.

„Wie wär es, liebe Vettern! wenn Ihr jetzt umkehren würdet!“ sprach am folgenden Morgen beim Frühstück Graf Gerold. „Ihr habt schon einen ordentlichen Ritt mit uns gemacht und wir haben gesehen, daß Ihr wackere Reiter seyd. Ihr werdet allzusehr von der lieben Heimath ferne gehalten, wenn Ihr uns noch bis Trient folgt. Ich bitte, kehret um!“

Diese Worte brachten einen so günstigen Eindruck auf Alexis hervor, daß er alsobald mit dem Grafen ausgesöhnt wurde und die früheren Unannehmlichkeiten vergaß. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als ihn der Graf anblickte, und diese glückliche Wendung in der Gesinnung des Alten bemerkend fuhr er fort:

„Ihr sehet, liebe Vettern, daß wir mit Eurer Begleitung vollkommen zufrieden sind. Seyd Ihr's auch zufrieden, so kehret um und laßt uns weiter reisen. Wenn wir mit dem befreiten Vater kommen, werden wir es Euch sagen lassen, daß Ihr uns in Trient abholen könnt. Wir können nicht weitere Begleitung verlangen, da Ihr

schon über drei Tage abwesend seyd und Ihr zu Hause — wie ich wohl weiß — keine weitern Befehle zurückgelassen habt. Seyd Ihr's zufrieden?"

Nach einigem Hin- und Herreden ward endlich Gerold's Vorschlag angenommen und die Vettern kehrten um.

„Ihr habt Euch wohlgehalten, Herr Graf!" flüsterte ihm Alexis in's Ohr, als er nahe bei ihm stand.

Und nach dem Frühstücke sattelte man die Pferde, und Gerold, Dagobert und Alexis zogen durch's Etschthal über Trient, Roveredo, Verona und Padua nach Venedig, um sich hier einzuschiffen.

Dagobert empfand eine köstliche Freude, daß er so in der Welt herumreisen konnte und seine Laune wurde täglich glücklicher. Er sprach mit den Welschen in seiner holperigen schwäbischen Umgangssprache, aber so frisch und ungenirt als er es zu Hause gethan haben würde, und wenn er dann die Welschen foppen konnte, daß sie's ein wenig verstanden, so hatte er den herrlichsten Genuß daran.

Allein Dagobert sah auch Alles genau an. Er wollte der Gräfin auch Etwas erzählen können, wenn er wieder glücklich nach Hause kommen würde. Dann wollte er sich in müssigen Abendstunden zu den Füßen seiner lieben Gebieterin setzen und mit ihr von den Schönheiten der Welt sprechen, und namentlich den Stolz und die Feigheit der Welschen und der Türken geißeln. Oft setzte er sich in Gedanken hin zu den Füßen der Gräfin und er sah ihr gar freundlich in die liebreichen Augen und schwatzte von den läppischen Trachten der Heiden und vom Halbmonde, vom griechischen Kaiser und seinen Lustgärten, oder gar vom Emir von Tripolis, den er in Smyrna abgebildet sah; dann plauderte er wieder von dem heiligen Grabe und von den Mönchen auf dem Berge Carmel, und dann schweifte er schnell ab und flog blitzschnell nach Tunis und schlug die Heiden daselbst allesammt zu Boden. Und so ließ er seine Gedanken umherschweifen und betrachtete viel und gründlich. Gerold fand keine Gegend so schön, als die Gegend am Bodensee, und dem alten Alexis ging Nichts über die Burg Helfenstein, über den Ritter Burkhardt und seine treue Gattin Anna. Gar kurzweilig waren manchmal die Wortwechsel, welche die drei Reisenden mit einander führten, besonders wenn

die Welschen mit geöffnetem Munde dastanden, aufmerksam zuhörten und Nichts verstanden. —

Wie gründlich aber Dagobert beobachtete, mag aus der folgenden Probe aus seinem Tagebuche hervorgehen.

*

Wir kamen am Abende des schönsten Sommertages nach Venedig. Aber wie mußten wir — namentlich Gerold und ich — staunen, als wir die große Stadt mitten im Meere, von dem Lichte der scheidenden Abendsonne erleuchtet, vor uns liegen sahen! Die Sonne tauchte ihre Strahlen in den heitern bläulichen Ocean, auf welchem wir Gondeln, muntere Spaziergänger in die stille unbewegte Tiefe hinaustragend, Linienschiffe, Nachen und die größten Kauffahrteischiffe in bunter Mischung, bald mit aufgepflanzter venetianischer Flagge, bald ohne diese auf- und niederfahren sahen. Welch' eine Mischung und welch' ein Leben! Deßhalb kann auch Venedig nur mit sich selbst verglichen werden — es ist ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Die ganze Lage der Stadt drängte zur republikanischen Verfassung hin: denn die eigenthümliche Lage Venedigs machte auch eine eigenthümliche Verfassung nöthig. Schon die Gründung Venedigs hing von Weltereignissen ab, und wer die Gründungsgeschichte dieser merkwürdigen Stadt nicht kennt, dem erscheint es völlig unerklärlich, wie die alten kühnen Republikaner sich einem so unsichern Element anvertrauen konnten. Da Venedig keinen besondern Grund und Boden zur Anpflanzung von Obst, Gemüse und andern Pflanzenarten hat, da die alten Republikaner, geizig auf das kleinste Plätzchen der Freiheit, eng zusammengedrängt waren auf zahllose unsichere sandige Inseln, da alle Lebensmittel vom Lande her bezogen werden müssen: so läßt sich leicht denken, daß man hier nicht breite Straßen finden kann und schöne Anlagen und Lustgärten. Die Straßen sind lang und man kann nur mittelst Gondeln und Nachen von einem Viertel der Stadt in das andere gelangen; dabei sind sie aber so eng, daß ein Mann mit ausgestreckten Armen leicht die beiden, die Straßen begrenzenden Häuserreihen berühren kann. Trifft man hier keine Anlagen, blühende Lustgärten, keine romantischen Spaziergänge und keine mit Bäumen bepflanzten Straßen: so hat der Venetianer den erhabensten Spaziergang, den

man sich denken kann; er setzt sich in die schwankende Gondel und treibt sie mit kräftigen Ruderschlägen vorwärts, oder er läßt sie von diensthuenden Ruderern in Bewegung setzen — und da kann er hin und her schweifen auf dem beweglichen Elemente, kann mit der flachen Hand das Meer oder die kräuselnden Wellen desselben berühren. Wie erhaben ist eine solche Fahrt am Abend unter dem dunkeln wolkenlosen Abendhimmel beim Kerzenlicht der Sterne! Wie zittern da die Lichter in der Fluth, wenn aus den Furchen, von dem Kiele der Gondel leicht geschnitten, bisweilen electrische Funken ausfahren! Wie sanft küßt der matte Sternenschein die unruhigen Wellen! Es läßt sich nichts Schöneres denken als eine Spazierfahrt am feierlichen Abend unter dem Schimmer der Gestirne im venetianischen Meere. — Und welche Riesenpaläste erheben sich aus der bläulichen Fluth! Welche Anstrengung muß es gekostet haben, bis die Pfähle, auf welchem ihr Riesenfuß ruht, nicht mehr schwankten in dem weichen Sande, vom Meeresstrudel leicht bewegt, bis die Mauern dastunden und emporragten aus dem kühlen lockern Grunde! Venedig hat sich durch Weltereignisse gehoben — Weltereignisse müssen es auch wieder zu Grunde richten. Die Bauart dieser ungeheuren Stadt gibt einen glänzenden Beweis von dem Lebensreichthum der freiheitliebenden Republikaner; von mächtigen Erinnerungen wird die Aufmerksamkeit gefesselt, wenn es auch nicht die großartigen Paläste sind, von der vornehmen reichen Aristokratie ausgeführt und den unsichern Wellen vertraut, welche ihren Fuß in das Meer tauchen und mit der Spitze weithin ragen in die Luft; oftmals schlägt die brandende Woge hinein in die hohen Thore der schönen Paläste. Die eigenthümliche Bauart der Stadt muß wesentlich dazu beitragen, daß der Charakter der Welschen hier besonders hervortritt; ein unversiegbares Leben lebt in den Bewohnern: voll Rührigkeit durchrudern sie die Lagunen oder treiben sich auf dem Marcusplatze oder auf der Riva der Slavonier umher. Da toben Mäkler, Schiffsknechte, Matrosen, Lohnschiffer, Fischer, Händler mit Lebensmitteln und der Adel unter einander — Alles in bunter enger Mischung: da berühren sich alle Lebenselemente. Es belebt nur Ein Gedanke die leicht bewegliche Menge; vom Staatsmann angefangen bis herab

zum niedrigsten Mäkler oder Schiffer — es ist der Gedanke an die Größe und den Reichthum der Republik, an das Ansehen und die Macht derselben, an die Ausbreitung des Handels und an die Hebung der Finanzen. Und der Republikaner, dem das Vaterland über Alles geht, kennt Nichts als den Ruhm des Vaterlandes. Noch ist daher die Republick nicht sehr alt; aber welcher bekannte Staat zählt so viele Jahrhunderte der Kraft und des Muthes, der Kühnheit und des Glückes! das bezeugen schon die Werke und Riesenbauten der Dandoli, Grimani, Michieli, Badoeri — der alten Stützen der berühmten Republick. Und so mußte es denn kommen, daß die berühmte Republik in unsern Tagen das größte Ansehen genießt; die venetianische Republik ist so reich, daß die Könige und Kaiser Europa's die Gläubiger ihrer haushälterischen Kaufleute wurden. Und doch bot der unsichere Grund und Boden, auf welchem sich das majestätische Venedig erhob, im Anfange nicht einmal eine sichere Rhede dar, wo die handeltreibenden Kaufleute einen sorglosen Ruhepunkt hatten finden können; die trefflichen Ankerpätze mußten erst in der Folgezeit, in dem Maße als sich der Reichthum der Republik hob, errichtet werden: und mit welcher Kraftanstrengung! Der Grund war ja von Natur aus nicht felsenfest und er mußte erst mit ungeheuren Opfern der Natur, den schäumenden Wogen abgezwungen werden. Die Republik erhob sich durch eine glückliche Verkettung günstiger Umstände und Verhältnisse. Man darf sich nicht wundern über die Großartigkeit des venetianischen Handels, besonders nach dem Morgenlande, nach den gesegneten Küsten des Mittelmeeres. Unter den Umständen, unter welchen die Republik entstand, und unter den Verhältnissen, unter welchen sie sich auf den Gipfel des Reichthums und der Macht emporschwang, mußte der Venetianer nothwendig ein Geschöpf werden, das mehr auf dem Wasser als auf dem Lande lebt und dem das Meer eine Lebensbedingung ist. Das Volk in Venedig erscheint als ein unwillkührliches, naturnothwendiges Daseyn. Da sich das Geschlecht nicht zum Spaß oder Zeitvertreib auf das unsichere Sandlager, mehrere Miglien vom festen Lande entfernt, geflüchtet hat, so war es nothwendig, daß sie sich Alle auch streng vereinten und Einer mit dem

Andern blühen oder untergehen sollte. Die Noth und das gemeinschaftliche Interesse verband sie, die Noth machte sie klug; das Wasser wurde ihr Spaziergang, ihre Straße und Wohnung; der große schlangenförmige Canal, auf dem sich die Gondeln bewegen, weicht keiner Straße der bekannten Welt — und kann dem Raum vor dem Marcusplatze Etwas an die Seite gesetzt werden? Unter den gegebenen Verhältnissen war es gar nicht anders möglich, als daß sich hier eine Herrschaft des kalten Verstandes entwickeln mußte. Da aber die kalte Herrschaft des Verstandes nie Sache eines ganzen Volkes ist, so mußten sich einzelne Herrschergeschlechter erheben, welche die Zügel des Staates in die Hand nahmen, und das Volk erkannte in ihrem Wirken die Förderung der volkswirthschaftlichen Interessen. Venedig mußte eine aristokratische Republik werden: einzelne Geschlechter mußten sich der Leitung des Staates bemächtigen, die aber an sich nicht souverain waren, sondern deren Genehmigung von der Meinung des Volkes abhängig war. Volk und Aristokratie sind Eins. Adels- und Staatsinteressen sind Eins. Alle kennen nur Ein Interesse: Venedigs Größe. Venedig hat nur Venedig hervorgebracht. Venedigs Interesse aber fand sich nicht auf dem festen Lande: das Meer war sein eigentliches Lebenselement. Die Besitzungen Venedigs auf dem festen Land lassen sich nur mit Mühe erhalten, so lange die Republik Streitkräfte genug aufstellen kann. Da Venedig keine Lebensmittel innerhalb seiner Mauern erzeugt, so mußte es darauf bedacht seyn, die umliegenden Landstriche an der Küste unter seine Dienstherrschaft zu bringen — allein es geschah mit Opfern. Der alte Heldengeist des Venetianers wurde auf dem Meere gebildet. Venedig kann nicht hinausreichen über dieses Element; sobald es dasselbe verläßt, sinkt es zu einem Nichts herab und der alte Geist des Staates wird sich wegen der Mannigfaltigkeit der Interessen verflachen. Was aber wesentlich zur Hebung der Größe, der Macht und des politischen und merkantilischen Einflusses der venetianischen Republik beitrug, das sind die Kreuzzüge, welche hier besonders ihre Kraft entfalteten. Von hier aus ging es in's Morgenland; von hier aus bestiegen die Helden die Schiffe und fuhren in's heilige Land und

alle Errungenschaften an Geist und Einsicht fanden hier eine natürliche Ablagerung. Was die ersten Kreuzzüge an geistigem Lebensreichthum entwickelten, was sie an Wissenschaft und Kunst entdeckten, was sie in Betreff der Erweiterung des Weltverkehrs anbahnten: Alles fand hier ein gelockertes Erdreich und konnte ohne Schwierigkeit Eingang finden. Welch' einen unermeßlichen Reichthum mußte hier nur allein die Uebersetzung der Wallbrüder nach Konstantinopel und andern Küstenstrichen des Mittelmeeres abwerfen! Und dabei wußten die Venetianer geschickt ihr Handelsinteresse mit der gewaltigen Bewegung zu verbinden: mit dem Geist der Religion verflochten die umsichtigen Kaufleute den speculirenden Krämergeist. Venedig gewann; es hob sich unter dem Einflusse dieser glücklichen Verhältnisse. Venedig war oft am stärksten, wenn es am schwächsten schien. Die Herrschaft des Geldes lag in seiner Hand.

*

Die drei Reisenden ließen es auch in Venedig nicht an Nachfragen fehlen, ob man Nichts von Ritter Burkhardt erfahren habe; allein alle ihre Nachforschungen blieben erfolglos. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren auf demselben der östlichen Küste von Italien entlang bis zu der Straße von Otranto. Da machte das Schiff eine Schwenkung und segelte nach den jonischen Inseln. In Corfu legte es an, und die Reisenden bestiegen ein anderes Schiff, welches an der afrikanischen Küste bedeutende Einkäufe von Korallen, Datteln, Elfenbein und andern tropischen Produkten zu machen beabsichtigte. Unsere Reisenden stiegen ein, wurden aber durch einen langanhaltenden starken Ostwind genöthigt, nach Sicilien zu fahren, besonders da das Schiff leck zu werden begann und es der Schiffsmannschaft auch an der hinlänglichen Menge frischen Wassers fehlte.

Sie blieben acht Tage an der Küste von Messina liegen, bis das Schiff wieder flott war und ohne erheblichen Schaden die hohe See bestreichen konnte. In einigen Tagen konnten sie Tunis erreichen. Die Schiffleute waren lauter gute und starke Männer, die im Nothfalle auch das Schwert führen konnten, wenn ein Piratenschiff im Anzug wäre; denn auf diese Unannehm-

lichkeit mußten sich die Reisenden an den afrikanischen Küsten stets gefaßt halten. Gerold, Dagobert und Alexis waren ja ohnehin gut bewaffnet, und wäre es zum Dreinschlagen gekommen, so würden sie ohne Zweifel nicht die Verzagten und Unmuthigen gewesen seyn — es waren ja bloß Türken, denen man ein sicheres Grab im Meere bereitete, meinte Dagobert.

Die Fahrt ging gut; ein anhaltender Nordwind trieb das Schiff schnell nach Süden und nach wenigen Tagen sollten sie der Küste ansichtig werden. Die Segel waren aufgeschwollen, und die Ruder bewegten sich in raschem Takte. Der Steuermann wußte das Schiff geschickt über die Klippen wegzugleiten, welche aus dem Meere sich erhoben und dem Schiffe gefährlich werden konnten. Heitere Scherze und Reden wechselten ab und Freude glänzte auf den Gesichtern. Nur der alte Alexis war traurig und blickte gar betrübt hinein in die bewegliche Fluth.

„Was ist Euch denn, guter Alexis!" sprach an einem freundlichen Abend der Graf zu ihm. „Mir ist, als ob Euch Etwas fehle?"

Der Alte blieb stumm und schaute den Grafen mit flehender Miene an.

Inzwischen kam Dagobert hinzu und wollte den alten Freund mit heitern Scherzen lustig machen.

„Er wird die Seekrankheit haben, denn so alte Knochen sind gar empfindlich — sie vermögen Nichts zu ertragen," sprach Dagobert.

Da lächelte Alexis und sagte freundlich: „Wenn's das nur wäre, so würde ich mir kein Haar krümmen!"

„Was sollte es denn sonst seyn?" erwiederte Dagobert. „Ihr werdet doch keine Langeweile nach dem Schwabenlande haben?"

„Auch das nicht!" seufzte Alexis.

„Nun, was soll es denn seyn?" unterbrach ihn Dagobert fragend. „Oder sagt Euch der Schiffszwieback nicht recht zu oder die stinkenden Seefische? Ihr habt doch keinen verkrüppelten Magen — er hat eine Haut so dick wie Sohlleder. Was meint Ihr denn?"

Alexis schwieg still. Nach einer Pause fuhr er indessen betrübten Tones fort: „Ich weiß gar nicht, wie sonderbar es mir zu Muthe ist und welche bange Ahnungen mich ängstigen. Wir gehen großen Gefahren entgegen

und finden den Grafen Burkhardt doch nicht. Immer ist es mir, wenn ich in's Meer schaue, als ob der Tod auf mich warte und daß ich das feste Land nicht mehr besteigen werde. Ach, ich muß sterben ohne die göttliche Wegzehrung und ohne den Beistand eines Priesters! Wir werden heiße Kämpfe bestehen müssen, macht euch darauf gefaßt! — es könnte sonst schlecht gehen. Rettet euch, wenn's möglich ist, und waget euer edles Leben nicht für mich, einen abgelebten Greisen, der des Lebens selbst müde ist und der Gott bittet, daß er seinen Diener zu sich aufnehmen möge! Sind eure Schwerter scharf?" frug Alexis rasch und stund auf.

„Das denk ich doch!" versetzte Dagobert schnell.

„Nun gut!" erwiederte Alexis. „Ihr seyd gerüstet! Meine Ahnungen sind nicht ohne Bedeutung. Nie war mein Herz so beklommen! Nie in meinem Leben war es mir so bange. Es gibt ein großes Unglück. Seht euch vor und warnt die andern Genossen!"

„Macht euch keine Sorgen, lieber Alexis!" sprach Gerold in tröstendem Tone. „Was möget Ihr Euch doch von solchen trüben Ahnungen ängstigen lassen? Es geschieht sicher Nichts: Ihr werdet glücklich auf die Burg Helfenstein kommen und mein lieber Vater auch. Das wird dann eine Freude seyn! Bis dahin lebet ohne Kummer und seyd versichert, daß wir Euch nie einen Augenblick verlassen werden, wenn es zu einem Kampfe kommen sollte. Wie möchte ich zu meiner lieben Mutter heimziehen ohne Euch? den Schmerz, den das über sie bringen würde, könnte ich nicht mit ansehen! Aber es gibt keinen Kampf — ich glaube an Eure Ahnungen nicht!"

„Gott möge es geben!" sprach Alexis, und mit diesen Worten ging er hinab in den untern Raum des Schiffes und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen. In schwermüthige Gedanken versunken saß er da und blickte nur hin und wieder hinaus in's Freie, als wollte er die Signale zum bevorstehenden Kampfe erkennen. —

„Sonderbar! ich weiß nicht wie eigen mir heute doch der Alte vorkommt!" sprach Gerold zu Dagobert, als sie beide nachdenkend auf dem Hintertheil des Schiffes angekommen waren.

„Es geht mir just auch so!" versetzte Dagobert. „Er

glaubt doch nicht an Zaubereien und ist von jeder Spur des Aberglaubens gründlich kurirt, und auf einmal gibt er sich so fatalen Befürchtungen hin. Meint er doch, er müsse sterben und werde nicht mehr in's liebe Schwabenland kommen!"

„Und dabei ist es ihm furchtbar ernst; ich meine, man könnte ihn ordentlich kränken, wenn man jetzt einen Bekehrungsversuch bei ihm anwenden wollte; man käme völlig zur Unzeit," sagte Gerold.

„Es ist am besten, wir lassen ihn gehen," sprach Dagobert hierauf. „Es ist nichts anderes als eine Aufreizung des Geblütes durch die Seereise, und es wird bald anders mit ihm werden."

„Meinst Du wirklich?" fragte Gerold in überraschendem Tone.

„Was sollte es weiter seyn?" sprach Dagobert. „Das Alter hat seine Gebrechlichkeiten: sie kommen mit dem Tag und verschwinden mit dem Abend. Ich denke, morgen spricht er ganz anders."

„Aber hast Du denn nicht bemerkt," ergänzte Gerold, „wie er seit unserer Abreise von Venedig mit jedem Tage ernster wurde?"

„Das hat nichts zu bedeuten — es wird gewiß anders werden," sprach der gute Dagobert.

Und mit diesen Worten liefen sie das Verdeck hinauf und betrachteten den Glanz des Meeres beim Scheiden der Abendsonne. Majestätisch lag die imposante Fläche vor ihnen da und wie ein Spiegel warf sie die Bilder zurück, die auf sie fielen. Lange Zeit ruhten Dagobert und Gerold am Geländer des Schiffes und wechselten kein Wort. Dagobert kritzelte einige Worte in sein Tagebuch, Gerold sah traurig nach den Alpen. War sein Herz bei Sophia? Es muß so seyn — denn es fiel eine Thränenperle aus seinem feuchten Auge, als Dagobert zu ihm trat und ihn am Arm ergriff. Er dachte an den Vater, an die Mutter zu Hause und an seine fromme Braut. —

„Was Himmel, lieber Gerold! du weinst ja wahrhaftig!" rief Dagobert im Tone der höchsten Ueberraschung aus, als er das thränenfeuchte Auge seines Jugendfreundes sah. „Was ist dir denn?"

„Nichts, gar nichts, theurer Dagobert!" sprach Ge-

rold. „Komm wir wollen zu Alexis gehen, vielleicht daß er nicht mehr traurig ist!“

„Aber beim Barte des Propheten und bei allen Türken! ich meinte doch —“ wollte Dagobert fortsetzen.

„Ich bitte beruhige dich — es ist Nichts: ich bin nicht traurig. Komme zu Alexis!“ unterbrach Gerold den redseligen Dagobert.

Und mit diesen Worten ergriff er seinen Freund am Arme und führte ihn in den untern Schiffsraum hinab. Aber dieser zögerte, er wollte durchaus den Kummer seines Freundes wissen. „Kränke mich nicht,“ sagte Gerold zu Dagobert. Und Dagobert drang nicht weiter in ihn. Drunten im Schiffsraum aber lag Alexis auf den Knien, hielt den Rosenkranz mit dem heiligen Kreuz in der zitternden Hand und betete laut und innig. Betroffen standen Gerold und Dagobert da, als sie ihn in dieser Stellung erblickten und sie trauten ihren Sinnen kaum. Ein tiefer Kummer lag auf seinem Gesichte; seine Wangen waren blaß und eingefallen und verriethen offenbar die Spuren eines tiefen Leides.

„Seyd ruhig, ihr Kinder!“ sprach Alexis, „grämt euch meinetwegen nicht: ich sterbe ja gerne.“

Und bei diesen Worten zuckten Gerold und Dagobert ängstlich zusammen. Sie wurden auf die empfindlichste Weise durch diese Worte überrascht. Eine solche Ansprache hatten sie nicht erwartet. Sie setzten sich nieder neben dem alten Diener; er aber redete nicht ein Wort. Es wurde Mitternacht und die Sterne standen hoch am Himmel. Alexis fühlte keinen Schlaf, aber laut pochte sein Herz und schneller schlugen seine Pulse.

Mit der zwölften Glockenstunde entstand in dem obern Schiffsraum eine laute Bewegung. Schwere Schritte gingen auf und nieder und es dröhnte gar seltsam in dem Raume unten. Dagobert stieß seinen Jugendfreund leise an die Seite und sagte stille, ohne daß es Alexis hörte: „Hörst du das Gepolter? Was ist denn das? Wollen wir nicht schauen, was es denn gibt?“

„Ich habe die Schritte schon lange gehört,“ sprach der Graf. „Horch, ist's nicht als ob sie oben die Waffen rüsten?“

„Ja die Waffen klirren!“ rief Dagobert.

„So wollen wir doch schauen, ob wir helfen können!“ entgegnete Gerold.

Und schnell ging's hinauf in den obern Raum des Schiffes, und als sie die steile Treppe erstiegen hatten und auf dem Verdeck angekommen waren, sahen sie die Schiffsleute ängstlich umher irren und nach Waffen eilen. Gerold und Dagobert begriffen nun, daß die Ahnung des alten Alexis doch nicht so grundlos gewesen seyn möchte, als sie ihnen vorkam. Auch sie bewaffneten sich; denn es war kein Zweifel mehr, daß sie von wüthenden Piraten verfolgt würden. —

Gerold lief zu dem Befehlshaber des Schiffes und bot ihm seine Dienste an und fragte diesen schnell, wozu denn diese Vorbereitungen zum Kampfe dienen mögen. Statt aller Antwort führte der Obermann den Grafen an den Rand des Schiffes und zeigte hinaus in die See und sagte dann:

„Seht Ihr jenen schwarzen Punkt im Meere? Ich will nicht mehr gesund von der Stelle kommen, wenn es kein Schiff ist, auf welchem waghalsige Piraten auf uns lauern. Schon lange bleibt das Schiff auf einer Stelle. Die verschmitzten Seelen wollen uns beobachten, ob wir unserer Viele oder wenige sind oder ob sie uns vielleicht ungeahnt überfallen könnten. Da gilt es Vorsicht! Wir werden uns nicht so leichten Kaufes an sie überlassen; ich bin wenigstens fest entschlossen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich will wenigstens den Heiden zeigen, daß ich auch noch ein rasches Blut in meinen Adern führe. Ein Angriff auf uns soll ihnen übel bekommen. Das sage ich, und ich lüge nicht!"

Und während der Befehlshaber diese Worte sprach, fing das Schiff an rasch zu steuern und kam in gerader Richtung auf das Fahrzeug zu, in welchem sich Dagobert und Gerold befanden.

Der alte Alexis lag immer noch drunten auf den Knieen und betete im Schiffsraum. Das feindselige Schiff kam indessen immer näher.

„Vorsicht, Kameraden!" rief der Befehlshaber, und die Mannschaft vertheilte sich in schlachtgemäßer Ordnung.

„Ich kenne diese verwegenen Hallunken," sagte der Befehlshaber wieder zu Gerold. „Sie sind so keck wie

die Fliegen. Was liegt ihnen am Leben eines Menschen? Unterliegen wir, so rauben sie uns Alles, und wir haben noch außerdem die Gnade zu erwarten, in die entehrendste Sclaverei zu wandern. Das wollen wir aber doch nicht freiwillig thun! Herr Graf, Ihr seyd ein Ritter, Ihr seyd tapfer und führt eine gute Faust! Verlaßt uns nicht im Kampfe! Ihr theilet das gleiche Loos mit uns!"

„Aber wodurch habe ich denn diesen leisen Vorwurf verdient?" sprach der Graf in empfindlichem Tone. „Habt ihr Grund, an meiner Hilfe zu zweifeln? Ihr thut mir ein Unrecht an, wenn Ihr länger an der Treue meines Armes zweifelt. Verlaßt Euch auf mich!"

„Schon gut, schon gut!" murmelte der Befehlshaber und beobachtete mit argwöhnischen Blicken den Lauf des Schiffes, das noch auf ungefähr tausend Ellen von ihm entfernt war und nun stille stund.

„Die verfluchten Heiden signalisiren noch einmal: sie wollen vorher die Falle untersuchen, bevor sie hineintappen!" sprach der Befehlshaber weiter, „aber sie werden die Nase tüchtig verbrennen!"

Er ließ hierauf das Schiff schwenken und stellte es so, daß der Kiel dem Piratenschiffe entgegen streckte.

„So ist's recht!" sagte er zu sich selbst.

So standen sich die beiden Schiffe wohl eine Stunde einander gegenüber und keines machte eine leise Bewegung: denn der Wind hatte sich gelegt.

Mitternacht war längst vorüber, als sich vom Piratenschiffe ein ungeheurer Lärm und Gesang vernehmen ließ: es war der Schlachttanz, den diese wilden Menschen aufführten. Man konnte leicht die unzüchtigen Geberden der Räuber in der Dunkelheit der Nacht erkennen und die rohen Sprünge, die sie machten. Die Klingen ihrer krummen Säbel leuchteten fernhin und die Waffen schlugen klirrend zusammen. Plötzlich entstand eine augenblickliche Bewegung — das Schiff schwamm heftig heran, als wäre es dazu bestimmt, die feindlichen Kauffahrer in den Grund zu bohren.

„Zu den Waffen!" befahl in lautem Ernste der Befehlshaber.

Alle Leute standen bewaffnet auf dem Posten und Jeder erwartete seinen Mann. Keiner sprach ein Wort,

man konnte das Plätschern des Meerwassers unter dem eilenden Raubschiffe deutlich vernehmen. —

„Aber wo stellt Ihr Euch hin, Herr Graf!" sprach der Befehlshaber freundlich. „Mich dünkt, Ihr könnet Euren Platz selbst wählen!"

„Ich stelle mich dahin, wo der Feind das Schiff besteigen wird," entgegnete der Graf. „Ich bin ein deutscher Ritter, ich werde die waghalsigen frechen Bursche niedermähen wie mit der Sense — was soll der Tod dagegen seyn! Seyd Ihr so zufrieden?"

„Warum denn nicht?" sagte der Befehlshaber.

„Und wo wünscht Ihr den wackern Dagobert?" fragte der Graf.

„Den stellt man zu den andern Leuten!" versetzte der Obermann.

Und Dagobert zog wüthend sein Schwert, lehnte sich an dasselbe und erwartete den Feind.

„Dagobert, laß mir den treuen Alexis nicht aus dem Auge!" murmelte ihm leise der Graf zu. „Er soll nicht umkommen! Was wäre das für ein Jammer!"

„Ich werde ihn zu schützen wissen, bester Graf!" sprach Dagobert kurz.

Das Schiff stand nicht mehr weit von den feindlichen Kauffahrern und, als wollte es plötzlich Reißaus nehmen, schwenkte es um — allein nur zum Scheine: denn augenblicklich drehte es sich und kam auf das Kauffahrteischiff zu, und ein fürchterliches Geschrei entstand abermal.

„Freund oder Feind!" rief der Befehlshaber mit seiner Donnerstimme.

Es erfolgte keine Antwort. Der fürchterliche Lärm auf dem ankommenden feindlichen Schiffe war zu groß, als daß sein Ruf hätte gehört werden können. Der Befehlshaber griff deßhalb nach seinem Sprachrohre.

„Freund oder Feind!" donnerte er hinüber, und auf sein Geschrei erscholl ein höllisches Gelächter.

„Jetzt gilt es Muth zu beweisen. Freunde, haltet euch tapfer!"

Und mit diesen Worten legte er sein Sprachrohr weg, um es mit dem ehernen Schwert zu vertauschen, das für ihn bereit lag. Er ergriff es und stellte sich mitten unter seine Leute. Flucht wäre unmöglich ge-

wesen; die Piraten hätten sie erreicht, da ihr Schiff nicht so schwer beladen, auch nicht so massiv gebaut war und deßhalb leichter und schneller vorwärts gebracht werden konnte. Die Feinde waren da. Da sprang Einer, der ein verwegenes Aussehen hatte, herüber in das Schiff der Reisenden; kaum hatte es Gerold gesehen, so hatte ihn sein sicheres Schwert auch alsobald niedergemäht. So gings dem Andern und dem Dritten. Mit grimmiger Miene stand der Häuptling der Piraten da, mit wild verzerrtem Gesicht; wüthend sprang er das Schiff entlang und feuerte seine Leute an. Er hatte bemerkt, daß er in der Minderzahl war und daß er wahrscheinlich den kürzern Theil ziehen würde. Er biß sich die Lippen wund und fürchterlich rollte sein blutgieriges Auge in der großen Höhle. Es war der wilde Mann, der den Ritter Burkhardt in Tunis verkauft hatte.

„Auf, mir nach! Sieg oder Tod!" rief er; denn eine unzeitige Flucht hielt er für eben so feige, als einfältig.

Mit diesen Worten sprang er mit seinen Söldlingen auf das Schiff, dessen Spitze von Gerold vertheidigt wurde. Aber da dieser Theil nicht bedroht wurde, so verließ dieser ihn und ging eilig dahin, wo seine Gegenwart unumgänglich nothwendig war. Der Kampf begann mit einem wüthenden Angriff auf die Räuber, die es ihrerseits auch nicht an Tapferkeit und Muth fehlen ließen. Gerold kämpfte wie ein Löwe und Dagobert schlug wie wüthend um sich. Schon eine Stunde dauerte der Kampf — es war noch Nichts entschieden.

Die Feinde zogen sich auf ihr Schiff zurück und schienen den Rückzug antreten zu wollen. Das angegriffene Schiff lichtete die Anker und wollte, da der Morgen bereits dämmerte, weiter segeln. Aber nach einer kurzen Stunde waren die Räuber wieder da und erneuerten mit einer ungeheuren Heftigkeit den Kampf. Es wollte sich wieder Nichts entscheiden, denn die Seeräuber fochten mit einem Muth und mit einer kalten Todesverachtung, der die christlichen Kämpfer in Verwunderung setzte. Da endlich sprang der Häuptling der Piraten auf Dagobert los und streckte diesen mit einem ungeheuren Hiebe halbohnmächtig zu Boden. Das bemerkte Gerold; er wollte ihm helfen,

als Alexis auf dem Kampfplatze erschien. Ein helles Feuer erleuchtete seine Züge und weit aus holte der Greis mit dem Schwerte.

„Ha, verfluchter Türkenhund von Damaskus!“ rief er aus.

„Verdammter Christenhund,“ gab er zur Antwort.

Und Alexis und der Häuptling stürzten wüthend auf einander. Der Piratenhäuptling war der Mann, der bei den räthselhaften Ruinen den sichern Todesstreich auf Burkhardts edles Haupt führen wollte, und Alexis hatte seine Physiognomie noch nicht vergessen — aber der Pirate hatte ihn am freundlichen Morgenstrahl der Sonne auch wieder erkannt. Doch die beiden Streiter waren sich nicht ebenbürtig: der Pirate stand noch in bessern Jahren und seine Kräfte waren frisch und stark; Alexis war ein Greis, obgleich er in diesem Augenblicke die Kraft und das Feuer eines Jünglings durch seine Adern rieseln fühlte. — Nach einem kurzen Kampf, der sich mit furchtbarer Heftigkeit erneuert hatte, fiel Alexis, mit einer tiefen Seitenwunde bedeckt, zu Boden, um sich nicht mehr zu erheben. Dagobert sah es und in der halben Ohnmacht riß er sich hastig vom Boden los und stürzte sich auf den Räuber. Sie kämpften mit Verzweiflung; Dagobert, der Alexis Tod rächen wollte, fuhr weitauslangend in die Höhe, und wollte dem Feinde den Kopf zerspalten; aber der Heide war auch schon gerüstet, ihm von der Seite her einen Streich auf Leben oder Tod beizubringen. Unvermuthet stand Gerold da, und wie der Türke den tödtlichen Hieb führen wollte, der Dagoberts Tod galt, fuhr er wuthschnaubend aus: die beiden kräftigen Arme des Piraten lagen auf dem Boden, und ein neuer kräftiger Hieb des tapfern Ritters auf den Häuptling trennte diesen in zwei bluttriefende Hälften von Oben bis Unten. Dagobert schrie freudig aus bei diesem entsetzlichen Anblick — die guten Eigenschaften seines edlen Herzens traten in seinem Innern auf einige Zeit zurück.

„Mein Tod ist gerächt — Ritter Burkhardt ist gerächt!“ rief Alexis, auf dem Boden liegend, aus, als er den Häuptling fallen sah. Noch einige leichte Bewegungen zitterten auf seinen Lippen; er röchelte leise und betete mit Inbrunst zu Gott für die Erhaltung Dagoberts und des edlen Grafen Gerold. Er faltete die

Hände und schaute mit verklärtem Blicke auf zum Himmel. Nach einigen Minuten war er nicht mehr.

Nun hatten die Räuber eine schwere Stellung; ihr Anführer war erschlagen und ihre Zahl schmolz immer mehr zusammen: nach einem kurzen Kampfe lagen alle Piraten auf dem Boden des Schiffes in ihrem Blute, das aus dem Schiff in's Meer floß und die Wellen röthete. Die Leichname folgten nach.

Als der Kampf beendigt war, warf sich Gerold auf die theure Leiche des braven Alexis und weinte bitterlich über den Tod des getreuen Alten, in dem keine falsche Ader schlug. Auch Dagobert, der den Alten so lieb hatte, kniete nieder und heiße Thränen floßen über seine jugendlichen Wangen — ein bitterer Schmerz nagte an seiner Seele. Beide dachten an die Todesahnungen des lieben Dieners und an den Schmerz, den die Gräfin empfinden würde, wenn er nicht mehr auf die Burg heimkehrte. Das ganze Schiffsvolk stand gerührt da, denn Alle hatten den getreuen Alexis herzlich geliebt. In die Siegesfreude mischte sich das schmerzliche Gefühl, welches edle Seelen über den Verlust eines geliebten Hauptes empfinden.

Es verflossen wohl zwei Stunden, ehe sich Gerold und Dagobert von dem Boden des Schiffes erhoben. Das Schiff segelte indessen munter von dannen, und schon lag Tunis vor ihnen im Glanze der strahlenden Sonne. Da versammelte sich das Schiffsvolk und betete ein frommes Gebet, und unter Gebet und Thränen wurde der Leichnam des edlen Alexis in die kühlen Fluthen gesenkt.

Möge er sanft ruhen, der Edle! Er, der nie einem Menschen ein Unrecht that und dessen Herz nie von schwerer Sünde befleckt wurde, möge er sein Grab leicht finden! —

*

Gerold und Dagobert stiegen zu Tunis an's Land.

Also hier war der Ort, wo Gerold den geliebten Vater finden sollte. Ein heftiges Bangen erfüllte seine Seele. Er floh mit seinem edlen Jugendfreunde vor die Stadt und warf sich, von keines Menschen Auge bewacht, nieder auf die schlotternden Kniee und betete lange und innig, Gott möge ihm den Ort wissen lassen, wo der

theure Vater weilt. Er fühlte eine unerklärliche Unruhe in sich, als er an die Worte seiner Mutter dachte, daß der Sohn in Sklavenkleidern den Vater erlösen werde. Und Gerold war ja frei! Er trug ja keine Sklavenketten! —

Als Gerold an das Ufer des Meeres gekommen war, lief er unschlüssig an dem festgebauten Seehafen umher und schaute hinein in die grünlichblaue Fluth. Das Schiff blieb acht lange Tage liegen, um dann den Weg nach dem Morgenlande zu nehmen.

Er bestieg mit Dagobert einen Nachen und fuhr der Küste entlang. Und wirklich erkannten sie den Ort, wie ihn der Mutter Traum gezeichnet hatte. Sie sahen das schwachbemooste Felsgestein, von dem man das prächtige Meer betrachten konnte und an dem sich die brandenden Wogen brachen. Sie erkannten die schlanken Palmen und die frischen Lorbeer- und Dattelbäume. Sie sahen im Hintergrunde den Garten mit dem belaubten Zelte.

Voll Freude kehrten beide Freunde in die Stadt zurück, um am Abend an dem Orte wieder einzutreffen. Dort wollten sie den Vater finden und befreien. Dort sollte ihnen die glücklichste Stunde ihres Lebens schlagen.

Der Abend kam. In der nächtlichen Dunkelheit strich ein leichter Kahn hin über den flachen Meeresspiegel. Alles war still: kein Laut weit umher! Am Himmel glänzten die Sterne, und die Mondscheibe hing in mattem Glanz am Horizont und erleuchtete die Gegend. Langsam bewegte sich der Kahn vorwärts, von leichten Ruderschlägen bewegt, die an dem felsigen Gestein des Ufers in sanftem Echo sich brechen.

Jetzt hielt der Kahn und zwei Jünglinge traten aus ihm hervor: es waren Gerold und Dagobert. Sie durchirren nun den weiten Raum am Meere, erklettern das Felsgestein, erscheinen auf dem schwachbemoosten Felsen, wo Burkhardt gewöhnlich saß; sie schleichen unter den Palmen dahin mit schlagender Brust und bebenden Füßen; sie dringen vor bis zum Zelte, bis zu Sid Muley's Lusthaus; sie durchsuchen den Garten und achtmal erscheinen sie hier am Abend, und sie rufen auch zuweilen des Vaters Namen — aber den geliebten Vater finden sie nicht!

Trostlos besteigen sie das Schiff und fahren von

dannen. Nur eine stille Zähre blitzt aus den Augen beim Scheiden vom Strande, wo der Vater weilt, den sie nicht finden konnten!

Fünfzehntes Capitel.

Betrachtungen auf der Reise.

„Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen."
Claudius.

Am ersten Abend, an welchem Gerold und Dagobert das öde Felsgestein am Meeresstrand erstiegen und den theuren Vater suchten, schrieb Gerold auf ein Stück Pergament die folgende Stelle:

„Wenn Du, mein lieber Vater, noch in dem Reiche der Sterblichen weilst und Dir dieses bescheidene Blatt in die Hände kommt: so wisse, daß Dein Sohn am Ufer weilt, Dich zu retten und heimzuführen zu der theuren Gattin und Mutter."

Allein das Blatt ward von keines Menschen Hand berührt; es ward nicht von seiner Stelle bewegt, und so oft Gerold mit Dagobert an dem Orte erschien, wo er es hingelegt hatte, fand er es in der gleichen Lage — nicht einmal der Wind hatte es gerückt. Das war nun für Gerold ein sicheres Zeichen, daß er den Vater nicht finden werde, und betrübten Herzens bestieg er das bereitliegende Schiff, um von hier, dem Orte der Schmerzen, wegzukommen.

„Wir bereisen das ganze Mittelmeer von Sicilien bis Jerusalem," sagte Gerold zu Dagobert, „es ist vielleicht doch möglich, daß wir den Vater finden."

Und sie bereisten alle Länder, die an die Gestade des Mittelmeeres grenzen, und während die Reisenden auf den unsichern Wellen dahin eilen, wollen wir einige Bruchstücke aus Dagoberts Tagebuch mittheilen.

*

Ich stehe vor Konstantinopel, dem Thore zweier Meere, der bestgelegenen Stätte für Anmuth und Sicherheit der Menschen. Welche Stadt liegt da vor meinen Augen! Fürwahr, gegen diese Stadt sind alle andern

Städte der Erde nur Kinder und unreife Geburten! Mein Auge schwindelt, wenn es hinblickt über die Masse der schönsten Thürme und der festesten Schlösser. Ist Konstantinopel denn nicht mit Rom an Würde, Jerusalem an Heiligthum und Babylon an Größe zu vergleichen? Konstantinopel, durch seinen zweiten Begründer unter den Schutz der himmlischen Gnadenmutter gestellt, ist das Kleinod aller Städte der bekannten Welt. Von zwei Seiten fluthen die Gewässer des Meeres um seine Mauern und brandend stürzen die Wogen zurück von dem Felsgestein, zu welchem der Mauergürtel verwachsen ist. Von der Landseite her ist es mit zwei riesigen Ringmauern umgürtet, und was kann der stärkste Feind gegen diese großartige Festung, die eine mächtige große Bevölkerung, versehen mit allen Mitteln, um die verschiedenartigsten Bedürfnisse zu befriedigen, vertheidigt? — Da liegt denn diese imposante Stadt vor mir, auf sieben wellenförmigen Hügeln sich ausdehnend, die auf einer sich senkenden Landzunge sich erheben, und auf eben so vielen Niederungen, die sich auf der Erdfläche ausdehnen. Welch' ein Anblick: auf einem Umfang von drei Meilen nichts als Häuser, Thürme, Klöster, Schlösser, Bäder, Kirchen, Schulen und Anstalten für die Lustbarkeit und das Vergnügen! Das Schiff liegt in dem sichern Hafen, als ob es ausruhte von der weiten gefährlichen Fahrt. Und welch ein Hafen ist denn das? Was ist die unsichere Rhede von Venedig gegen dieses ungeheure Bauwerk? Ein Zwerg, ein Kind! Dieser riesige Hafen hat die Länge von 24,000 Fuß; er erhebt sich da, wo vierzehn Bäche ihre friedlichen Wasser in die bewegte Meerfluth gießen, gleich einem großen gewundenen Heere weithin an dem belebten Gestade. Dieser Ort ist der Sammelplatz aller bekannten Schätze der Erde: und schon bei diesem Gedanken bleibe ich staunend stehen. Ich befinde mich an dem Orte, wo der abendländische und orientalische Handel sich die Hand reichen; ich bin am Stappelplatz der gewaltigsten Seefahrer. Hier liegen die Schätze Indiens und Turkistans, die Producte Arabiens und Persiens, die Erzeugnisse von Afrika und von den fernsten Gegenden Asiens: alle Länder liefern ihre Erzeugnisse, und der Mensch ist der Herr aller der Wunder, welche hier auf einen Punkt zusammengedrängt

werden. Man staunt über die Pracht der Erzeugnisse und über den Kunstfleiß des Menschen! Man hat keine Worte mehr bei der Betrachtung dieser unendlichen Mannigfaltigkeit, welche sich hier dem Auge des Beschauers darbietet. Ich blicke von diesen Schätzen weg und senke mein Auge auf den Wasserspiegel: welch' ein Leben! Da wimmelt es von allen Arten von Fischen, die köstlich sind an Geschmack und nährender Kraft — ein buntes Wogen, ein heftiges Eilen, ein Erzeugen, ein Verschlingen, ein Gebären! Welche Buchten, welche Landungstreppen, welche Rheden! Nirgend trifft man es so schön auf der Welt als eben hier, und ich muß mit den ersten Kreuzfahrern voll Begeisterung ausrufen: „O du schöne, prächtige, geschmackvolle und volkreiche Stadt!“ Eine mächtige, aus kolossalen Felsstücken erbaute Mauer zieht sich an dem herrlichen Hafen hin, auf welcher sich ungeheure schützende Thürme kühn erheben; zwölf große Thore führen hinab zum strudelnden Meere, das in dem Hafen in feierlicher Einfassung weilt. Von Akropolis bis hinauf gen Galata erstreckt sich eine ungeheure Kette, geschickt den riesigen Hafen zu schließen und jeglichem Feinde den Eingang zu verwehren. Welche Kraftanstrengung gehörte zur Herstellung eines solchen Wunderwerkes!

Und scheint die Stadt von der Seeseite aus unüberwindlich zu seyn, so trifft dies vielleicht in einem höhern Grade zu, wenn sie vom Lande aus betrachtet wird. Dreizehn Thore öffnen den Eingang in die unermeßliche Stadt. Von Meer zu Meer sich hinziehend erhebt sich eine kolossale Mauer; sie ist an manchen Stellen 6—8 Ellen dick und manchmal auch über 22 Ellen hoch. Ein Zwinger ersteht auf derselben — ein trefflicher Schirm zur Rettung des Bauwerks! Dritthalbhundert Thürme erheben sich auf den Mauern und achtzehn Thore verbinden die Stadt und ihre Vorstädte mit dem Lande. An den Mauern wurden zu verschiedenen Zeiten starke Festungen aufgeführt. Eine so reiche, in allem Ueberfluß schwelgende Stadt habe ich noch nie gesehen — noch nie betreten! Was nur das Bedürfniß fordern, die Lust wünschen mag: das bietet Erde und Meer, Gefilde und Wald in unerschöpflichem Reichthum dar.

Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den diese großartige Stadt auf mein entflammtes Gemüth hervorbringt. Ich war gewöhnt an die Einsamkeit der Burg und an die Stille des Waldes; ich kenne im Abendlande nur Städte voll Armuth und Schmucklosigkeit; ich kenne nicht viele Bedürfnisse und lebe mit Wenigem zufrieden, aber hier sehe ich Nichts als Glanz und Pracht; es thut sich eine ganz neue Welt vor meinen erstaunten Blicken auf. Hier stehe ich vor einem Herrschersitz, in welchem sich Palast an Palast, Lustort an Lustort reiht. Hier stehe ich vor einer Stadt, die mehrere Hundert der schönsten Kirchen zählt, in welchen die theuersten Reliquien liegen. Hier bin ich an den Thoren einer Stadt, die mehr Klöster hat, als im Abendlande manches Land; Hunderte und Tausende von Mönchen leben darin, und Alle haben ihr Leben der Ewigkeit geweiht. Was die alte Welt von Schätzen der Kunst, der Malerei, Sculptur und Bildnerei hervorbrachte, und was sich von jenen Schätzen aus dem Strudel der Welt und den Umwälzungen der Jahrhunderte retten und erhalten ließ, was die Sitze prachtliebender asiatischer Fürsten und Großen um sich her an Kunstschätzen sammelten, was das alte freie Griechenland schuf und was die siegreichen Heere des allgewaltigen Roms an den Ufern der Tiber aufschichteten und was später von dorther über das Meer wanderte, was die Natur Kostbares und Seltenes erzeugt und was sie an Wunderbarem zur Schau stellt: das Alles wurde hier in dieser glanzvollen Stadt vereinigt. Unsere abendländischen Städte zusammen bieten nicht so viel Schmuck und Pracht, als Konstantinopel allein. Wie armselig sind unsre Städte dagegen! Was sind die winzigen Sammlungen von Kunstwerken in den Städten Italiens! Was hat selbst die ewige Stadt Rom gegen Konstantinopel aufzuweisen! Und was hat nicht die Zeit auch hier zerstört? Wie viele Kunstwerke gingen hier durch Erdbeben, Feuerbrünste und durch den Uebermuth des Volkes selbst zu Grunde. Man könnte damit alle Städte des Schwabenlandes reichlich ausschmücken und hätte nicht einmal einen Mangel. Wurden nicht die Bäder des Zaurippus vom Brande zerstört, und was boten sie Alles dar. — Hier standen alle Götter und Göttinnen des alten Griechenlands, alle

Helden des trojanischen Krieges, alle Sänger und Philosophen, alle Redner und Staatsmänner — selbst die berühmtesten Frauen in Lebensgröße, im besten griechischen Geschmacke ausgeführt! Nirgends trifft man so viele trefflich ausgestattete Läden — und wetteifert hier nicht die ausgesuchteste Bequemlichkeit mit der vollendetsten, edelsten und reinsten Bauart? Beinahe in jeder Straße steht ein laufender Brunnen und spendet kühlenden Trank, gießt Wasser zur fast täglichen sorgfältigen Reinigung der belebten volkreichen Straßen und er verschönert durch sein Plätschern die Umgebung. Und die Cisternen welcher Stadt können sich mit den Cisternen Konstantinopels messen! Da werden die Hallen, welche sie bedecken, von ungeheuren Säulen gestützt — sie sind Wäldern zu vergleichen mit ehernen und steinernen Bäumen. Die größten Hallen breiten sich aus über die öffentlichen Plätze, und welch' angenehme Kühlung gewähren sie dem Lustwandler! Nirgends findet man diese wogenden Menschenmassen auf der Erde als hier. Wer ordentlich durchkommen will, darf sich nicht auf die belebtesten Straßen wagen, wenn er sich nicht Gefahren und Unannehmlichkeiten aussetzen will. Da sind alle bekannten Nationen unter der Menge vertreten: Araber, Perser, Türken, Russen, Römer, Venetianer, Deutsche, Franzosen, Personen aus den entlegensten Ländern in ihrer Tracht — Alles wogt hier durch einander; denn, merkwürdig genug, hier liegt aller Handel und Verkehr in den Händen der Ausländer, der Fremden, welche sich hier auf dem Hauptstapelplatze der Erde niedergelassen haben. Die Griechen gaben nur die Stadt her, um sich durch Miethentschädigungen und Lohnzinse zu bereichern, sonst nahmen sie nicht den geringsten Antheil am Handel. Denn man bedenke: es gibt hier lange und mächtige Straßen voll mit großartigen Häusern besäet, in denen nur Pisaner oder Venetianer wohnen; eine jede Nation hat ihre Quartiere, ihre Niederlassungen, sogar ihre Kirchen; selbst die Saracenen besitzen eine Moschee.

Wenn ich all' diese Herrlichkeiten, auf einen kleinen Punkt der Erde zusammengedrängt, betrachte, so wird mein Herz von einer sonderbaren Wehmuth ergriffen: denn auch diese Schätze werden zerfallen und es wird vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo von dem alten Byzanz

nur noch altes Gemäuer, nur noch Ruinen übrig seyn werden. Denn wo wäre Etwas auf dem großen und weiten Erdenrunde, das dem ewigen Wechsel nicht unterworfen wäre? —

*

Ich verlasse das Schiff, um in die ungeheure Stadt zu kommen. Ich stehe auf der Landungstreppe, welche sich bei dem großen Palast in's Meer taucht, welcher weiter unten von Galata liegt. Ich stehe jetzt vor dem großen Palast, und wenn man den Riesenpalast des Abadarrhaman III zu Cordova, nach dem Namen seiner geliebtesten Sklavin Es-sehra, d. i. die Blüthe, genannt, noch mit ihm vergleichen darf, so gibt es wiederum auf dem bekannten Erdenrunde keine Stadt, welche ein solches Riesenwerk aufzuweisen hätte. Man schreckt zurück vor diesen kolossalen imposanten Steinmassen; man bleibt ehrfurchtsvoll stehen und entblößt stillschweigend das Haupt vor Bangen und Ahnen, wenn man hinblickt auf die Mannigfaltigkeit und Einheit der Formen, welche sich hier in jugendlicher Pracht entfalten. Dieser Palast überragt alle Kirchen, Thürme, Klöster und Schlösser der volkreichen Stadt; und fast nimmt er mit all' den anstoßenden Kirchen, Hallen, Kaiserburgen und dem größten aller Dome, den die Welt kennt, eine Stunde in seinem Umfange ein. Welch' ein Glanz der vergoldeten Dächer! Welch' ein Schimmer der ehernen Kuppeln! Wer wäre im Stande, alle einzelnen Theile dieses großartigen Herrschersitzes mit seinen zwei Augen in einem ganzen langen Monat zu übersehen? Welch' ein Aufwand in den Gemächern! Welch' eine Feinheit in deren Verzierung! Welch' ein erstaunungswürdiger Reichthum in den Bilderwerken, in den Kunstschätzen und in den freundlichen Gaben der Natur, welche hier aufgeschichtet sind! Welche Eleganz in den Bädern! Man scheut sich fast, kühn und kräftig aufzutreten; man fühlt eine geheime Furcht, durch diese Pracht, Schönheit, Zierde und Kostbarkeit zu wandeln.

Aber wie einsam, verlassen und öde steht all' diese Pracht, diese großartige Herrlichkeit da, seit die Kaiser mit der glänzenden Hofhaltung auf die entgegengesetzte Seite gezogen sind! Man wird von einer unerklärlichen Wehmuth bewegt, wenn man sich den riesenmäßigen

Trümmern des Klosters vom heiligen Georg zuwendet. Einstmals reichte unter dem Kaiser Constantin Manomachus der gesammte Reichsschatz nicht hin, um es in aller erdenkbaren Pracht und in der allerausgesonnensten Schönheit herzustellen. Und nun ersteht aus den Trümmern dieses, dem Himmelsfürsten Georg geweihten heiligen Hauses ein Bollwerk zum Schutze des kaiserlichen Palastes. O Veränderung der Welt! O ewiger Wechsel in den Unternehmungen des Menschen! Wie wenig schont man oftmals die kostbarste Arbeit! Was Tausende von Menschenhänden mühsam erbaut haben, das verschwindet manchmal an einem Tage durch das Machtgebot eines Einzelnen. Wie lange wird es noch dauern, bis von aller dieser Herrlichkeit keine Spur mehr übrig bleibt? Ist das griechische Kaiserthum nicht nach Innen morsch und faul? Wird es seine Selbstständigkeit nach Außen zu vertheidigen im Stande seyn? Bedrohen nicht in eben dem Augenblicke, in welchem ich vor diesem Riesenpalast stehe, wilde unbezähmbare Völkermassen die Grenzen des Reiches? Und wie schlecht sind die Grenzen bewacht? Und wühlen nicht bereits Stadtkriege und Volksempörungen acht lange Jahrhunderte in dieser prächtigen Stadt? Ach, sie wird einmal ein trauriges Ende nehmen, und mit ihr das Christenthum im griechischen Reiche! Die Türken werden einst diese Paläste bewohnen, welche unter dem Schweiß der Christen sich erhoben haben. Der christliche Gottesdienst wird einst aus diesen Mauern verdrängt werden — wo das heilige Kreuz steht, wird der Halbmond strahlen.

Seltsame Gedanken! aber ich kann sie beim Anblicke dieses Wunderwerkes der Baukunst nicht unterdrücken. —

*

Ich verlasse den großen Palast und nahe mich dem berühmtesten Dome des ganzen Morgenlandes, der ganzen Christenheit, welcher die erhabensten Heiligthümer einschließt und welcher von Constantin dem Großen der Weisheit geweiht ist, welche sich in Christo geoffenbaret hat, welche in Christo Mensch geworden ist. Schon Justinian hat diese prachtvolle Kirche mit Allem ausgestattet, was er auf der Welt Seltenes und Kostbares an wahren Kunstschätzen aufbringen und sammeln konnte.

Mit vollem Recht kann man diesen majestätischen Tempel den Stolz der Christen nennen — es ist die berühmte Sophienkirche, bei deren Bewunderung man in Zweifel geräth, ob hier mehr Engel oder Menschenhände bei der Ausführung thätig waren. Man kommt wirklich in Versuchung, die Herstellung dieses Wundertempels höheren Mächten zuzuschreiben. Wer niemals einen solchen Tempel gesehen hat, findet keine Worte, um seine Gefühle ausdrücken zu können; er bleibt stehen und blickt bald auf das Zeichen des heiligen Kreuzes auf dem höchsten der sich erhebenden Thürme, bald haftet sein Auge auf den wunderbaren Formen und Gestalten, welche das Aeußere des Tempels zieren. Er weiß anfangs gar nicht, wo er bei der Betrachtung all' der Schönheit und des Glanzes beginnen soll: es ist, als ob Einem die Majestät des christlichen Bauwerkes die Augen blende. —

Ich stehe jetzt rasch bei dem Portal. Durch welche der beiden Vorhallen soll ich eintreten? Ich befinde mich noch unter einem ungeheuren gewölbten Säulengange; wenn ich vorwärts wandle, so gelange ich zu den neun Thoren, welche mich einführen in das Haus des Herrn und welche den Eingang verschließen. Wie fühle ich mich hingerissen, wenn ich den Aufwand von Elfenbein, Bernstein, Cedernholz und Marmor betrachte, der hier verschwenderisch zur schönsten und gesuchtesten Ausstattung gebraucht wurde! Hier finde ich noch heilige Ueberreste von den Brettern der Arche des Patriarchen Noe. — Ich befinde mich mitten in dem erhabenen Dome! Er dehnt sich vor mir 240 Fuß in die Länge und 213 Fuß in die Breite aus; welche Schätze an edlen Metallen, an Granit, Porphir, Marmor und andern edlen Steinen! Es stützen die prächtigsten Säulen des Heidenthums die ungeheuren Gewölbe, deren Spitzen das Auge schwindelnd mißt. Und welche Bilder prangen aus den edlen Wölbungen! Welche Meisterwerke der Malerei strahlen von den massiven Wänden herab! — Jetzt erst schweift mein Auge frei nach Oben, aber mir ist's als könnte es gar keine Grenze finden, das leuchtende Auge! Ich blicke zur majestätischen Kuppel hinauf, deren Räume durch das Licht erhellt werden, welches aus vierundzwanzig reich verzierten Fenstern einfällt. Welch' eine Höhe! Vier Pfeiler, gleich vier

starken Thürmen, aus einer kolossalen Steinmasse geschnitten, ragen empor und stützen das erhabene Gewölbe, welches hundertundachtzig Fuß hinauf ragt in den von Glanz erfüllten heiligen Raum — eine Riesenkuppel, wie noch keine sich im Laufe der Zeiten erhoben hat.

Soll ich der Pracht gedenken, die sich meinem trunkenen Auge darbietet? Kann ich sie schildern die Herrlichkeiten, welche mir zum erstaunten Beschauen geöffnet sind? Ich will es schüchtern wagen.

Es erheben sich vom Boden auf silberne Bäume und sie treiben Blüthen — edle Blüthen, ein reiches Gewoge leuchtender Flammen. Aber erhöht wird all' diese Pracht durch den Lichtreichthum, welcher von tausend und mehr silbernen Lampen ausgeströmt wird, welche rachenförmig gestaltet sind und die Gewölbe erleuchten, und reichlich mit wohlthätigem Lichte erfüllen. Kronleuchter, schimmernd im hellsten Schein des Lichtes und aus dem feinsten Gold und Silber, aus Krystall und geschliffenem Glase gefertigt, sind in den Hallen befestigt. Und was soll ich denn von den wunderbaren Lichtern sagen, die in Kreuzgestalt das Dunkel erleuchteten? Sind sie nicht ein treffliches Symbol jenes ewigen göttlichen Lichtes, das hereinleuchtet in die Nacht und Finsterniß des Lebens? Stellen sie nicht das Zeichen des Heils treffend und ungekünstelt dar? Und in all' diesen Lichtreichthum, in all' diese Farbenpracht strahlt ein Meer von hellem Kerzenschein, so daß an hohen Festtagen ein himmlisches Lichtmeer durch den gottgeweihten Raum in erhabener Fülle dahinfluthet, und das Alles, lichtgetränkt und hellleuchtend, in einen nie gesehenen Strahlenglanz einhüllt. — Ich schreite auf das kostbare Lesepult zu, um es mit meinem wonnegetränkten Auge zu beschauen; über meinem Haupt schwebt nun ein freundliches Dach mit einem goldenen Kreuze — es ist hundert Pfund schwer, und der Glanz der Edelsteine und der reinsten Perlen blendet das Auge. Mit dem Gefühle der tiefsten Ehrfurcht und der heiligsten Andacht nahe ich mich dem Orte, wo das Allerheiligste in hocherhabener Weise aufbewahret wird. Ich liege auf den zitternden Knieen, das Auge auf das imposante Gitter gerichtet, welches mir den heiligen Leib Christi von dem Tempel abschließt, und ich

erblicke das Bild des göttlichen Erlösers, und seiner gebenedeiten Mutter, der Engel, Propheten und Evangelisten.

Ich bin an dem Orte, den die höchste Pracht einschließt. Ich drücke auf das Gitter: es öffnet sich und ich bin mitten in dem erhabenen Heiligthum, dessen Pracht meine Seele bewundert. Ein heiliger Schauer zuckt durch mein Gebein; ich bin entzückt, ich bin erschrocken — ich bin meiner nur halb mächtig. Es ist keine Stimmung möglich, die ich nicht hier in diesem wunderbaren geheimnißvollen Raum empfinde. Ich fühle Gottes gnadenreiche Gegenwart; ich empfinde seine Liebe in dem menschgewordenen Sohn; ich falle nieder in den Staub zum Preise des *hochheiligen Lammes* auf dem Altare. Hier in diesem geheimnißvollen Raum vereinigt sich alle Pracht, die ich bisher in diesem Tempel gesehen. Auf einem goldenen Fußgestell, getragen von goldenen Säulen, ruht der kostbare Altartisch. Der Altartisch besteht aus einer zusammengeschmolzenen Masse von Gold, Perlen und Edelsteinen, und da, wo das heilige Opfer dargebracht wird, wo der heilige Leib liegt, ist er ganz mit den edelsten Steinen ausgelegt. Nicht weit von dem Altartisch erhebt sich der silberne Thronhimmel, und der goldene Knopf desselben und die goldenen Lilien, die an ihm in lichten Farben prangen, mögen gar wundersam leuchten in dem glänzenden lichtgetränkten Raume. Ebenso wunderbar erscheint mir das *achtzig Pfund* schwere goldene Kreuz auf dem Altare, blitzend von den schönsten Edelsteinen. In hellem Feuer strahlt der Stuhl des Patriarchen und die Sitze der *sieben Priester*, reich mit vergoldetem Silber überzogen. Welch' einen Reichthum müssen erst die unterirdischen Gewölbe einschließen: Kelche, Schüsseln und Kannen, feine Leinwand und was man sonst zur Verherrlichung des Gottesdienstes braucht — es muß in einer unermeßlichen Fülle vorhanden seyn. Es sollen über 42,000 Kelchtüchlein, mit edlen Perlen und mit kostbarem Gestein durchwirkt, vorhanden seyn. Von den *vierundzwanzig* Evangelienbüchern soll ein jedes nahezu *einen Centner* wiegen, so reich sind sie mit Gold ausgestattet; ferner sollen in den Gewölben 6000 goldene Leuchter aufbewahrt seyn, der hundert goldenen Kreuze nicht zu gedenken,

wovon ein jedes einen Centner schwer seyn soll. Man kann sich die Pracht und den Reichthum in diesem ehrwürdigen Tempel nicht vorstellen. —

Aber die Verschönerung und Ausschmückung dieses wunderbaren Domes war auch ein Hauptgegenstand der religiösen Sorgfalt aller griechischen Kaiser! —

*

Wenn die berühmte Herrscherstadt Konstantinopel auch Alles hat, was das Herz verlangt, was der Sinn begehrt, wenn hier Alles von Ueberfluß und Reichthum strotzt, wenn die irdischen Schätze in ungeheuren Massen aufgeschichtet sind, so besitzt diese Stadt auch einen Reichthum von geistlichen Kleinodien, von heiligen Reliquien.

In Byzanz findet man die Steine, auf welchen der Patriarch Jakob geschlafen, als er auf der Flucht aus dem väterlichen Hause, von der Nacht übereilt und von der Reise ermüdet, auf dem freien Felde bleiben mußte und wo er die wunderbare Himmelsleiter im Traum erblickte. Hier wird der Stab Mosis aufbewahrt, welcher sich vor den Augen des Pharao von Aegypten in eine Schlange verwandelte — ein Besitz, den man allen Schätzen und Reichthümern des Abendlandes vorzog, und ein Reichthum, hochgeehrt durch alle Jahrhunderte der heiligen Zeiten bis hinab zu den Lebzeiten jener christlichen Kaiser, welche fromme Christen wegen der Ehrfurcht, die sie vor den heiligen Bildern hatten, dem Märtyrertod weihten oder der Unmenschlichkeit wahnsinniger Bilderstürmer überantworteten.

Allein Byzanz besitzt noch köstlichere Kleinodien aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Hier findet man die Kleider der himmlischen Jungfrau, ihren Spinnrocken — Gegenstände hoher Verehrung! Das Kreuz, an dem der Heiland die sündige Menschheit erlöste, wurde hieher gebracht; selbst Tropfen seines kostbaren Bluts, in reichverzierte Gefäße eingeschlossen, wurden der frommen Verehrung der Christen dargeboten — und manche gläubige Seele hat sich daran erquickt. Ferner trifft man hier die Windeln, auf welchen Christus als Kind geruht; einen Zahn, den der Heiland in seiner frommen Kindheit verloren; auch einige seiner Knabenhaare können gesehen werden; aber köstlicher als dieses war ein Stück von dem Brode, welches der Heiland

beim letzten Abendmahle gebrochen und unter seine Jünger austheilte.

Unter die Zahl der hier aufbewahrten Reliquien ist auch ein Abschnitt von dem Purpurmantel zu zählen, in welchem der Heiland vor dem Richter Pontius Pilatus gestanden, die Dornenkrone, welche in seine heilige Stirne und seine erhabene Schläfe eindrang.

Byzanz allein kann sich rühmen, in dem Besitz der heiligen Leiber der meisten Apostel, der erlauchtetsten Kirchenlehrer und Kirchenfürsten, der muthvollsten Kämpfer für den trostreichen christlichen Glauben zu seyn. Die Kaiser suchten solche Reliquien überall auf und zierten dieselben mit Umgebungen, woran Stoff und Arbeit wetteiferten.

*

Es waren beinahe zwei Jahre verflossen. Gerold und Dagobert irrten immer noch im Morgenlande umher und suchten den verlornen Vater. Sie fragten überall nach ihm; auf jede ihrer Fragen erfolgte eine unbefriedigende Antwort. Allein die Eltern sind braven Kindern über alles theuer; sie scheuen weder Anstrengungen der schwersten Art, noch Noth und Elend, wenn sie ihnen dienen können. Wie hätte ein so frommer und braver Sohn, wie Gerold, nicht Alles daran setzen sollen, um den geliebten Vater wieder zu erhalten? Wie hätte ein so getreuer Freund, wie Dagobert, nicht mit ihm auf der Fahrt aushalten sollen, die der Rettung des Vaters seines heißgeliebten Jugendfreundes galt? O, die Liebe edler Seelen kennt keine Schranken!

An einem heitern Frühlingsmorgen saßen beide Freunde am Seegestade; hinter ihnen lag die prächtige Stadt Alexandrien mit ihren schönen Thürmen und glänzenden Moscheen. Die Pfauen und goldbeschwänzten Vögel in den Lustgärten reicher Türken wiegten sich im Strahle der tropischen warmen Sonne. Ringsumher war Freude. Als aber Gerold ein munteres Vögelein so heiter singen hörte, konnte er sich des Weinens nicht enthalten.

„Du hast gut singen!“ sagte er, indem er sich auf einen dunklen Rasen nieder ließ und das trockene Gras mit seinen Thränen befeuchtete. „Du hast gut singen! dir ist der Vater nicht verloren gegangen. Du bist frei

aber mein Vater trägt Band und Ketten. O könntest du mir sagen wo er weilt!"

Und heißer quollen seine Thränen. Der gute Dagobert selbst war so gerührt, daß er kein Wort sprechen und hervorbringen konnte. Das Herz brach ihm fast vor Leid und Schmerz.

„Schon beinahe zwei Jahre irren wir herum in unbekannten Ländern und suchen die Spur des verlornen Vaters; Alles ist umsonst— wir finden ihn nicht! Wie soll ich heimkehren zur Mutter, wenn er nicht bei mir ist? Der Schmerz raubt ihr das Leben. Sie hofft zu sehr — sie wird mir nicht glauben, daß ich meine Pflicht gethan. Und Alexis auch todt!"

So jammerte Gerold und dabei flossen wieder heiße Thränen über die sonnverbrannten Wangen des schönen Jünglings.

„Beruhige dich, mein Freund!" sprach Dagobert, und fiel dem trauernden Jüngling um den Hals und schloß ihn ein in seine Arme. „Wir kehren nochmals nach Tunis um. Finden wir dann den Vater nicht, dann ist's noch Zeit zur Umkehr."

„O guter Dagobert!" rief Gerold äußerst überrascht aus. „Womit soll ich dir deine Güte lohnen!"

„Dadurch, daß ich immer bei dir seyn darf!" fiel Dagobert schnell ein.

„O ich habe noch eine fromme Mutter, einen treuen Freund und" — nachdenkend schwieg Gerold auf einmal still in seiner herzlichen Ergießung, indem er seinen Jugendfreund umarmte.

„Und was?" — fiel Dagobert ein, indem er sich aus seinen Armen loswand und ihn mit großen Augen ansah.

„Du wirst es seiner Zeit erfahren!" sagte Gerold mit zitternder Stimme, und schnell sprang er vom Boden auf. „Fort nach Tunis!"

Und der nächste grauende Tag fand sie schon auf dem Wege dahin. Sie kamen auf den öden Felsen und sahen hinab zur See. Der Abend kam; allein es ließ sich Niemand sehen. Da wurden die beiden Jünglinge sehr traurig: sie klagten laut und beteten dann wieder herzlich, Gott möchte sie das theure Vaterauge blicken lassen.

Schon hatten sie acht Tage ausgeharrt ohne Erfolg!

„Wir reisen Morgen heim!“ sprach Gerold zu Dagobert. „Ich finde keine Spur von meinem Vater. Die Liebe zu meiner Mutter treibt mich weg aus diesem unwirthlichen Lande. Ich will die deutschen Auen wieder sehen.“

Während Gerold diese Worte sprach, suchte Dagobert mechanisch einen Stein zu heben. Und — o Wunder! — unter dem Stein lag ein Brieflein neben einem hölzernen Kreuz und ein großes versiegeltes Päckchen. Hastig öffnete es der flinke Dagobert und las:

„Mein lieber theurer Sohn, kehre schleunigst um! du kannst den Vater nicht retten. Die Zeit ist noch nicht da. Bis du diese Zeilen liesest, bin ich weit, weit von hier entfernt. Oeffne das versiegelte Paket nicht — bring' es unversehrt meiner Gattin, deiner Mutter! Gott segne dich!“

Da weinten die Jünglinge abermals; es war aus Freude und Schmerz zugleich. Sie wußten, der Vater lebt noch und er wird erlöst, wenn einmal die Zeit da ist. Sie küßten warm das Brieflein und versorgten es gut.

Der folgende Monat fand sie in Tyrol.

Während sie heimreisen, öffnen wir das Paket, und wir lesen darin:

Sechzehntes Capitel.

Bruchstücke aus Burkhardt's Tagebuch.

„Und kömmt uns Leid, dann laß' uns sagen:
Des Herrn Wille soll geschehen!
Er schickt nicht mehr als wir ertragen,
Der mit dem Kreuz will vor uns gehen.
Je mehr die Welt uns ging zu nichte,
Laß fester uns in Lieb' umhalten!
Es geht durch's Kreuz zum höchsten Lichte,
Mein Gott! Wer schauet in dein Walten?“
O. v. Redwitz.

„So oft ich, meine theure zärtlich geliebte Anna, dieses Tagebuch in die Hand nehme, um es durch einige Blätter zu bereichern, so vermischen sich jedesmal zwei verschiedene Meinungen in meinem Herzen: Freude und Schmerz wechseln in meinem beklemmten Gemüthe, und ich bin oft mit mir selber in Zweifel, welches dieser Ge-

fühle mächtiger in mir wirkt: das Gefühl der Freude oder das Gefühl des Schmerzes. Du fragst mich nach der Ursache dieser sonderbaren Mischung von Freude und Schmerz? Ich antworte dir mit jener Offenheit, die ich bisher immer dir gegenüber beobachtet habe. Wohl weiß ich, daß wahrscheinlich nicht ein Wort dieser verschwiegenen Blätter unter dein Auge kommen wird; denn wohin könnte ich fliehen, da ich von allen Seiten bewacht bin, um durch eine treue Hand die stillsten und innigsten Gedanken aus meiner Einsamkeit an dich gelangen zu lassen? Aber ich bin glücklich, unendlich glücklich, wenn ich auf diese Weise mit dir reden kann. Wie gerne plaudere ich mit dir! Es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht hundert und wieder hundert Mal an dich denke. Und wollte ich alle Gedanken aufschreiben, die ich an dich richte, die dir gelten, wahrlich ich müßte ein Buch schreiben, das keines an Umfang übertrifft. Wie selig sind die Stunden, in denen ich mich allein mit dir beschäftigen kann! Du allein bist nebst Gott der Rettungsanker, an dem ich mich in meiner traurigen trübseligen Lage halten kann. Ich bin zwar hinausgeschleudert aus der Welt, ich lebe weit von dir weg in einem unwirthlichen Lande. Die Sklavenketten hängen an meinen Händen, und unbeschreiblich sind die Qualen, die ich hier ausstehe; allein ich würde Alles gerne dulden, wenn ich nur bei dir seyn könnte. Ich würde gern jeden Schmerz vergessen, könnte ich auch nur ein einziges Mal in deine lieben Augen sehen! Aber weit weg von dir, getrennt durch fremde Länder und unsichere Meere, weile ich hier, mir ganz selbst überlassen. Ich bin von dir getrennt! Wie lange? Ach, vielleicht auf immer, immer! — Bei diesem Gedanken schwindelt es mir, es stockt mir mein Blut in den Adern, es eist mir schaurig durch mein Gebein, die Feder zittert in meiner Hand: immer — dauert denn die Ewigkeit nicht immer? Zwar hoffe ich auch immer — meine Hoffnung auf ein Wiedersehen auf dieser Welt hört einst auf mit meinem Tode. Erst dann, wenn mein Auge sich schließt und meine Pulse stocken, werde ich zu mir sagen: du hast auf dieser Erde genug gehofft! Und wenn ich bedenke: umsonst, vergebens gehofft, so senkt sich eine ungemeine finstere Schwermuth in mein Herz, und du weißt, meine theure Anna, ich bin

kein Weichling und kein Schwärmer — Thränen brechen aus meinen Augen. Wie schmerzlich ist es, eine geliebte Seele auf immer zu missen; eine Seele, an der man hängt mit der ganzen Gluth der irdischen Liebe und die man unter allen Sterblichen am meisten verehrt — ach, für die man Gut und Leben hingibt, wenn man sie aus einer Noth erretten könnte! Ach, immer nur zu hoffen! Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in dem Worte Hoffnung. Wenn uns Gott dieses Gefühl aus dem Herzen reißen würde, was wären dann die Menschen? Es würden Tausende der wahnsinnigsten Verzweiflung anheimfallen, dem kläglichsten Selbstmorde überantwortet. Ich sage: der Mensch ist Nichts ohne Hoffnung! Was ist denn alle Liebe, auch die reinste Gottesliebe, ohne Hoffnung? Wenn man mir zumuthet, ohne Hoffnung zu leben, so verlangt man von mir, daß ich ohne Liebe lebe, daß ich ohne Lebenszweck lebe; denn des Menschen Lebenszweck und Lebensziel ist die Verwirklichung der Liebe zu Gott, den Menschen und zur Natur; aber alle Liebe hat ohne Hoffnung keinen Werth, gerade so wie die Hoffnung ohne Liebe ein Nichts ist. Ohne Liebe hofft der Mensch vergeblich. Diese beiden Dinge berühren, ergänzen, bestimmen und erweitern sich. Denn je größer die Liebe ist, desto größer darf die Hoffnung seyn; je größer aber die Hoffnung ist, desto größer muß auch die Liebe seyn. Die Hoffnung ist des Menschen beste Stütze. Was wäre ich, meine geliebte Anna, ohne Hoffnung? Darf ich nichts von der Welt hoffen, nun so hoffe ich um destomehr von dem Himmel. Nehme man mir die Hoffnung auf den Himmel, dann ist meine Zeit um, ich habe dann nicht mehr zu leben. Wozu soll denn mein Leben ohne Freude, ohne Lust, ohne Wonne dienen? Und wenn ich liebe, wozu soll meine Liebe führen? Soll ich meine Mitmenschen lieben, weil sie mich lieben? Aber woher kommen denn meine Ketten und Banden; sind sie vielleicht auch eine Gabe der Liebe? — Ja, sie sind eine Gabe der göttlichen Liebe! Der gute Gott will meine Liebe läutern in dem Schmelzofen der Trübsale; und indem er meine Liebe läutert, will er auch meine Hoffnung stärken. Kann ich denn das Walten Gottes ergründen? Kann ich hineinsehen in seine unergründlichen

Rathschlüsse? Es wird mir gut seyn, daß ich hier lebe. Wäre es für mich nicht gut, so würde ich vielleicht zu Hause seyn auf der Burg meiner Ahnen und bei dir, geliebte Anna! Du siehst, wie die Hoffnung meine Leiden mildert. Und könnte nicht einmal ein Tag kommen, der mir Erlösung von meinen Leiden brächte? Auch diese Hoffnung ist in mir noch nicht erloschen. Ich hoffe stets das Beste. Denn ein Vaterauge waltet über meinem Haupt. Gott wird es wohl mit mir machen. Wo Gottes Hand wirkt, was soll der Mensch unnütz grübeln? Ach, wenn der Tag einst kommt, welcher mich mit dir vereinigt, was soll das für eine Freude seyn!

*

Es ist heute ein prachtvoller Abend. Würdest doch du, meine theure Anna, einmal all' die Pracht und Herrlichkeit am Himmel sehen, die ich fast allabendlich bewundern kann, wie würdest du deine schönen Augen umhersenden an dem majestätischen Horizonte! Ach, was ist der Himmel der nördlichen Länder gegen die Erhabenheit des südlichen Sternenmeeres: ein Meer von Lichtern, eine Unzahl der schönsten glänzenden Gestirne! Welcher Glanz! Welche Mannigfaltigkeit in der ewigen Einheit der Schöpfung! Welche wunderbaren Formen! Es soll Jemand kommen und soll mir Worte geben für die Gefühle, welche mein Herz beseelen, wenn sich mein Auge nach Oben wendet! Da erblicke ich Gottes mildes Vaterauge mitten in dem lichtgetränkten Grunde. Und sieht mich da Gott nicht? Ist er mir nicht nahe? Und wenn ich seine Nähe fühle, was soll ich denn trauern? Ach, welcher Mensch ist denn allein auf der Welt? Wenn Alles ihn verläßt, so ist er doch von Gott nicht verlassen. Diese Wahrheit prägt sich tief in mein Herz ein, wenn mein Auge hinaufsieht zu den Sternenwelten, welche sich über meinem Haupte bewegen. Wie gut ist doch der liebe Gott! O könntest du einmal auf Zauberflügeln hieher zu mir in meine Einsamkeit gelangen, meine geliebte Anna, und könntest all die Pracht anstaunen, die sich hier vor mir ausbreitet! Du würdest allen Schmerz der Trennung vergessen und würdest laut ausrufen: Wie glücklich ist mein Gemahl! Sein Thron ist golden, von heitern Lichtlein umgaukelt. Du hieltest mich für glücklich,

für reich — und ich wäre es auch, wenn du bei mir wärest und mein liebes Kind. Ach, welche Gefühle zittern durch meine Brust! Mein Kind! — Und ferne, ferne weilt von ihm der Vater! — Was macht der kleine Engel? Ist er heiter, lacht er gerne und gehorcht er auch der Mutter? Betet er auch gerne? Faltet er auch die Hände beim Gebet? Er ist gewiß das Ebenbild von dir, theure Anna! Wie sieht es aus mein Kind? Gewiß gleicht es dir! Hat es nicht deine großen blauen Augen? Es muß ein lieber Knabe seyn — Gerold heißt er, wie ich mich erinnere. Sechs Jahre alt muß er seyn; denn heute sind es sechs Jahre, daß ich das Ahnenschloß verlassen habe und auszog zum heiligen Grabe, um Gott zu danken für mein Kind. Aber was frag' ich denn so viel nach meinem Kind? Lebt es denn wirklich noch? Ist es vielleicht nicht gestorben? O ich Thor, wie oft habe ich schon diese närrische Frage an dich, meine geliebte Anna, gerichtet, auf welche du nicht antworten kannst! — Wie oft werde ich sie noch an dich richten! O, sey eine wahre Mutter unserm Kinde!

Ich sitze unter dem freien Himmel und über meinem Haupte prangen tausend Sterne, flimmeren Millionen Lichter und erleuchten die stille dunkle Nacht. Wie feierlich ist dieses magische Halbdunkel um mich her! Zu meinen Füßen liegt das Meer; es schweigen die brandenden Wogen und der Riese liegt ausgestreckt da, als wäre er aller Kraft beraubt. Ich weiß nicht, wie erhaben mir solche Nächte vorkommen. Oft getraue ich mir kaum zu athmen, so sehr fühle ich die Nähe Gottes in der unendlichen Pracht; dann möchte ich wieder laut beten zu dem Ewigen, der die Welt in ihrer Umspannung, in ihrem Gleichgewicht hält; dann bemächtigt sich meiner Seele wieder ein seltsames Gemisch von Freude und Wohlwollen, von Schmerz und Klage. Aber was ist denn all' diese Pracht gegen den Gedanken an dich, meine geliebte Gattin, und an mein liebes Kind? Mein Kind! — Und sein Vater ist ferne, ist weit entfernt von ihm; es hat noch nie in das treue Vaterauge gesehen, noch nie seine Stimme gehört, noch nie seinen Kuß gekostet: und das Vaterherz ist doch so voll von Liebe, so fähig zur Liebe und so bereitwillig

zur Liebe! Und dieses treue Vaterherz kann nicht lieben, weil es ferne seyn muß von dem Gegenstande der Liebe! Und dieses sorgende Vaterauge darf nicht lieben, es soll die Ketten lieben, die es alltäglich beschaut, und die ihm die Arme wund reiben. Und dieses Herz zerspringt von Liebe! — Es kann nur sagen, das gute Vaterherz, daß es liebt, unendlich liebt und warm. Dem theuren Kinde gehört sein Herz und der verlorenen Gattin. Doch ich weiß, daß meine Gattin lebt und wo sie weilt; ich sehe den Punkt am Himmel, unter dem sie schüchtern wandelt. Ich sehe ihr thränenfeuchtes Auge, mit dem sie zu meinem lieben Kinde niederblickt, und wie sie die rothen Wangen küßt, mit ihren edlen Thränen benetzt, und wie ein leiser Lichtstrahl die Thränenperlen hastig wegsaugt. O welche Wonne liegt in diesem Kuß! — Und der Vater sieht es aus der Ferne, wie sehr die Mutter liebt und wie sie das Kind liebkost, das an ihrem Herzen ruht, und wie sie es bewacht mit dem treuen Mutterauge; aber er kann nicht Zeuge seyn, er kann nicht Bürge seyn, ob das Kind auch lebt; es spricht nur seine Einbildung in so malerischen Bildern zu seinem Herzen, das so sehr der Liebe bedarf, das von Liebe überfließt und dessen Herz Nichts ist, als reine Liebe. Wenn du wüßtest, meine geliebte unvergeßliche Anna, wie drückend es für einen Vater ist, zu wissen, daß in der weiten Welt sein Kind lebt und daß er vielleicht auf immer von ihm getrennt ist — auf immer! — und daß sein Herz trotz dem liebt und immer liebt; wenn du wüßtest, wie niederschlagend ein solches Gefühl ist, du würdest heiße Thränen vergießen und die brennendsten Zähren würden deine zarten Wangen benetzen: denn ich kenne dein gutes Herz!

O was Edles und Erhabenes ist es doch um ein liebendes Herz! Wie erhebend und begeisternd ist das Gefühl, sich von einem edlen Wesen geliebt zu wissen! Ein Leben ohne Liebe ist ein Leben des Todes. So erhaben nun dieses Gefühl ist, wie wohlthuend es auf das Herz, auf die Thatkraft des ganzen Menschen wirkt und wie sehr es alle Lebenspulse hebt: so unglücklich macht der Gedanke, ein Herz zum Lieben zu haben und Niemand auf der großen weiten Erde zu besitzen, den man lieben kann, der den Tribut der Liebe

annimmt. Wenn ich auch meine Blumen liebe, was hab ich denn davon? Reden denn die Blumen und verstehen sie meine Sprache und meine Empfindungen? Sie scheinen mich anzuhören, aber ich muß warten auf die Antwort; sie antworten mir nur das, was ich in ihren Kelchen lesen kann. Und öfters verstehe ich die räthselhaften Symbole nicht, die in ihren Schmelz eingegraben sind. So bin ich denn hier des Gegenstandes meiner Liebe beraubt; ich suche ihn vergebens: ich kann ihn nicht finden! Er weilt in der Heimath, von dem mich ein widriges hartes Geschick getrennt hat. Wohin eilt alsdann der Flug meiner Liebe? Ach, zu dir und zu meinem Kinde, das vielleicht nicht mehr lebt! Und aus der Ferne wird die Liebe erwiedert, die mein Herz verzehrt. —

*

Mein Tagewerk ist vollbracht. Ich sitze in meinem schattigen Zelte und stütze das sorgenschwere Haupt auf die mit harten Schwülen bedeckten Hände, und an wen soll ich denn denken in dieser Feierstunde? An Gott, daß er mir Kraft und Geduld verleiht, um auszuharren bis an's Ende; an dich, geliebte Anna, um mit dir zu plaudern, und an mein Kind, um das gebeugte Vaterherz aufzurichten in der Nacht und Finsterniß dieses Lebens. Diese drei Gedanken sind die drei Edelsteine, welche die Dunkelheit meines elenden Daseyns erleuchten — es sind drei freundliche Sterne, welche die Bahn meines Lebens umkreisen. Wie kühl ist's in meinem Zelte! Es hängen die Blätter dicht hernieder und spenden wohlthätigen Schatten; Schlingpflanzen weben sich liebkosend um die Stämme der Bäume und biegen sich in sanfter Wölbung über ihre Häupter, indem sie sich auf mein romantisches Gezelt niedersenken. Ein Vögelein singt so kräftig und schön, daß auch in mir die Liederlust erwacht, wie daheim im theuren Vaterlande: denn nirgends singt sich's schöner und lieblicher als in der trauten Heimath. Aber was soll ein Lied an diesem Orte des Jammers?

Da kommt mir ein glücklicher Gedanke, ich will mit meiner unvergeßlichen Anna reden; ich weiß, sie höret mich gern. Aber was soll ich mit ihr plaudern? Ich bleibe nicht lange im Zweifel. Ich will ihr meinen

Traum erzählen, den ich unlängst hatte. Möge ein leichter Zephir die Gefühle zu ihr tragen, die ich im Traum empfand! —

Vor einigen Tagen lag ich in meinem Zelte im kühlen Schatten, um mich neu zu stärken auf die harte Arbeit. Ein warmer Wind fächelte, und gar bang flüsterten die biegsamen Ranken, die sich um die Bäume schlingen. Die Sonne lag heiß auf der seufzenden Erde und sie spendete eine übergroße Hitze in verstärkten Strahlenbündeln. In solchen Mittagsstunden nun ist es nichts Seltenes, daß Einen die traulichen Arme des Schlafes sanft umfangen und daß sich der Schlummer über die müden Glieder senkt. So erging es auch mir. Ich lag nur eine kurze Zeit in meinem Zelte, als ich auch schon meine Glieder fallen ließ — sie folgten dem Gesetz der Schwere und hingen schlaff an meinem Körper nieder. Ich athmete tief, auf einer grünlichen Binsenmatte ausgestreckt. Anfangs war ich unruhig und wälzte mich mehrere Male um, um mir das Lager bequemer zu machen. Endlich aber blieb ich ruhig liegen: mein Mund war geschlossen, meine Nasenlöcher öffneten sich weit und hauchten die feuchten Dünste aus, die aus jedem menschlichen Körper steigen, sobald der Schlaf sich über die müden Augenlieder gelagert hat. Da hatte ich nun ein seltsames Traumbild: ich weiß, mein Kind lebt und welch' brave Mutter seiner wartet. Ich war auf meinem Schlosse im Erker. Da wandelte ich dem Theile des Schlosses zu, von wo aus man das Gnadenbild der himmlischen Mutter sehen kann, an dessen Fuß du, o geliebte Anna, so oft gebetet hast mit frommer Andacht. Da sah ich auch dich — o welch' Entzücken — dich allein! Ein Kindlein lag in deinem Schooß und faltete die kleinen Händlein und stammelte so gut es ging einen herzlichen Gruß an die heilige Gottesmutter; es war mein Kind: ein holder Knabe mit kastanienbraunen Locken, großen hellen Augen, rundem Kinn mit dem bezaubernden Grübchen und rosigen Wangen! — Du halfst ihm beten, du leitetest seine Worte, wenn der Junge stottern wollte. Und ich kann die Seligkeit nicht schildern, welche ich empfand, als ich dich so mit dem Kinde beten sah. Da mußte ich wiederholt bekennen, daß es keine schönere Erscheinung in dem

christlichen Familienleben gibt, als eine fromme Mutter und ein betendes andächtiges Kind! —

Es war bereits Mitternacht, als ich erwachte; aber das Bild des Traumes verwischte sich in meiner Seele nicht. Ich denke oft mit Rührung daran, wie du mit dem harmlosen Kinde dem Strome der Andacht dich übergeben hattest. O meine theure unvergeßliche Anna! ich bitte dich in dieser Stunde nur Eines: lehre unser Kind recht und herzlich beten; eile hin zu dem Gnadenbilde der göttlichen Mutter, stelle es unter ihren Schutz und ihre Fürbitte — sie ist Fürsprecherin beim Sohne! Bitte die himmlische Gnadenmutter, daß ihr gebenedeiter Sohn seine großen Gnadenschätze über unser Kind ausgieße! Zeige unserm Kinde, wie man zu dem lieben Jesu betet! Hebe mit ihm die Hände auf — bete du mit ihm, auf daß es, durch dein Beispiel ermuntert, eingeweiht werde in die Wirkungen eines frommen und herzlichen Gebets. Was ist denn der Mensch, der nicht beten kann und nicht beten mag? Das Thier betet nicht; es braucht das Gebet nicht. Aber welcher Mensch kann sagen, daß er des Gebetes nicht bedürfe? Wir Menschen leben in einem fortwährenden Abhängigkeitsverhältniß zu Gott — deßhalb müssen wir zu Gott beten. Und wer recht und herzlich betet, den wird Gott erhören, wenn es zu seinem Seelenheile förderlich und ersprießlich ist. Was die Luft dem leiblichen Leben ist, das ist das Gebet dem Leben des Geistes. Aber wie schwer, meine geliebte Gattin, lernen Jene beten, die sich nicht in die Uebung des Gebetes während der Jugend eingelebt haben — die als Kinder nicht zum fleißigen Gebete angehalten wurden? Das Gebet ist ein Haupterziehungsmittel.

„Wachet und betet!" sagte der Heiland zu seinen Jüngern, als er sie im Oelgarten schlafend fand und ihnen hierüber Vorwürfe gemacht hatte. Und ruft uns Jesus nicht dieselben Worte zu? Mahnt er uns nicht auf dieselbe Weise zu fleißigem Gebete, wenn wir lau und schläfrig zu werden beginnen? Alle Heiligen sind fast nur durch fleißiges Gebet und durch stille geistige Sammlung in den Besitz der Heiligkeit gelangt; Gebet und Betrachtung, wenn sie von der Gnade Gottes erfüllt und geläutert, gehoben und gesteigert werden,

sind die auserlesensten Mittel zur Erlangung eines gottseligen Wandels. Wie oft hat nicht der liebe Heiland gebetet? Ging er nicht jedesmal mit Gebet an sein heiliges Tagwerk? Entfernte er sich nicht von seinen Jüngern, um an stillen und einsamen Orten, etwa auf einem Berge, dem Gebete zu obliegen, mit Gott zu reden, sich mit ihm zu unterhalten und sich für seinen Beruf zu stärken? Hat der Heiland im Gebete nicht Trost für seine Leiden gefunden? Wie oft wird die göttliche Mutter mit ihm niedergekniet seyn im ärmlichen Zimmer und wird da heiß und innig mit ihm gebetet haben! Wie oft wird die heilige Familie sich mit Gott durch ein herzliches Gebet unterhalten haben? Und wenn die Gnadenmutter also betete, wenn sie mit ihrem göttlichen Kinde also hinkniete und mit ihm die Hände faltete und fromm im heißen Gebete sich ergoß, um wie viel mehr sollen es unsre Mütter thun, welche ihre Kinder für den Himmel erziehen sollen? Dürfen und können sie sich der Pflicht entheben, mit ihren Kindern oft und innig zu beten? Eine Mutter, die mit ihrem Kinde nicht betet, ist die traurigste Erscheinung, die ich mir in meiner Einsamkeit denken kann. Wie kann denn ohne Gebet die Erziehung gedeihen! Mutterthränen und Muttergebet — das sind zwei Dinge, die fast in das Reich der Geister gehören, so erhaben und groß sind sie. Aber ein ewiger himmlischer Segen muß auf dem Wirken einer Mutter ruhen, die mit der treuen Muttersorge das Gebet verbindet. Kann denn die Mutter Etwas ohne Gott? Kann denn die Erzieherin Etwas ohne die himmlische Gnade? O wie wenig bittet man um die göttliche Gnade. Man betrachtet manchmal die Gnade als etwas Nothwendiges — man sieht die Erziehung als eine Sache an, die sich von selbst macht und die ohne Gebet vor sich geht. Tausende von Müttern beten nicht über dem schlafenden Kinde, und doch schläft das Kind lieber ein, wenn es sieht, wie die betende Mutter an der Wiege sitzt. Wer vom Gebete läßt, der läßt von seinem Glücke! Das merke dir, meine geliebte Gattin!

Ich will eben deßhalb, daß du mit unserm Kinde oft und herzlich beten sollest. Bitte Gott um die Gnade, daß du seine Fehler erkennst und einsieheſt, damit du sie

mit Ernst und Liebe abstellen kannst! Bitte Gott um Ausdauer und Geduld, damit du keine Schwäche unbestraft hingehen lässest, aber auch kein Vergehen zu hart ahndest. Die Liebe erzieht. Noch einmal, bete fleißig mit unserm Kinde! —

Aber du hörst ja meine Worte nicht! Du bist zu weit entfernt von mir, und doch muß ich so mit dir sprechen; ach, das Vaterherz läßt mich nicht ruhen! Hätte ich eine Stimme, die durch alle Welten dringt, so würde ich dir mit einer Donnerstimme zurufen: Bete fleißig und innig mit unserem Kinde!

*

Acht Jahre bin ich nun in der Sklaverei. Meine geliebte Anna, acht volle Jahre sind wir nun schon von einander getrennt. Welche lange Zeit, und wie fern ist vielleicht die Stunde, welche uns auf der väterlichen Burg vereinigt! Ich wiederhole die Leiden und Martern nicht, die ich in dieser Zeit auszustehen hatte: ich bringe sie nicht auf ein zähes Pergament, denn ich weiß, ich würde dein theilnahmvolles liebes Herz nur betrüben, und aus deinen schönen Augen würden nur die hellen Zähren stürzen. Ich will es verhüten. Es ist genug, daß es der liebe Gott weiß, was ich erduldet habe. Er wird mir diese herben schweren Prüfungsstunden aus Gnade anrechnen. Zum Verdienst? Ach, wir sind ja sündige Menschen, und Keiner ist ganz rein vor ihm! Gott kennt mich besser, er wird es mit mir recht machen. Hat er mir nicht einen augenscheinlichen Beweis seiner Güte gegeben?

O höre mich gütig an, meine unvergeßliche Gattin, und verehre die unerforschliche Güte und Weisheit unsers Gottes! Er hat milderndes Oel in die Leidenswunden meines Lebens gegossen. Meine Lage hat sich um Vieles verbessert. Ich bin fast wie frei, nur darf ich nicht bei meinen Lieben in der Heimath seyn.

Am Schlusse des heutigen Tages, an dem ich dir diese Zeilen schreibe, hat mein Herr, Cid Muley, an mir sehr gütig gehandelt — bloß weil ich meine Pflicht als Christ und als Ritter that. Ich verlangte keinen Lohn; er ließ nicht nach, bis ich seine Güte in Anspruch

nahm, ja, er hätte mich ganz frei gelassen, wäre ich so elend und verdorben gewesen, meinem Gott die eidlich gelobte Treue zu brechen. Aber ich danke es der Gnade des ewigen gerechten Gottes, daß er mich nicht schwach werden ließ, ihn in einer verführerischen Stunde zu verlassen.

Die Güter meines Herrn liegen am Gestade des Meeres und dehnen sich weithin aus bis einige Meilen von dem südlichen Gebirge, der Atlas genannt. Sie sind sämmtlich gut im Stande und von vielen fleißigen Sklavenhänden reichlich bedient und sorgsam bebaut. Da findest du Getreide, Lorbeerbäume, Palmen, Datteln, Baumwolle und andere südliche tropische Produkte. Auf dürren felsigen Erdstrichen weiden zahlreiche Rindvieh- und Schafheerden, und ihr munteres Geblöck schallt freudig durch die Luft. Ich kenne alle Besitzungen meines Herrn von Grund aus; denn wo es eine harte Arbeit gab, mußte ich bisher auf der Stelle seyn, als ob es nur dann ginge, wenn ich anwesend wäre. Andere schwächere Sklaven hatten im Vergleiche mit mir ein Herrenleben. — Doch, was soll ich klagen? Habe ich dir nicht versprochen, meine Seufzer zu unterdrücken, damit ich dein edles Herz nicht betrübe? — Mein Herr ist unermeßlich reich. Auf seinen Gütern regen sich nahezu an fünf bis sechshundert emsige Hände — lauter Sklaven, wenn man die wenigen hartherzigen Aufseher davon abrechnet. Das Erträgniß muß ein ungeheures seyn, denn man bedenke den Luxus und den Aufwand, den er überall zur Schau trägt. Die Wände seiner Villen und Landhäuser sind mit glänzenden seidenen Stoffen behängt: Alles ist auf das Feinste nach orientalischem Geschmacke eingerichtet. Ich müßte dir ein ganzes Buch schreiben, wollte ich die Pracht schildern, die sich hier vor meinen Blicken, vor den Blicken eines einfachen deutschen Ritters, eines Christen und eines Sklaven aufthut. Denke dir Alles, was man ausgesucht und gutgewählt in dem deutschen Vaterlande heißt, und du stehst am Anfange der Herrlichkeit und Schönheit, der Ueppigkeit und Wohlhabenheit, die sich hier entfalten. Ich übertreibe nicht: ich sage dir die ganze volle Wahrheit. Aber in all' dieser Pracht findest du nichts Gemüthliches, nichts Herzliches, keine Tugend, keine Demuth, keine Freund-

schaft: Alles ist mechanisch und geht mechanisch — Alles ist dem absoluten Machtgebot meines Herrn unterwürfig und Alles geht in seinem Willen auf oder unter. Das Glück ist hier nur ein scheinbares. Manche haben hier sogar den Sinn für das wahre Glück verloren; da sie das Glück nur im höchsten Lebensgenuß finden, so kennen sie auch keine Tugend und keine wahre Freundschaft. Und obgleich ich im gegenwärtigen Augenblicke fast frei bin, so sehne ich mich nur um so mehr nach dir, geliebte Anna, und ich bin auch nur dann erst glücklich, wenn ich einmal wieder bei dir seyn und mit dir beten kann. O ich bitte dich, lächle nicht über diese unschuldige Sehnsucht! Ich habe es jetzt besser als zu Hause und bei dir, was nemlich den weltlichen Genuß betrifft, den ich, wie du bestimmt und gewiß von mir weißt, herzlich verschmähe, weil ich Menschenwürde und Menschenglück in etwas ganz Anderem suche, aber auch nur in einem ganz Anderen finde. Was ist denn aller äußerliche Schmuck ohne den christlichen Frieden? Was ist denn all' die pompöse Pracht und Herrlichkeit, wenn inmitten derselben harte Sklavenketten klirren? O ich hasse deßhalb dieses scheinbare Glück, und wenn es auf mich ankäme, würde ich augenblicklich die Ketten nehmen, die viele meiner christlichen Brüder in dem Dienste Cid Muley's gerne tragen um Christi willen. Und glaube nur mir, meine beste Anna, ich rede hier die lauterste Wahrheit! Es geht mir ein Stich durch das Herz, wenn ich die sklavischen Einrichtungen sehe und sie mit dem Luxus vergleiche, der sich alle Tage vor meinen Augen ausbreitet, und ich soll es besser haben als meine christlichen Brüder? Ach, ich möchte lieber mit den Unglücklichen selbst unglücklich leben, als Zeuge der vielen Sünden seyn, die hier in diesen üppigen Gemächern stündlich begangen werden. Muß sich ein christlicher Ritter nicht empören? Und denke, ich bin noch kein Haar breit von meiner ritterlich christlichen Gesinnung abgewichen! Ich bin stolz darauf, aber ich danke zugleich Gott, der mir die Gnade gibt auszuharren bis an's Ende. O möchte mich die Gnade des Herrn auch fernerhin begleiten, daß ich nicht strauchle! Ich bin forwährend umgarnt — das eitle Leben meiner Umgebung kann am Ende auch meine Seele ergreifen. —

Aber wohin verirre ich mich? Ich will dir ja die Veranlassung schildern, welche mir meine vollständige Freiheit gebracht hätte, wenn ich mich zu einer abscheulichen Handlung entschlossen haben würde. Ich muß dabei ehrlich und gewissenhaft zu Werk gehen, daß du nicht etwa eine zu große Meinung von mir erhältst.

Wie ich dir schon bemerkt habe, erstrecken sich die Besitzungen meines Herrn von der Meeresküste bis hinauf zu den Bergen des Atlas. Da, wo die Berge sich erheben, senken sich tiefe Thäler nieder und in den Abgründen und Tiefen hausen nicht selten feindliche wilde Thiere. Da brüllt der schreckliche Löwe, der fürchterliche König der Wüste; da streifen ganze Schaaren reißender Raubthiere, die gierigen Blickes auf die vorbeiziehende Beute lauern. Diese scheuen Thiere haben schon das Leben mancher getreuen Sklaven in Gefahr gebracht, wenn sie, sich selbst überlassen, am späten Abend in den Pflanzungen sich herumtrieben, und von der Nacht ereilt wurden, ehe sie das schützende Obdach der Gezelte erreichen konnten.

Vor mehreren Tagen meldeten die zurrückkehrenden Sklaven die Anwesenheit eines furchtbaren Löwen. Man wollte ihnen nicht glauben, denn keiner von ihnen war je eines Löwen ansichtig geworden, auch war ihre Beschreibung dergestalt mangelhaft, daß an ihre einfache Aussage nicht geglaubt werden konnte. Es verstrichen einige Tage und kein Lebenszeichen des ritterlichen Feindes konnte entdeckt werden, bis an einem Abende eine zahlreiche Viehherde eiligst dem Landhause zueilte, das nahe an's Meer stößt, und fast nicht mehr aufgehalten werden konnte, so sehr waren die Thiere geängstigt und aufgescheucht durch die Ankunft eines fürchterlichen raubgierigen Feindes. Der Hirte fehlte. Man zählte die Anzahl der Rinder, aus welchen die Heerde bestand: auch hier wurden mehrere und zwar die schönsten vermißt. Nun zweifelte Niemand mehr an der Gegenwart eines gewaltigen Raubthieres. Man erinnerte sich an die Aussage der Sklaven und muthmaßete ganz richtig die Anwesenheit eines Löwen in den Besitzungen meines Herrn.

Sid Muley, der ein gewandter Jäger und ein großer Jagdfreund und Abenteurer ist, befahl die schleunigsten

Anstalten zu einer umfangreichen Treibjagd innerhalb seiner Besitzungen und ihrer unmittelbaren Umgebung. Er selbst bestieg seinen Renner, ein Pferd von der reinsten arabischen Rage und mit unermeßlich schnellem Laufe. Alle Sklaven wurden bewaffnet, alle Diener mußten sich anschließen: denn der Feind der Heerden, der Schrecken der arbeitenden Menschen sollte je bälder je lieber aufgesucht und getödtet werden. Ich erhielt einen langen Degen mit einer scharfen Damascenerklinge und ich that mir nicht wenig darauf, endlich wieder eine Waffe in meiner Hand führen zu dürfen. Die ganze Mannschaft war nunmehr vollzählig versammelt, um dem Feinde entgegenrücken zu können. Sid Muley führte den Oberbefehl. Guten Muthes schritten wir den Bergen zu unter heitern Scherzen; denn alle Sklaven waren erfreut, einmal der lästigen einsylbigen Arbeit auf einen oder zwei Tage los zu seyn, um nach Herzenslust frei und ungestört herumzuschweifen. Und der Himmel war köstlich; es war ein schöner Marsch durch die schattigen Pflanzungen den Bergen zu; die südliche Sonne traf die Streifenden nun zur Hälfte. — Der erste Tag verstrich, ohne daß wir eine Spur des feindlichen Thieres entdecken konnten. Das gesammte Jagdpersonal lagerte sich auf einem freien Platze, durch welchen sich ein kleines rauschendes Bächlein ergießt und das die Dürstenden mit einem angenehmen erfrischenden Trunke versah. Es wurden Feuer angezündet; die Speisen dampften und ein heiteres bescheidenes Nachtmahl endete die Freuden des heutigen Tages. Es wurden Wachen ausgestellt, die sogleich Lärm machen sollten, wenn sich ein feindliches Thier in der Nähe zeigen würde. Aber die Nacht verging ruhig und der süße Schlaf wurde durch keinen Laut unterbrochen. —

Als der Morgen kam, erhoben sich alle Jagdgenossen von der mütterlichen Erde, die ihnen in der Nacht als Lagerstätte gedient hatte, und wanderten schnellen Zuges dem Gebirge zu. Es wurde Mittag — nirgends eine Spur von dem gefürchteten Löwen! Sid Muley war unwillig und war nahe daran, die ganze Mannschaft zur schleunigen Umkehr zu bereden. Als er aber in das Hüfthorn blies, so daß es weithin hallte durch die Berge, da antwortete ihm ein furchtbares Gebrüll, ähnlich dem Rollen des Donners, aus der Nähe der Berge — es

mußte noch innerhalb seiner Güter seyn. Schnell ließ er den Ort umzingeln und von allen Seiten einschließen, um desto sicherer der Beute habhaft zu werden. — Nun erscholl das Signal zum Marsche; aber es antwortete auch aus dem Dickicht. Die Massen setzten sich in Bewegung, ich befand mich in der Nähe meines Herrn; er sprengte muthig voraus und kehrte schnell wieder um, indem er uns noch einmal zur Vorsicht mahnte. Da ertönte das wüthende Gebrüll wieder. Es war, als ob die Berge zitterten und der Boden, der uns trug, leicht erbebte. Ich habe in meinem Leben nie so Etwas gehört und obgleich ich mich nicht zu den Muthlosen zähle, so entstanden in mir doch ganz eigenthümliche Gefühle. Ich träumte von einem harten Kampf, von Lebensgefahr, und mechanisch untersuchte ich die Schärfe meiner Damascenerklinge. Sie schnitt gut und auf's Gerathewohl hätte es Keiner mit mir aufnehmen dürfen. Ich wollte ihn bei Zeiten gehörig abgekühlt haben. Aber eigenthümlich blieb mir der Eindruck, den jenes entsetzliche Brüllen in mir hervorrief: es war mir furchtbarer als das gewaltige Toben der schrecklichsten wildesten Schlacht.

Jetzt hatten wir den König der Wüste, den Löwen, vollständig eingeschlossen. Das edle Thier schien es zu ahnen, und je näher wir ihm kamen, desto schrecklicher erscholl das laute Gebrüll. Es gellten mir die Ohren. Der Löwe lag in einem dichten Gebüsch auf seinem Bauche und hatte sein königliches Haupt zwischen die beiden Vordertatzen gelegt; mit dem Schwanze schlug er die weichen Lenden. Seine Augen glühten und funkelten aus dem schattigen halbdunkeln Dickicht wie feurige Kohlen hervor. Das Thier befand sich in der größten Aufregung und blickte wie rasend umher. Einige unsrer Begleiter mußten es auf Cid Muley's Geheiß durch allerlei Geberden und wüste gauklerische Grimassen und Späße längere Zeit necken und noch mehr erbittern. Cid Muley empfand dabei das größte Vergnügen und klatschte wiederholt in die Hände. Auch wir Jagdgefährten freuten uns, den Räuber endlich vor uns zu sehen. Wir thaten noch einige Schritte vorwärts und standen nun auf ungefähr dreißig Schritte von dem grimmigen Löwen, der nun heftig aufsprang und seine schöne gelbe Mähne schüttelte, den weiten Rachen dergestalt aufsperrte, daß

wir die tödtlichen Zähne der Runde nach begaffen konnten, und mit dem Schweife weitaus langte und sich in die Weichen schlug. Sein Gebrüll war weit furchtbarer als wir früher nur wähnen konnten. Da stieg Cid Muley von seinem Pferde und griff nach seinem guten Schwerte, indem er sich allein auf den Löwen warf, um ihn mit sicherm Streich zu Boden zu schmettern. Das Thier bewegte sich nicht, sondern sah nur festen Auges auf den sorgsam daherschleichenden Gegner. Muley und der Löwe betrachteten sich gegenseitig: Keiner machte eine Bewegung; ich stand hilfebereit da, fest entschlossen, mein Leben für meinen Herrn zu wagen, wenn sich ein Unfall ereignen sollte. Ich schlich gegen den Willen meines Herrn langsam nach und ließ keinen Blick von dem furchtbar gereizten Thiere abgehen. Da schien dem Löwen die Geduld auszugehen und mit einem gewaltigen Sprung hatte er Cid Muley auf den Boden geschleudert und biß sich so fest in den Arm des sonst gewandten Waidmannes ein, daß die Gebeine wie Schiefer krachten. Ich bemerkte die Gefahr und wollte schnell hinzu eilen, dem feindlichen Thiere den Kopf zu spalten. Ich brauche dir, meine gute Anna, die Wuth und die Verzweiflung nicht zu schildern, mit welcher Cid Muley unter den fürchterlichsten Schmerzen um Hilfe aufschrie. Kraftlos und zu sehr erschüttert mußte ich dem Unglücklichen einige Zeit zusehen; von den übrigen Sklaven wollte keiner sein Leben für den Herrn wagen, in welchem sie nur ihren Unterdrücker erkannten. Und doch ist der Christ schuldig, das Leben seines Herrn zu retten, wenn er es zu retten im Stande ist! Doch so dachten Jene nicht. Der Löwe ließ den Arm meines Herrn nicht los, und Cid Muley mußte schon viel Blut verloren haben. Da sammelte ich denn meine geschwächten Kräfte und wollte mich auf den Löwen stürzen, um meinen Herrn zu retten; aber das wüthende Thier ließ mir hiezu keine Zeit. Es ließ Muley's Arm los und sprang auf mich zu; geschwind ließ ich mich, gewandt in der Führung der Waffen, auf ein Knie nieder und hielt meinen langen Degen vor mit der Faust, um den Sprung des Löwen abzuhalten und mit heftigem Sprunge rannte er in die scharfe Klinge mitten durch das Herz. Das heiße Blut spritzte weit hinaus und röthete meine Kleider und das dunkle Gras.

Das schöne königliche Thier lag auf dem Boden und hauchte sein Leben aus.

Von dem todten Löwen weg eilte ich zu Eid Muley, der erschrocken und an allen Gliedern krampfhaft zitternd auf dem Boden in seinem Blute saß und einer gänzlichen Ohnmacht nahe war. Ich hob ihn auf und benetzte mit Wasser seine brennende Schläfe; mit dem Reste des Wassers, das ich in einer Flasche bei mir trug, wusch ich seine Wunde aus. Jetzt kamen auch die andern Sklaven. Muley sah sie ernst und streng an. Viele schlugen aus Angst die Augen nieder und konnten den Blick des Gebieters nicht ertragen. Als Muley wieder zu sich gekommen war, trug ich ihn mit drei andern Sklaven auf sein bereitstehendes Roß, nachdem wir seinen zerbissenen Arm noch sorgfältig verbunden hatten. Eid Muley sprach auf dem ganzen Marsch bis zu seinem Landhause kein Wort; er seufzte nur hie und wieder leise, da ihm sein verwundeter Arm große Schmerzen machen mußte. Dunkle Wolken lagen auf seiner Stirne, und sein Auge blitzte streng unter dem begleitenden Troß, und von da warf er sein musterndes Auge auf den todten Löwen, der vor ihm hergeführt wurde und seine Augen halb geschlossen hatte.

Es war schon Abend, als wir bei dem Landhause ankamen, das mitten in seinen prächtigen Besitzungen sich erhebt. Die Diener eilten schnell herbei, den absteigenden Herrn in einem Tragsessel in das schönste Gemach zu bringen. Schnell erschien ein dienstbeflissener Arzt, der jedoch die Wunde nicht für gefährlich erklärte, der aber doch achselzuckend beifügte, daß die Heilung sehr langsam vor sich gehen würde, worüber Eid Muley, von Jugend auf an Genuß und Freude gewöhnt, fast ärgerlich wurde und die schwarzen Augenbraunen gar heftig verzog. Doch der Arzt blieb bei seiner Behauptung, als Muley eine schnelle Heilung begehrte und auf den gewohnten Lebensgenuß nicht verzichten wollte. Wo wäre mein Herr, geliebte Anna, wenn ich ihn nicht mit der Kraft meines Armes geschützt hätte? Soll ich mich deßhalb rühmen? Soll prahlen, daß ich eine That der Pflicht gethan? Da würdest du deinen Gatten zum erstenmal nicht wieder erkennen! Ich suche nur meine Pflicht zu thun, und das ist auch der Ritter und Christ schuldig, wenn er Ketten

und Bande trägt, wenn er unter dem Joche der Sklaverei seufzt. Oder bist du anderer Ansicht, meine gute Anna!

Nachdem Muley gut versorgt war, begab ich mich in mein Gezelt, um dort von dem angestrengten Marsche auszuruhen. Da tritt plötzlich ein Diener herein und ruft: „Zu Cid Muley!"

Ich erhob mich augenblicklich, nicht um einen großen Lohn zu empfangen, sondern um meinem Herrn zu gehorchen, wie es meine Pflicht ist. Als ich in das prachtvolle Gemach eintrat, in dem er sich befand, lag Cid Muley auf einem feingepolsterten Divan und rauchte gemüthlich seine Pfeife. Er war von Dienern und von eifrigem Gesinde umgeben und alle Blicke waren auf sein Machtgebot gerichtet. Wie steife Maschinen stund das dienstthuende Gesinde da und getraute sich kaum zu athmen. Ich fühlte eine große Unbehaglichkeit und wäre lieber nicht in dieses Prunkgemach getreten, wenn es nicht der gebieterische Befehl meines Herrn verlangt hätte. Das steife Ceremoniel war mir verhaßt und mich dauerten zudem die vielen Menschen, deren Geist sich nicht entfalten konnte. Was ist es doch Edles und Erhabenes um das Christenthum, das jeden Menschen werden läßt, wozu ihn Gott berufen und auserwählt hat! — Ich warf mich nieder zu den Füßen meines Gebieters, so hart es mich auch ankam. Ach, zu welchen entehrenden Handlungen muß sich ein Sklave erniedrigen.

„Burkhardt!" versetzte mein Gebieter in herrischem stolzem Tone, als ich mich auf sein Geheiß erhoben hatte.

„Ich bin's!" sagte ich kurz und verzog meine kühne Stirne. Ich fühlte die deutsche Rilterehre in mir aufflammen und ein heiliger Stolz — verzeihe mir, meine getreue Anna, dieses Wort, ich wollte Selbstgefühl sagen — bemächtigte sich meiner. Ich war in der Lage, gegen entehrende Zumuthungen standhaft zu seyn.

„Du bist Cid Muley's Sklave!" sprach mein Gebieter.

„Ich bin's geworden!" erwiederte ich.

„Cid Muley weiß die großen Dienste zu lohnen, die ihm seine Sklaven thun!" sprach mein Gebieter nach einer Pause, nachdem ihm sein nächststehender Diener die Pfeife gereicht hatte, die eben für ihn angezündet worden.

Ich schwieg auf sein selbstgefälliges Gerede und machte in der Stille meine Randglossen nach alter deutscher Rittersitte. Eid Muley schien auf meine Antwort zu warten — ich schwieg, da ich mich durch ein unzeitiges Lob nicht als schmeichlerisch darstellen lassen wollte.

„Du hast mir heute mein Leben gerettet, Burkhardt! Ich erkenne dich, es ist kein Anderer!" fing mein Herr wieder an. „Ist's wahr?"

„Ich that nur meine Schuldigkeit!" antwortete ich trocken. „Wolle man mir nicht zum Verdienst anrechnen, was meine Pflicht war!"

Auf diese Rede schaute mich Muley verblüfft an und schien nicht begreifen zu wollen, was meine Rede bedeute.

„Du bist Christ?" fragte er.

„Ja, mein Gebieter! Christ aus Ueberzeugung!" sagte ich mit gemessener Stimme, worauf mein Herr seine hohe Stirne runzelte und mich gar finster ansah.

„Was willst du für deine schöne That?" fragte mich mein Herr, und dabei maß er mich mit seinen großen schwarzen Augen.

„Nichts, gar Nichts!" antwortete ich.

„Nichts, gar Nichts? Das ist doch seltsam! Und warum denn Nichts?" versetzte er mit gedehnter Stimme.

„Gefälligkeiten soll man sich nicht immer bezahlen lassen, und die Erfüllung seiner Pflichten ist nur Schuldigkeit!" sprach ich kurz.

„Aber wenn ich dich frei lassen will, willst du diesen Lohn annehmen?" sprach Muley in feierlichem Tone.

Ach, da dachte ich an dich, an mein liebes Kind! Das Wort Freiheit klang wie eine himmlische Musik in meinen Ohren, und glaube mir, wenn ich nicht ein deutscher Ritter gewesen wäre, ich wäre dem Eid Muley zu Füßen gefallen und hätte ihn auf den Knieen um die Freiheit gebeten — einzig dir und meinem Kinde zu lieb. Allein ich kannte den harten Mann. War es sein Ernst? O nein, meine theure Anna! er wollte mich nur versuchen. Aber Gottes Gnade wirkte in mir anhaltender und erfolgreicher als der angenehme Sieg der in Aussicht gestellten Freiheit. Ich wäre zu gerne bei dir in der Heimath, aber mit dem Verluste meines Glaubens will ich meine Freiheit nicht erkaufen.

„Du hast mir mein Leben gerettet! Das war schön und edel! Du bist frei, wenn du deinem Glauben entsagst und dem Propheten huldigest," sprach mein Gebieter.

„Welche Zumuthung,!" murmelte ich dazwischen.

„Ich schenke dir Sklaven und Güter — eines meiner Landgüter; aber bei meinem Barte, du mußt deinen Irrthum verlassen und den großen Propheten preisen! Bist du zufrieden mit diesem Lohne?" schloß der Gebieter und strich sich den Bart.

„Ich will Sklave seyn!" sagte ich, empört über eine solche Zumuthung. „Meinst du, mein Gebieter, ich wolle um solch schnöden Lohn meinem Gott untreu werden? Wie kann ich dir treu seyn, wenn ich meinem Gott die Treue breche? Wäre es nicht abscheulich, wenn ich wegen zeitlichem Gute meinen Heiland verlassen würde, der mir ewige Güter versprochen hat? Verschone mich mit solchen Zumuthungen, mein erhabener Gebieter!"

„Du willst also Sklave seyn?" fragte er mich rasch. „Du weisest mein Anerbieten zurück?"

„Ich will Sklave seyn! Um einen solchen Lohn begehre ich die Freiheit nicht!" erwiederte ich ernsthaft.

„So sey wieder Sklave!" befahl Cid Muley und gab mir ein Zeichen mit der Hand, daß ich abtreten möge.

Und so bin ich denn wieder Sklave — Sklave, um meine traurigen Brüder mit den göttlichen Heilslehren des Christenthums trösten zu können. Ich bin ein Priester unter den Elenden; ich erquicke sie mit der göttlichen Lehre — und was kann ich denn Besseres thun?

Aber mein Herr hat mich am andern Morgen zum Aufseher aller Sklaven gemacht und hat mir eine Gewalt eingeräumt, daß ich mich fast frei nennen kann. Ich hätte es nie von ihm erwartet. Nun kann ich erst meinem freiwilligen Amte, ein Tröster der Betrübten zu seyn, recht abwarten. Möge mir Gott nur seine Gnade nicht entziehen! —

*

Gestern war ein wahrer Freudentag auf den Besitzungen meines Herrn. Für wen meinst du, meine geliebte Anna? Ach, für die armen Sklaven, die im

Dienste meines Gebieters stehen! Du schaust mich verwundert an, daß ich behaupte, wir hätten gestern einen wahren Freudentag gefeiert; denn du wirst glauben, das sey nicht möglich, so lange der Mensch seiner persönlichen Freiheit beraubt ist und Sklavenketten trägt. Doch wird dir die Sache erklärlich werden, wenn du mich anhören willst. Ich schreibe wieder in meinem Zelte: hier allein fühle ich mich glücklich, denn es ist der Ort, wo ich mit dir reden kann. Obgleich ich in dem Landhause meines Gebieters wohnen könnte, so habe ich es doch vorgezogen, diese treulichen Schatten nicht zu verlassen — und hier will ich bleiben, bis mir die Stunde der Erlösung schlagen wird. Aber wann, o geliebte Gattin, wird jene feierliche freudige Stunde schlagen? —

Wir hatten gestern einen wahren Freudentag, sagte ich. Er war es auch! Unser Gebieter gab den gestrigen Tag frei, nachdem die Sklaven drei Wochen mit den härtesten Arbeiten geplagt worden waren. Ihre Kräfte waren erschöpft und viele aus ihnen hätten es auch nicht einen Tag mehr ausgehalten, der anstrengenden Arbeit zu obliegen. Nachmittags sammelten sich nun ungefähr hundert der besten Arbeiter und luden mich zu einem Spaziergange nach den Bergen ein. Ich befehle den Sklaven mit Ruhe, mit Einsicht, und ich möchte ihnen nur solche Arbeiten aufbürden, die sie ohne allzu große Anstrengung verrichten könnten, wenn ich allein zu gebieten und zu befehlen hätte — allein es sind mir noch andere Aufseher beigegeben, welche die Armen unterdrücken und quälen. Ein solches Benehmen thut mir in der Seele wehe. Oder sind denn die Sklaven nicht auch Menschen, würdig unsers Mitleids? Sind sie nicht auch Kinder Gottes, Erben des Himmels? Sind sie bloße Werkzeuge, mit denen sich ein Herr bereichern kann? Haben sie nicht eine unsterbliche Seele, die ein Ebenbild, ein Hauch von Gott ist? Aber zu dieser Ansicht von der Würde und Bestimmung des Menschen erhebt allein das Christenthum — das Heidenthum und alle außerchristlichen Religionen verläugnen grundsätzlich die Idee von der Würde und Bestimmung des Menschen.

Da ich die Einladung der Sklaven nicht abschlagen wollte, so wanderten wir denn hinauf zu den Bergen.

Es waren lauter christliche Brüder, die in der Verfolgung treu blieben und nicht um Alles in der Welt ihren heiligen Glauben verläugnen würden. Es war nur ein Herz und eine Seele, eine Freude und ein Genuß — ein religiöser Genuß. Wir feierten droben das heilige Weihnachtsfest, und da es uns an einem Priester mangelte, so mußte ich seine Stelle vertreten — ein Amt, das ich bereitwilligst übernahm. Es lagerten sich Alle im Grase, das in den Besitzungen meines Herrn auch in einer so vorgerückten Jahreszeit in großer Masse gefunden wird. Nachdem wir uns gelagert hatten — ich saß in der Mitte und die christlichen Brüder bildeten einen Kreis um mich — begann ich meinen Vortrag über die Liebe Gottes zu den Menschen in der Menschwerdung seines eingebornen Sohnes. Eine feierliche Stille herrschte in dem frommen Kreise. Aller Augen waren auf mich, wie auf einen Vater, gerichtet. Es war ein schöner Anblick, alle die christlichen Genossen auf meine Worte lauschen zu hören. Du weißt, meine theure Anna, ich rede nicht zu meinem Ruhme, und es liegt keine Selbstgefälligkeit in meinen Worten. Stolz soll mir ferne seyn! Wenn ich mich rühme, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Und wessen sollte ich mich denn rühmen? Bin ich etwa nicht ein sündiger Mensch? Bin ich nicht von Sünden befleckt? Und wessen sollte ich mich rühmen, das ich nicht empfangen habe? Und wenn ich Alles empfangen habe, so soll ich statt Ruhm nur Dank gegen Gott im Munde haben.

Worin, meine geliebte Anna, hat denn Gott seine Liebe zu den Menschen am besten gezeigt, als daß er seinen eingebornen Sohn auf die Welt sandte, damit er uns sündige Menschen heile und erlöse! Die Liebe Gottes zu den Menschen wird nirgends auf eine so ergreifende und bewunderungswürdige Weise offenbar, als in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. War uns Gott vielleicht Etwas schuldig? Haben wir die Ankunft des Heilandes verdient? Wodurch? Durch unsere Sünden? Durch die Beleidigungen, die wir ihm alle Stunden des Tages bis zu unserm Tode anthun? Gott sandte seinen Sohn aus Gnade, wir konnten es von dem Allvater nicht verlangen; es war nicht Nothwendigkeit, es war Gnade, daß uns Gott den Heiland

sandte, daß wir errettet würden aus Sünde und Noth, aus Elend und Tod. Wo stünde denn die Menschheit, wenn Jesus Christus nicht erschienen wäre? Es mußte der Heiland erscheinen, Gott mußte sich aus Gnade der Menschheit erbarmen, wenn wir nicht ewig verloren gehen sollten. War denn die Menschheit nicht so tief in Sünde und Laster versunken, daß sie sich aus sich selbst nicht mehr helfen konnte? Ließ Gott nicht Alle in Unglauben und Sünde versinken, umsich Aller zu erbarmen? Gerade durch die Menschwerdung des Heilandes sollte erst die grenzenlose Liebe Gottes zu den Menschen offenbar werden; es sollte sich augenscheinlich zeigen, daß Gott der Gnädige und Barmherzige ist, der sich seiner Kinder annimmt. Der Heiland brachte uns die geistige Freiheit: er brachte uns die Erlösung und zeigte uns, daß wir nur in seinem Blute selig werden können. Wäre Christus nicht geboren worden, wie hätten wir Menschen erlöst werden können vor Irrthum, Sünde und Noth? Wie hätte in uns ausgetilgt werden können der Fluch der Sünde? Die Menschen seufzten unter dem Joche der Sünde: Christus hat uns vom Fluche der Sünde erlöst. Wir können die Größe der Liebe Gottes zu den Menschen durch die Geburt seines Sohnes nur dann recht würdigen und beurtheilen, wenn wir auf die Lage der Menschheit vor Christus hinblicken, die großen Gebrechen erwägen, unter denen sie seufzte, und die Leiden beherzigen, die die alte menschliche Gesellschaft fortwährend bedrohten und beunruhigten. Die Gestalt der alten Menschheit kann gewiß nicht treffender bezeichnet werden, als es der Apostel Paulus in seinen Briefen mit wenigen Worten thut. Was sagt er? „Sie hielten sich für Weise, waren aber Thoren. Sie vertauschten die Herrlichkeit Gottes mit dem Bilde des vergänglichen Menschen, ja selbst der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Sie verwechselten den wahren Gott mit falschen Götzen und erwiesen dem Geschöpf mehr Ehre als dem Schöpfer, welchem Preis sey in Ewigkeit.“ — „Sie wurden umhergetrieben von jedem Wind der Lehre, durch die Schalkheit der Menschen und durch die arglistigen Kunstgriffe der Verführung.“ Eph. 4, 14. — „Sie waren ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.“ Eph. 2, 12. —

Als aber das Licht der Herrlichkeit aufging über dem stillen und ärmlichen Stalle zu Bethlehem, da leuchtete es auch herein in die Welt und in die Finsterniß unsers Lebens, und von allen Seiten her, aus allen Richtungen der Welt erscholl der freudige Jubel: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingebornen dahin gab, um uns Alle zu beseligen." — Das menschliche Herz ist freilich nicht selten zu fleischlich gesinnt, um die Liebe Gottes zu den Menschen in der Menschwerdung seines Sohnes erfassen zu können. In dieser göttlichen That zeigt uns der Herr den ganzen Reichthum seiner Gnade und den ganzen unermeßlichen Inhalt seiner Liebe und Erbarmung. Dem menschlichen Herzen kommt eine solche unendliche Liebe, solche Selbstaufopferung und solche Selbstentäußerung seltsam vor. Wenn ich aber, o meine unvergeßliche Gattin, hinblicke auf den, welchen der Vater uns zum Heiland gegeben hat, wenn ich mich niederwerfe in den Staub vor dem Gottmenschen, was muß ich da empfinden? Ich muß sagen: O welch' ein Gott und Vater ist das, welcher die Welt so sehr geliebt hat, daß er seines Eingebornen nicht geschont, sondern ihn für uns dahingegeben hat! Und ferner muß ich sprechen: O welch' ein Sohn und Heiland ist das, welcher sich selbst zu uns in solcher Weise herabließ — zu uns, die wir doch nur arme Menschen sind, um uns zu erhöhen! Und ich muß sprechen: „Laßt uns ihn wieder lieben, denn er hat uns zuvor geliebt!" — Und ferner muß ich laut bekennen: „Da uns Gott so geliebt hat, so müssen auch wir einander lieben." Und froh hebe ich mein Haupt empor, freudig richte ich mich empor zu Gott und sage mit dem Apostel: „Wenn Gott für uns ist, wer mag dann wider uns seyn? Wer wird die Auserwählten anklagen? Gott? — Wer wird verurtheilen? Christus?" — „In Allem überwinden wir um dessenwillen, der uns bis in den Tod geliebt hat." — Und wenn ich hinblicke auf das Erlösungswerk des göttlichen Heilandes und mich in dasselbe zu vertiefen bemühe, so werde ich bekennen müssen: Welches wird sofort das Werk seyn dieses Heilandes! Wie groß und unerforschlich ist es, und doch so weise! „Wahrlich, ein Geheimniß, welches von Ewigkeit und von Geschlechtern her verborgen war, nun aber geoffenbaret worden ist

seinen Heiligen.“ Und irre ich, wenn ich sage, daß sich Gottes Liebe zu den Menschen nie schöner und glänzender gezeigt hat, als in der Menschwerdung seines Sohnes in dem ärmlichen Stalle zu Bethlehem. —

Diese und ähnliche Wahrheiten suchte ich meinen christlichen Brüdern beizubringen. Wir waren alle gerührt über die Liebe Gottes zu den Menschen. Ich vergaß die Sklaverei und die menschliche Armseligkeit, um mich ganz in die Größe der göttlichen That der Menschwerdung des himmlischen Sohnes zu vertiefen. Wie erhaben war doch dieser Gottesdienst für uns! Wie sehr ergriff er unser Herz! Wir trugen keinen großen Pomp zur Schau, aber wir hatten und brachten ein offenes und redliches Herz. Und ist den Kindern und den Armen nicht vor Allem das Evangelium gegeben? Wer nicht wird wie ein Kind, so fromm, bescheiden und anspruchslos, der kann nicht in's Himmelreich eingehen. So spricht ja der Heiland selbst! Um aber diese religiöse Feier würdig zu beschließen, sangen die Brüder ein ergreifendes Lied, welches in den Kirchen des lieben Vaterlandes so häufig vorgetragen wird, und das weithin hallte durch die Berge. Das Lied aber lautet:

„Vom Aufgang bis zum Niedergang
Erhebet euch zum Lobgesang!
Bringt Preis und Jubel Christo dar;
Ihm, den Maria uns gebar!

Des sel'gen Schöpfers Allgewalt
Zieht an des Menschen Knechtgestalt,
Daß er im Fleisch das Fleisch befrei,
Und Keiner ihm verloren sey.

Zum Schooß der keuschen Mutter geht
Des Himmels Huld und Majestät,
Ein Wunder trägt der reine Leib,
Wovon niemal gewußt ein Weib.

Zu Gottes Tempel weiht sich ein
Das Herz der Jungfrau keusch und rein,
Die Heil'ge wird durch's Wort der Thron
Für Gottes eingebornen Sohn.

Und sie gebiert als reine Magd,
Den Gabriel ihr angesagt,
Den schon Johannes wunderbar
Erkannt, eh' er geboren war.

Er wählt die Krippe ohne Scheu,
Zum Bette dienet ihm das Heu,
Mit wenig Milch wird der getränkt,
Der auch dem Vogel Nahrung schenkt.

Des Himmels Heer frohlockt empor,
Dem Kind lobsingt der Engel Chor,
Und armen Hirten wird zur Stund'
Der Herr und Hirt der Völker kund.

Sey hochgelobt Herr Jesu Christ,
Der du für uns geboren bist,
Gelobt in der Dreifaltigkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!" —

Und siehe, meine beste Anna, so zeigen und bieten sich mir tausend Veranlassungen, wo ich auf das niedergebeugte Gefühl meiner gefangenen christlichen Mitbrüder einwirken kann! Da solltest du manchmal die funkelnden Augen sehen, die aus den eingefallenen Höhlen hervorleuchten, wenn das Gemüth getröstet wird. Da solltest du manchmal die Thränen sehen, die über die sonnverbrannten Gesichter rieseln, und dann in der heißen Erde versiegen oder auf der braunen Hand vertrocknen! Da solltest du manchmal die Rührung bemerken, die sich des gebeugten Gemüthes bemächtigt, wenn von den Gnadenschätzen unserer heiligen Religion die Rede ist — welch' erhabenen Trost athmen diese Seelen ein! Wie reich ist nicht unsere Religion an Trost! Aber oft meine ich, daß man die Süßigkeit und Kraft unserer Religion erst dann recht begreifen und erfassen lernt, wenn man im Unglücke ist. Das Unglück öffnet mit unsichtbarer Hand der Religion das menschliche Herz. Ohne Leiden — so glaube ich oft in meiner Einsamkeit — kann man gar nicht zu Gott gelangen: erst die Leiden erwecken die wahren Liebhaber des Kreuzes. Und ging der Heiland nicht selbst durch maaßlose Leiden in seine Herrlichkeit ein? —

*

Es sind heute fünfzehn Jahre, daß mich wilde Piraten an das Ufer von Tunis gesetzt haben — wider meinen Willen, nach tapferer ritterlicher Gegenwehr. Es sind heute fünfzehn Jahre, daß ich Cid Muley's Sklave bin. Welche Zeit! Und wenn ich rückwärts blicke, wie schnell war sie verschwunden! Und doch ist mir die Zeit, wenn ich vorwärts schaue, eine halbe Ewigkeit — eine Minute ist eine Ewigkeit, wenn ich, o geliebte Anna, an dich und an meinen Sohn denke. Und wie oft denke ich an euch! Heute sitze ich nun am Meere auf einem öden Felsgestein uud blicke hin nach der lieben Heimath. Da ist es mir, als hörte ich die Tauben auf dem Dache girren, als hörte ich die Lerchen singen und die Wachteln und Finken schlagen. Welche Sehnsucht bemächtigt sich meines Herzens! Welch' grenzenlose Gefühle zittern in meinem Gemüthe! — Ich bin fünfzehn Jahre von dir getrennt, meine inniggeliebte Anna! Vielleicht vereinigt uns nur die Ewigkeit. Es schwindelt mir bei diesem Gedanken. Meine Hand zittert, während ich diese Worte schreibe; ich bin schwach, ich bin fast wahnsinnig — ach, mein Herz schnürt sich zusammen — es bricht, wenn mir die Stunde versagt ist, dich je einmal zu sehen! Und du, mein Gott, was macht denn mein Kind, mein lieber Sohn! Auch ihn werde ich vielleicht nicht wieder sehen! Ich bin vielleicht auf ewig abgeschlossen in diesem barbarischen Lande. Doch nein diese Furcht ist thöricht, ist lächerlich; aber das weiß ich, daß es für den Menschen kein drückenderes Gefühl gibt, als das Gefühl der Ungewißheit.

Ich feiere heute den Jahrestag meiner Gefangenschaft. An diesem Tage frage ich mich im Ernste: wo bist du, was machst du, was ist aus dir geworden, meine unvergeßliche Anna? Lebst du noch? Kann ich noch mit dir reden? — O vergib mir diese schwarzen Gedanken; oft beherrschen sie mich wider Willen: o das sind traurige, furchtbare Augenblicke! Wenn diese mich umlagern, dann muß ich zu mir sprechen: Ich bin gefangen und unglücklich; aber so viel weiß ich, daß auf der Erde noch zwei Herzen für mich schlagen — das deinige, theure Anna, und das Herz meines heißgeliebten Kindes!

Es ist heute der Jahrestag meiner Gefangenschaft. An diesem Tage sehne ich mich mit heißem Verlangen nach meinem Kinde, und auch nach ihm muß ich im

Ernste fragen: wo ist es? was macht es? lebt es noch? O ich Thor! was sind das für Fragen, die nie beantwortet werden, und doch stelle ich sie so oft an dich, mein getreues Weib! Mein Sohn muß jetzt beinahe sechzehn Jahr alt seyn. Welch' eine glückliche Zeit! Welch' ein Alter, in dem sich alle Hoffnungen concentriren, die man auf ein heranwachsendes Leben setzen kann, da sich alle Anlagen entfalten! Das ist die Zeit, in welcher sich der Charakter bildet! Das ist die Zeit, in welcher der Mensch zu dem erzogen wird, was er werden soll. Sorge doch dafür, daß mein Sohn ein gutes Herz erhält! Was ist ein Mensch ohne Herz? Das Herz allein macht edel, macht gut und fromm! Das Herz allein ist ein König. Was ist es doch Edles um das Herz — um das fromme christliche Herz! Ein Mensch ist unendlich zu schätzen, wenn er ein gutes Herz hat, und wenn er sich auch in die rauheste Leinwand kleidet, wenn er in Lumpen einherwandelt und ein Genosse der bittersten Noth ist. In seinem Innern besitzt er ein Kleinod, das köstlicher ist als das feinste Gold — es ist sein gutes liebes Herz! In dem Herzen haben alle Tugenden und Laster ihren Sitz. Ein Mensch mit bösem Herzen ist ein Satan in menschlicher Gestalt: er ist zu allen Sünden geneigt, für die Uebung aller Missethaten fähig. Er kann Mörder und Räuber werden, ein Unterdrücker der Unschuld, der Wittwen und Waisen, des Rechtes, der Pflicht, der Schuldigkeit, der Billigkeit. Er wird ein Verächter der göttlichen und menschlichen Gesetze: ein Brandmal ist er auf der Erde; er ist ein Wütherich in all' seinem Thun. Wie erhaben steht aber ein Mensch da mit gutem edlen Herzen! In seinem Herzen gedeihen alle Tugenden: er ist erfüllt von Liebe, er geht auf in Liebe zu Gott und seinen Brüdern — sein Lebenselement ist die Liebe; er liebt selbst da, wo er nur Haß einerntet, und wie der Haß steigt, so steigert sich auch seine Liebe. Ein Mensch mit edlem Herzen ist voll Sanftmuth, Demuth, Herzensgüte, voll Liebe, Glauben und Hoffnung, voll Herablassung, Freundlichkeit und Milde, und voll Schonung, Mitleiden und Menschlichkeit. — In dem edlen Herzen vereinigen sich alle guten Eigenschaften eines Menschen. Kann denn ein edles Herz

auch Rache in sich nähren? Kann es auch bösartig und heuchlerisch seyn? Kann es auch fluchen? Ach nein, es vergibt — das ist weit schöner! — Kann es auch zürnen? Kann es verdammen, zanken, ist es hinterlistig und falsch? Nein, es ist offen und gerade! Ein edles Herz ist eine Perle, und wenn es auch im ärmsten Menschen schlägt — und besitzt der arme Mensch nur ein edles Herz, so hat er die ganze Welt. Denn ein edles Herz ist ein König!

Deßhalb bitte ich dich, meine unvergeßliche Gattin, sorge dafür, daß mein Sohn ein gutes Herz bekommt! Wende alle Mittel an, daß sein Herz offen, lauter und gerade bleibt! Das ist meine einzige Bitte an diesem feierlichen Tage. Ach, ich bin wie Einer, der aller seiner Kinder beraubt ist!

*

Ich habe Hoffnung, meine geliebte Gattin, der Himmel war mir gnädig — er zeigte mir meinen Sohn im Traum! Es kam mein Sohn an das Ufer auf einem schwankenden Kahn, mit ihm sein Freund, um mich aus der Sklaverei zu retten. Welch' ein Jüngling! Welche Schönheit in seinen edlen Zügen! Welchen Glanz in seinem Auge! Welche Kraft in seinen Gliedern! Welche Haltung, Stellung und Bildung! Ich danke dir tausend Mal, meine theure Anna, du hast mir einen frommen Sohn erzogen. Er ist Alles werth — er ist dein lebendiges Gleichniß. Er hat dein gutes Herz. Du hast meinen Rath befolgt. Du hast ihn erzogen zu einem Manne mit tapferer Faust, gutem Sinn, edlem Herzen, ritterlicher Tugend und erhabener Frömmigkeit. Er führt einen guten Hieb mit dem Schwerte. Allein was wäre das Alles ohne Gottesliebe? Ein Nichts, eine rohe ungeschlachte Kraft! Nicht die Faust allein macht den Ritter, sondern die Gesinnung. Nicht die körperliche Kraft macht den Mann, sondern Verstand, Herz und fester Wille. Und das finde ich in meinem Sohne vereiniget. Kann denn ein unwürdiger Sohn bewogen werden, die theure Heimath zu verlassen und das unsichere Meer zu befahren, um eines gefangenen Vaters willen? Wird ein schlechter Sohn den Vater nicht in dem Elend schmachten lassen, damit er desto ungehinderter dem Vergnügen nachgehen kann? — Aber das thut mein Sohn nicht, und

das beweist mir seinen trefflichen Charakter. Wer anders als du, meine theure Gattin, hat diesen edlen Charakter ausgebildet? Ich sage dir tausendmal Dank für dein edles Bemühen! —

Heute Nacht lag ich in einem tiefen Schlafe; ich warf mich zu sehr ermüdet nieder, um auch nur noch einige Minuten der Schlaftrunkenheit widerstehen zu können. Der Wind schüttelte die Blätter, die sich über dem Zelte entfalten, das ich bewohne, und es säuselte leise. Es hätte dieses Wiegenliedes nicht bedurft, um mich in sanften Schlummer einzuwiegen. Ich träumte von der Heimath, von dir, von Alexis, von dem lieben dienstthuenden Gesinde — aber meinen Sohn fand ich nicht in den Bildern, die mir meine aufgeregte Einbildung vorgaukelte. Da sah ich einen Kahn dem Ufer nahe kommen, von zwei Jünglingen in leichter Bewegung gehalten. Ich erkannte meinen Sohn; er ist ein lebendiges Abbild von dir, geliebte Gattin! Sie sahen hinauf zum Felsgestein, das sich am Ufer ablagert. Sie stiegen an's Land und kletterten über die steilen Felsen. Sie suchten mich; sie riefen mich mit Namen und erhielten keine Antwort: nur die Felsen gaben ihre Fragen in hallenden Echo's zurück. Da war es mir, als hörte ich eine Stimme von Oben herab: „Du wirst frei, aber nicht auf diese Art. Feige Flucht ist deiner, ist eines christlichen Ritters unwürdig. In Sklavenketten muß dein Sohn erscheinen, wenn er dich erlösen will aus der Gefangenschaft und Sklaverei!" — Es war, als ob ein Engel mir diese Worte zugerufen hätte. Ich erwachte alsobald auf diesen Ruf.

Aber ich sah Nichts auf dem Meere, als ich mich der felsigen Küste nahte. Doch ist der Glaube fest in mir gegründet, daß ich einmal frei werde. Zweimal habe ich meinen Sohn im Traum gesehen: einmal als Kind auf dem weichen Mutterschooße, das anderemal als Jüngling auf der Fahrt, mich zu retten. Gewiß, mein Traum lügt nicht! Wie sollte ich so schrecklich getäuscht werden! Ich harre geduldig auf den Tag, der mir Erlösung bringen wird! Und dieser Tag wird einst erscheinen. Bis dahin lebe wohl, meine getreue Gattin! Bis dorthin gehab' dich wohl, mein lieber Sohn! Lebt

wohl, lebt wohl! O Gott, wer schauet in dein Walten!

Siebenzehntes Capitel.

Wiedererkennen.

„Wie bist du Frühling gut und treu,
Daß nie du kömmst mit leerer Hand!
Du bringst dem Baume Blätter neu,
Dem Blümlein farbiges Gewand!
Du bringst das Lied dem Vögelein,
Durch dich so blau der Himmel lacht!
Du bringst der Welt den Sonnenschein! —
Was hast du mir denn mitgebracht?"

Oscar v. Redwitz.

In der ersten Hälfte des lieblichen Maimonates, an einem kühlen Abend sprengten zwei kühne Reiter auf muthigen Rossen die Straße daher. Die Pferde waren mit Schaum bedeckt, welcher in kleinen Tropfen zur Erde rann. Selbst auf den rothen Wangen der Reiter stand der Schweiß, ausgepreßt durch die Anstrengung des schweren Rittes. Einer der Reiter hielt plötzlich sein Pferd, als wollte er etwas suchen oder über einen Gegenstand schnell nachdenken. Er griff mit der Rechten nach dem Kopfe seines edlen Thieres und strich ihm den Schweiß von der Stirne, während er sein Auge auf einen Seitenweg richtete, den er nicht genau zu kennen meinte.

„Halt, Dagobert!" rief der eine Reiter, „hier ist der Ort! Ich reite abseits, du bleibst hier und wartest bis ich komme. Ich meine, es sollte nicht zu lange anstehen. Nimm deine Erfrischungen hervor; hier hast du auch die meinigen, und lasse dir's wohl seyn im Grase unter dem Schutze jener Eiche, bis ich wieder zurückkomme!"

„Wie du willst!" entgegnete Dagobert.

Und Gerold gab seinem muthigen Pferde die Sporen und sprengte den Seitenpfad hinein, den Abhang eines großen hohen Berges hinan.

„Ja, dies ist der Ort," sprach er endlich zu sich selbst, „ich kenne mich vollkommen aus! Ich sehe die große Tanne dort, die meinen und ihren Namen trägt. Ich sehe den Stein, auf dem ich einmal saß, nachdem ich den schönen Hirsch verfolgt hatte. Alles ist noch wie vor

zwei Jahren. Ich werde sie auch wohl finden. Darum voran mein gutes Pferd!"

Und im Sturmschritte flog der Renner vorwärts den steilen Berg hinauf, als wäre er stolz auf die edle Bürde, die er auf seinem Rücken trug, als fühlte er die theure Last, die in dem weichen Sattel ruhte. Gerold musterte fortwährend seine Umgebung und fand Alles wie ehedem; er meinte sogar, die Steine auf dem Boden seyen unverändert liegen geblieben; der Gesang der Vögel war derselbe, eben so das Plätschern des Bächleins und das sanfte Lispeln der Zweige in dem Dickicht der Bäume und Gebüsche. Es ward ihm wohl um's Herz, und von den Dingen seiner Umgebung schweifte seine Einbildung weg zu der getreuen Seele, die seiner schon lange auf der Felsenburg wartete. Schon längst war ein Jahr verflossen und die Zeit hatte bereits noch ein Jahr an den Abschied von der sittigen Jungfrau gereiht, die hier in frommer Sehnsucht, ganz dem Dienste der Armuth geweiht und der Andacht ergeben, auf die Zurückkunft des edlen Ritters harrte. Er sollte ihr ja mit den schmelzenden Blumen des Frühlings und mit dem hellleuchtenden Grün der Bäume den Gatten bringen und den Vater des Gatten. Allein Tag an Tag verschwand, Stunde an Stunde verann und der Ersehnte erschien nicht — aber sie ließ nicht ab in treuem Hoffen. Konnte ein so frommer Ritter sein Versprechen vergessen?

Gerold stand auf dem Platze vor dem Muttergottesbilde unter dem Schutze der grünenden Blätter. Die Nacht war eingebrochen und es blinkten die Sternlein hernieder und die Strahlen des Mondes erleuchteten die falben Schatten, die sich rings um ihn herum aufthürmten. Ein eigenthümliches Gefühl erwachte in seiner Seele. Ein unendliches Bangen und Hoffen flüsterte in seinem Herzen. Wird er das Bild seiner Geliebten finden? Wird er es sehen? Wird sie ihm treu geblieben seyn? Wird er es wagen dürfen, sie in seine Arme zu schließen? Die mannigfaltigsten Fragen stellte er an sich, während rings um noch das Lied der Nachtigall erscholl und die sanften Töne gar melancholisch zu seinem entzückten Herzen sprachen. Und es war zudem Nacht — welche Gefühle entstehen im Herzen in dem feierlichen Dunkel

der Nacht! Gerold aber schaute heute die Nacht mit ganz andern Augen an, als gewöhnliche Menschen. Kein Schlaf kam ihm in seine Augen; er hörte nur das Rauschen der Zweige und die tausendfachen geheimnißvollen Stimmen der Natur und den Athem Gottes, welche in der Dunkelheit der Nacht als leises Geflüster das Dickicht beleben und erfüllen.

„Stille Nacht!“ sprach endlich Gerold zu sich selbst, indem er sich auf einen Stein niedersetzte, „stille Nacht, wie lieblich erfüllst du mich hier in der weiten Einsamkeit auf dem bemoosten Stein! Ich sehe den traulichen Mond, wie er leise herniederlacht auf die Stufen der Berge — zum letztenmal auf den leichten durchdringlichen Flor, welcher sich nebelartig im Thale ausbreitet. Seine sanften Strahlen ergießen sich milde auf den Kronen der schlanken Waldbäume und malen gigantische Schatten, die in bunter Mischung in einander verfließen. Wie lächeln sie zurück, als goldener Flor gezeichnet, auf die entfernten Weinberge, auf die fruchtreichen Haine und die belebten Fluren, die sich rings im glänzenden Lichte ausbreiten! Die ganze Natur liegt im Widerschein seiner Strahlen und feiert im Glanze des Purpurs die nächtliche Ruhe. Die Vögel singen nach dem scheidenden Tage das letzte Lied — ist's ein Todtenlied? Ach, wer wollte Trauerklänge in diesem fröhlichen Chore vernehmen! Noch tönt das Lied des Hirten vom Berge her und von langen Schatten begleitet wandert er, sich der treuerfüllten Pflicht bewußt, seiner bescheidenen Hütte zu. Noch erschallt das zärtliche weiche Lied der Nachtigall, das mild durch die schüchternen Gebüsche rauscht. O wie schön ist Alles in dem sanften Glanze des Mondes! Wie still schlummert die Gegend um mich her! Welch' ein Entzücken! Welch' sanfter Taumel fließt durch mein zitterndes Herz! Schüchtern wagt es mein Auge, den dunkeln Wald zu durchstreifen, und es ruht auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölb der Blätter, hier am moosigen Stamme, dort auf dem wankenden Grase, dort an zitternden Aesten ins schwarze Dunkel hineinstreut. — Wie erschrocken eilt mein Blick zurück von den trügenden Gestalten gekrümmter Stämme! Wie bang wird es mir, der ich doch keine Furcht kenne, beim Anblick der düstern Schatten, welche sich im Dunkel rauschen-

der Aeste und schlanker herabhängender Zweige lagern! — Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr schweigsamen Blumen! Da steht die liebliche duftende Viole, die nur in der stillen Nacht sich öffnet und ihre Balsamgerüche um sich her ausstreut. Wie lieblich duftet ihr, ihr schmucken Kinder des Lenzes! Ohne euren bunten Schmuck, ohne den überraschenden Reichthum eurer Farben würdet ihr euch durch die süßen Gerüche verrathen, die ich jetzt in dem Dunkel der Nacht einathme! Haben sich in eure weichen Kelche nicht die schlummernden Zephire gelegt, ermüdet von ihren neckischen Spielen am hellen strahlenden Tage? Und wenn sie wieder erwachen, finden sie in den reinlichen Schalen eurer Blätter nicht den sorgsam gesammelten Thau, dessen Wirkungen so erquickend und so labend sind? — Und hier erkenn ich mich vollständig: Alles ist noch, wie es früher war! Von der sumpfigen Wiese her tönt ein sanftes Gezwitscher, ein heiserer Gesang — was bedeutet dieser Gesang? Dort hinter der Wiese erhebt sich der Hügel, von grünen Sträuchern und duftenden Blumen reichlich gekleidet; in sanfter Wölbung ragt er empor aus dem Schatten der Nacht, vom kühlen Mondlicht erleuchtet. Und dort am Hügel eilt der rieselnde Bach hin — ich höre sein munteres Rauschen: er bricht sich am moosigen Steine und rauschend eilt er ins Thal, und mit seinen schäumenden Wellen küßt er die prächtigen Blumen des Ufers, die im leisen Nachtwinde hüpfen und flattern. Und welche Erinnerung erwacht in mir beim Anblick des hüpfenden Baches! Ist dort nicht der Ort, wo ich am grasreichen Ufer, auf einem bescheidenen ärmlichen Stege sitzend, Sophia erblickte, deren Tugenden mich ewig fesseln? Und ist Sophia nicht die fromme Sängerin, deren Töne mehr entzücken als der Nachtigall schmachtendes Lied? Ist sie es nicht, die mit der flatternden Hand, die Harfe im zarten Arme, Töne aus den hellklingenden Saiten lockt, die die ganze Umgebung bezaubern? Wenn ihr heiliges Lied zum Preise der göttlichen Mutter erschallt, wer könnte da den wärmsten und erhabensten Gefühlen widerstehen? — Sie sang einst hier: die ganze Gegend feierte ihr herzliches Lied; die Nachtigall horchte stumm, die Vögel lauschten in den Gebüschen: mein Herz schwamm in Freude und Seligkeit. Die Engel selbst mußten sich freuen und ringsum ant-

wortete es: „Ave, Ave, Ave Maria!“ Welch ein Lied! Es war ein Lied des Himmels; es waren Klänge aus einer andern Welt — Töne, in welchen das Gefühl mit den Worten ringt. So singen nur reine und unverdorbene Seelen! In einem Herzen, das gefangen ist von dem trügerischen Schein und Glanze der Welt, können nicht solche Lieder leben; aus einem Mund, der stets der Sünde dienstbar ist, können keine solche Töne klingen: solche Gesänge sind ein ausschließliches Eigenthum schöner, edler, gottgeweihter Seelen. Das religiöse Gefühl verklärt die klingenden Töne, und in den Schällen und Tönen hören wir mehr als Klang; es sprechen aus ihnen Glaube, Hoffnung und Liebe. Sie manifestiren den göttlichen Geist, der in dem Menschen lebt. „Ave, Ave Maria!“ So oft ich an diesen himmlischen Gruß denke, den Sophia so bezaubernd sang, wie wird mir da um's Herz! Welch' süßer Trost erfüllet mich! Welch' heitere Hoffnung belebt mein Herz! Weiß ich denn nicht, daß über mir eine Mutter wohnt, unter deren mächtigen Schutz die Sünder fliehen sollen? — O Sophia, fügt es ja der Himmel, daß du mein getreues Weib wirst, nimmer soll dein Gruß verhallen! „Ave Maria!“ soll es laut erklingen durch die Hallen meiner Burg! Und wenn ich je einmal traurig werde, so wirst du zur Harfe greifen und wirst die Saiten mächtig schlagen, und aus dem Gold der Saiten wird der himmlische Gruß erschallen: „Ave Maria, gratia plena!“ und mein Kummer wird nicht mehr seyn! Ist denn Maria nicht die Helferin der Christen? nicht die Zuflucht der Sünder? nicht ein Anker der Gläubigen? nicht ein Füllhorn reichen Trostes? Und wer die Mutter liebt, liebt er nicht auch den Sohn? O sey mir gegrüßt, du heiliger Gesang, der Mutter meines Erlösers gewidmet! — Aber es erblassen die Wolken. Warum verbirgt sich der Mond in einen düstern Flor? So beleuchte du meinen Weg, heilige Jungfrau, daß ich nicht wanke und nicht strauchle; denn ich stehe an einem wichtigen Wendepunkt meines Lebens! Bitte deinen geliebten Sohn, daß er mich erleuchte mit dem Lichte seines heiligen Geistes, daß ich in diesem Augenblick erkenne, was mir zum Frieden und zum Heile dient! Ich stehe da an der Pforte meines Glückes oder Unglückes. O zeige mir, mein Erlöser, den Weg, den ich

wandeln soll: ob ich bleiben oder umkehren soll. Lehre mich deinen Willen erkennen, auf daß ich eingehe zu den Hallen meines Glückes! Auf stillem Wege komme ich zu dir, Sophia! Die Frömmigkeit deines Wandels hat mein Herz gefesselt. So erleuchte mich denn, heiliger Vater im Himmel, damit mein Schritt zu deiner Ehre und zu meinem Heile, zu deinem Ruhme und zu meiner Wohlfahrt endige! Ave Maria, ich bitte dich!"

Und mit diesen Worten sank Gerold wieder auf den Stuhl vor dem heiligen Gnadenbilde und vergrub sein Gesicht in die bebenden Hände, benetzt von heißen Thränen, welche ihm das Gefühl für seinen wichtigen Schritt auspreßte. Er bat um die Erleuchtung seines Geistes und des Herzens seiner geliebten Mutter, daß sie sein Vorhaben segnen und gutheißen möge. Er flehte in inbrünstigem Gebete, daß Gott ihn erkennen lassen wolle, was ihm in dieser Stunde nützlich seyn werde. Ohne Gebet und heißes Flehen zu Gott konnte er diesen wichtigen Schritt seines Lebens nicht wagen. Er wollte nicht aus eigener Kraft diejenige finden, die sein Leben verschönern sollte; sondern er betete, daß Gott ihm diejenige zeigen möge, die einst ein wahres Weib seyn werde. Der Morgen fand Gerold noch im Gebete.

Schon stieg die Sonne herauf am heitern Morgenhimmel und zerstreute die florartigen Nebel, die in den Thälern sich hinzogen und bald auf- bald niederschwebten. Schon rötheten ihre sanften Strahlen die Spitzen der Berge, und ein leichter Morgenwind lispelte in dem glänzenden Grün der Blätterkronen schlanker Waldbäume. Schon ertönte der Frühgesang der Vögel, und auf allen Zweigen erschollen fröhliche Lieder. In der Ferne hörte man das freudige Geblöck der Schafe. Gelockt durch kühler Bäche rieselndes Geschwätze und angezogen durch der heiligen Wälder dunkle Schatten irrten bunte Schmetterlinge im heitern Morgentraume umher. Im weichen Grase ruhten die schlanken Glieder der Hirten, und diese sannen auf fromme Lieder zum Preis des Ewigen. Lieblich glänzte das Morgenroth durch die Haselstaude und die milden bunten Rosen am Fenster. Die Schwalbe zwitscherte lieblich auf dem Giebel der Dächer, und kleine Lerchen wirbelten in der Luft. Die Pflanzen hatten sich im Thau verjüngt. Tausend Stimmen der Freude und

des Dankes ergossen sich in der lieblichen Kühle des Morgens; der Vogel in der Luft und der Hirt auf dem Felde sangen ihr Entzücken, und die Heerden brüllten auf grasreichen Hügeln und aus dem reichbewässerten Thale. Da entstand nicht weit von Gerold ein Geräusch, als wären es leise Tritte. Rasch erhob sich Gerold aus seiner betenden Stellung und zog sich eiligst in das Halbdunkel des Waldes zurück, an einen Baum sich leise lehnend. Kaum wagte er zu athmen; er meinte, der Hauch seines Mundes möchte ihn verrathen. Und doch wollte er Sophia überraschen! Und doch wollte er sie hier zuerst wieder sehen, wo er durch ihre Frömmigkeit gefesselt wurde! Daher zog er den Athem an sich, um sie wo möglich ungesehen und ungeahnt beobachten zu können. Denn Gerold war fest überzeugt, sie hier zu erblicken, wenn sie je noch auf dem Schlosse weile. Und sie kam — Sophia war es, die das nahe Geräusch verursacht hatte. Sie kniete nieder vor dem Gnadenbilde und faltete die Hände und betete lange und inbrünstig, gerade wie an jenem Tage, als sie Gerold zum ersten Male betrachtete. Ihre Andacht war heiß und innig; ihr Gebet stieg auf den Flügeln der Begeisterung hinauf zum Wolkenthrone des Ewigen. Aber Gerold betete leise mit und faltete ebenfalls fromm die Hände. Schüchtern blickte er hin auf das halbverklärte Antlitz der Betenden. Wie war sein Gebet so heiß! Gott war ihm nahe, und es sagte ihm eine Stimme im Herzen: „diese ist's!" — Und er glaubte der Stimme und sank still auf die Kniee und heftete mit warmem Danke den entzückten Blick zum Himmel, der ihm seine Gattin hier finden ließ. Sophia aber lag auf den Knieen; sie ahnte nicht die Nähe des Jünglings; sie wußte nicht, daß er heute komme, sein Versprechen zu lösen. Wenn sie es geahnt hätte, wenn sie gewußt hätte um die glückliche Stunde der Vereinigung: wie mächtig hätte sich die Gluth ihrer Andacht erhoben, und wie rein und heilig hätte sich die Fülle ihrer kindlich-religiösen Begeisterung entflammt! —

Während Gerold, geschützt durch den dicken bemoosten Stamm eines Baumes, in heiliger Andacht auf den Knieen lag und innig betete: da erhob sich plötzlich Sophia und griff schnell nach der Harfe, die ihr zur Seite lehnte, und zog sich zurück auf die Rasenbank, die

in gerader Richtung von dem Gnadenbilde entfernt war, und setzte sich hier nieder. Gerold war nur wenige Schritte von ihr entfernt, und mächtig schlug sein Herz, feurig rollte das Blut durch seine Adern und rascher hoben sich seine Pulse, als die schmachtenden Töne sich aus den Saiten ergossen und in dem halbdunkeln Waldesdickicht verhallten. Sophia aber sang:

Maria, Jungfrau, Königin!
O sey gebenedeiet!
Du Gottes Sohns Gebärerin,
Du hast die Welt erfreuet.
Sieh an das Herz, das wir dir weih'n —
Du mußt auch unsre Mutter seyn.
Ave Maria, bitt für uns!

Dort, wo im reinsten Sonnenlicht
Die Engel betend knieen,
Stehst du vor Gottes Angesicht,
Willst dich für uns bemühen.
Weil du geboren hast das Heil,
Nimmst du an unserm Wohle Theil!
Ave Maria, bitt für uns!

Du bist der Engel Königin
Und ihre Freud' und Wonne,
Die mächtigste Fürbitterin
Bei Jesu deinem Sohne.
Nimmst du uns unter deinen Schutz,
So bieten wir der Hölle Trutz.
Ave Maria, bitt für uns!

Dich ehrt die ganze Christenheit,
Du wahre Bundeslade!
O theil' uns mit zu aller Zeit
Von deiner vollen Gnade!
Reich' uns die milde Mutterhand
Und schütze unser Vaterland!
Ave Maria, bitt für uns! —

Das Lied war zu Ende; aber in den Wipfeln der Bäume, unten im reichbegrasten Thale, oben auf den Bergen und in den Tiefen der Klüfte hallte es: „A v e, A v e M a r i a!" „A v e S o p h i a!" und Gerold hielt die begeisterte Sängerin in seinen Armen und seufzte

laut. Erschrocken fuhr Sophia auf und wie staunte sie, als sie den Jüngling vor sich sah! Sie sank nieder auf die Rasenbank und die Harfe fiel vor ihr nieder in das weiche Gras; Gerold umschlang sie nur um so fester und drückte den grüßenden Kuß auf ihre glänzende Stirne. Sie sprachen kein Wort: in wechselseitigen freudigen Anblick versunken, konnten sie nicht zum Gebrauche der Sprache gelangen. Aber Gerold betete still in seinem Herzen und dankte Gott innig für die Gnade, daß er ihm eine züchtige, keusche und reine Jungfrau zum Weibe geschenkt.

Spät am Abend kam Gerold zum getreuen Dagobert zurück, der an dem bekannten Orte seinen lieben Herrn erwartete.

*

„O würden alle Jünglinge die Wahl ihrer Lebensgefährtinnen nach den Rücksichten bestimmen, die den edlen Gerold leiteten; würden sie mehr von Tugend, Jungfräulichkeit, Sittlichkeit und gutem Rufe bestimmt, als von dem trügerischen Schein des Reichthums und der Wohlhabenheit, des äußern Glanzes und Putzes; würden sie mehr auf das Herz sehen: fürwahr, es gäbe in unsern Tagen weniger unglückliche Ehen und weniger gebrochene Herzen, und wir hätten nicht den Verlust des Familienlebens und des häuslichen Glückes — des christlichen Sinnes zu beklagen!" seufzte der alte Frieder und schwieg stille.

Nach einer feierlichen Pause begann er wieder:

Achtzehntes Capitel.

Gerolds Vermählung.

„O Amaranth! Nun laß das Sinnen!
Wisch ab die Zähre! Greif zum Zügel!
Siehst du dort über'm Waldeshügel
Zum Willkomm hoch das Banner fliegen?"
O. v. Redwitz.

Also ritten Gerold und Dagobert gen Helfenstein und sie kamen dort an, als die Sonne eben im höchsten Mittag stand. Als sie der lieben Ahnenburg ansichtig wurden, wechselten seltsame Gefühle in ihren Herzen: es war einestheils die innigste Freude über die glückliche

Heimkehr, anderntheils war es der Schmerz, den geliebten Vater nicht bei sich zu haben, und dann gedachten sie auch der Leiden, welche sich der Mutter bemächtigen würden, wenn sie das Ergebniß ihrer Reise darlegten. Wie gern hätten sie die Mutter überrascht und ihr den Gatten gegeben! Doch blieb ihnen noch Hoffnung, den Vater je einmal zu erretten, und sie konnten sich ja über ihre sorgfältigen Nachforschungen überzeugen, wenn sie das Paket und die Worte ansahen, welche sie unter dem Felsen fanden — und waren sie nicht auf das Geheiß des Vaters zurückgekehrt?

Sie wurden schon lange auf der Burg Helfenstein erwartet. Anna fiel ihrem Sohne zärtlich um den Hals und weinte schmerzlich und wollte sich fast nicht trösten lassen, als sie ihren Gatten nicht bei ihm fand; doch faßte sie wieder Muth, als sie auf die Briefe sah, die ihr Gatte aus der Ferne an sie abschickte und sie mit der Hoffnung einer endlichen Vereinigung tröstete. Große Trauer entstand auf dem Schlosse, als Gerold die Kämpfe mit den Piraten erzählte, die sie auf dem Mittelmeere unweit Tunis ausfechten mußten, und bei welchen der vielgetreue alte Alexis seinen Tod fand. Das Gesinde hatte den guten Alten lieb gehabt und hatte ihn wie einen Vater verehrt. In der Burgkapelle wurden für ihn die üblichen Seelenmessen gelesen. Aber auf das Leid folgte auch Freude! —

Eines Morgens war ein reges Leben auf der Burg Helfenstein, und die Freude strahlte auf allen Gesichtern. Das Gesinde hatte sich festlich angezogen und Gerold hatte sich geschmückt, wie es sich gebühret; denn am heutigen Tage sollte er ja die geliebte Braut abholen. Gerold war mit Dagobert bei der Mutter im Zimmer. Anna war sehr gerührt und Freudenthränen standen in ihren Augen. Sie sprach viel mit ihrem Sohne über den Schritt, den er jetzt unternehme, und bat Gott still in ihrem Herzen, daß er ihren Sohn doch leiten möge zu seinem Heile. Gerold warf sich gerührt vor die Füße seiner guten Mutter und empfing den heiligen Segen. Alsdann erschien er auf dem freien Platze vor dem Schlosse, wo sich schon viele Ritter mit ihren Damen und Knappen aus dem lieben Schwabenlande gesammelt hatten, bestieg sein theures Roß und sprengte den Schloßberg

hinab, immer seinen Begleitern voran, die sich höchlich wunderten über die Schnelligkeit seines Rittes. Das Helfenstein'sche Banner wehte heiter in der Luft und flatterte lustig im Winde. Alle Ritter und Knappen, welche Gerold begleiteten, waren wohlgemuth und gönnten ihm sein Glück von Herzen. Die Grafen von Montfort schlossen sich dem Zuge an, und es gesellten sich noch zu ihnen mehrere Herren vom deutschen Adel mit ihren diensttthuenden Knappen, welche sich mit Trompeten und Kesselpauken versehen hatten. Das war denn ein Lärm, wenn diese Instrumente traktirt wurden!

Endlich bekamen sie das Schloß zu Gesicht, wo die treue Braut weilte. Gerold eilte voran und kam wohl eine Viertelstunde vor seinen Begleitern oben an; aber noch eilte er nicht zur Braut, sondern zum Gnadenbilde der gebenedeiten Mutter und warf sich in tiefster Andacht nieder auf die Erde. „Ich bin am Ziele, mein Gott!" seufzte er, „so leite du meinen Willen. Erfülle mein Herz mit deiner Gnade! Und du, heilige Mutter, bitte deinen Sohn, daß er mich in seinen Schutz nehme und mich und meine Braut segnen möge! O Jesu, Gnade und Barmherzigkeit für sie!" Gerold konnte Nichts weiter reden. Er war zu gerührt, als daß er hätte Vieles sprechen mögen. Sein Herz sprach mit Gott in frommen Seufzern. Gerold konnte nicht ohne herzliches Gebet einen Schritt thun, der über sein ganzes Lebensglück entscheiden sollte. Gebet war überhaupt seinem Herzen Erholung, und so finden wir denn auch Gerold hier wieder als einen gebildeten Ritter, der Held, Mensch und Christ zugleich ist, der uns zeigt, daß sich Schwert, Leier und Rosenkranz wohl mit einander verbinden lassen. Nach einer kurzen Abwesenheit war Gerold wieder in dem Kreise seiner Begleiter; das Fähnlein flatterte kühn in Dagoberts Händen.

Als sie den Berg hinaufritten, erscholl der Klang der Trompeten und die Schälle der Kesselpauken mischten sich darein. Die Ritter sangen ein heiteres Lied und die Knappen schlugen ihre Schilde und Schwerter zusammen daß es gar seltsam klang und weithin dröhnte durch den waldigen Abhang. Jeder Ritter hatte sein Fähnlein entfaltet, und so flatterten denn die berühmtesten Farben des schwäbischen Adels und der Zug wogte daher in bunter

Pracht und glänzendem Schmuck. Nicht weit hinter den Rittern kamen die Damen; ihre Anzahl war beträchtlich; alle waren zierlich gekleidet in schwarzen Sammet und wurden von weißen Rossen getragen.

Gerold trat in den Rittersaal und empfing die Braut und führte sie hinab in den Hof, von zwei kernfesten Rittern und zwei Damen begleitet. Der Abschied von der heimathlichen Burg fiel ihr schmerzlich. Tags zuvor hatte Sophia viel und herzlich gebetet und den Armen aus der Umgebung reiche Wohlthaten gespendet. Nicht ohne Thränen schied sie von dem Muttergottesbilde, dem stummen Zeugen ihrer Liebe und ihres Glückes in der frommen Minne. Ihre Damen schlossen sich dem Zuge an, und die versammelten Ritter vom Adel aus Tyrol und Steyermark mischten sich mit ihren flatternden Fähnlein unter ihre Genossen aus dem Schwabenland. Als Sophia in dem Kreise der Ritter und Damen erschien, erhob sich ein lautes Jubelgeschrei: „Ave Sophia!" erscholl es aus jedem Munde. Gerolds Antlitz leuchtete hell von reiner Freude, sein Auge funkelte und blickte hin und wieder nach der Braut, und von der Braut weg zum blauen Himmel. Sophia war sehr gerührt, und sie mußte unwillkürlich eine große Thräne in dem Auge zerdrücken. Und so schieden sie denn von der Burg und zogen gen Helfenstein. Sophia war auch in schwarzen Sammet gekleidet, wie die andern Damen, hatte aber eine karmoisinrothe Decke auf ihrem Pferde, einen Kranz von Perlen in ihren Haaren, woran man sie als Braut erkennen konnte. Die anwesenden Ritter bewunderten nicht nur die Schönheit ihres Körpers, sie huldigten noch mehr den schönen Tugenden ihrer reinen Seele. Wie glänzten auf dem Wege die silbernen und goldenen Armspangen der Damen! Wie wallten die schönen reichen Haare hernieder! Wie funkelten die hellen Schilde und die blanken Schwerter und die reichverzierten Scheiden! Wie freudig flogen die Rosse dahin und wie munter war die Unterhaltung! Es war ein Wogen auf der Straße, auf welcher sie wohlgemuth daherritten! Man mochte nicht bald einen stattlichern Zug gesehen haben; man gewahrte nichts als Glanz und Pracht. Freude und Wonne strahlte auf den Wangen; namentlich waren die Damen, denen die jugendliche Braut anvertraut war, voll heitern Sinnes,

und gar freundlich lachten sie und waren wohlgemuth, und freuten sich des schönen Zuges.

Helfenstein lag im Abendglanze vor ihren Augen. Die Thürme waren wie vergoldet und ragten gebieterisch und ernst aus der waldigen Umsäumung empor. Anna war ihrem Sohne entgegengeeilt bis an den Fuß des Berges. Bei ihrem Anblicke stiegen die Ritter und Damen von ihren Pferden und neigten sich tief. Gerold und zwei Ritter begaben sich nach kurzem herzlichem Gruße zur Braut und empfingen sie aus der sichern Hand zweier Damen, welche die Braut zur Mutter geleiteten. Anna schloß ihre Tochter mit Wärme und Inbrunst in ihre Arme und sagte: „Gott segne dich, meine Tochter!" — Sie vermochte vor Rührung kein weiteres Wort hervorzubringen. Die Worte erstarben ihr auf der bebenden Zunge. Nach einem kurzen Aufenthalt ging es den Schloßberg hinauf, und unter Gesang, Trompeten- und Paukenschall zogen sie durch die große Pforte des Schlosses in den festlich geschmückten Rittersaal, der nach langen Jahren endlich einmal wieder eine fröhliche Schaar in sich aufnahm. Die Ritter legten ihre Waffen nieder. Die Braut wurde an das oberste Ende des Tisches geführt und von Damen bedient. Gerold setzte sich neben sie nieder und war so erfreut, daß er sich vor Freude fast nicht zu fassen wußte. Es entstand ein lebhaftes Geplauder und eine heitere Unterhaltung hob die Freude aller Anwesenden. Das war der Anfang des Hochzeitfestes. —

Gerold und seine Braut entfernten sich nach damaliger Sitte bald von den fröhlichen Gästen, und jedes ging auf sein Gemach. Sie aber warfen sich hier nieder, um mit Andacht und geistiger Sammlung den kommenden schönen Tag zu erwarten. Sie wollten nicht ohne geistige Sammlung den wichtigsten Schritt ihres Lebens thun. Mit Gebet und Andacht wollten sie sich vorbereiten zur himmlischen Weihe. Ihr Bund sollte mit Gott, in Gott und für Gott abgeschlossen werden. Und welche Vorbereitung wäre hiezu schicklicher gewesen als Gebet und fromme Betrachtung? Was hätte denn ein äußerliches Prunken genützt? Wo der Herr nicht ist, da ist auch kein Glück. Und wie kann denn eine Ehe von guten Folgen begleitet seyn, wenn sie nicht mit Gott abgeschlossen wird? Wie kann eine eheliche Verbindung

von Nutzen seyn, wenn sie nicht von Gott ausgeht? Hängt von diesem Augenblicke nicht die ganze Zukunft eines Menschen ab? Und wie steht es mit der Erziehung der Kinder in einer unglücklichen Ehe? Gerold und Sophia wollten sich also mit Gebet und frommer Betrachtung auf diesen wichtigen Augenblick des Lebens vorbereiten. Sie wollten nicht ohne reifliche Vorbereitung ein Band um sich schließen, welches keine weltliche Macht mehr lösen kann. Mit Gott, in Gott und für Gott wollten sie sich verbinden.

Der Morgen kam. Die Sonne schien heller als sonst am östlichen Himmel aufzusteigen. Ein herrlicher Tag brach an, als wollte gleichsam der Himmel mit seinem Schein den Festtag erhöhen und die Feier verherrlichen. In dem Schlosse war schon frühzeitig Alles auf den Beinen. Die Ritter bewegten sich festen Schrittes durch die halbdunkeln Gänge, und die Sporen klirrten und die Schritte dröhnten durch die Hallen. Die Damen umgaben sich mit dem schönsten Schmucke, der ihnen zu Gebote stand. Festlich war das Schloß geschmückt und über dem Eingange in den Rittersaal prangten sinnige Denkreime mit großen gothischen Buchstaben geschrieben, die heutige Feier andeutend. Die Knappen trugen den Waffenschmuck herbei und kleideten ihre Herren in das strahlende Gewand. Gerold aber stand unter allen Rittern am schmuckesten da: er trug ein kostbares Kleid mit den Helfenstein'schen Farben, einen deutschen Rock aus weißem Sammet und eingeschlitzten Aermeln, durch welche ein hochrother Sammet hervorleuchtete; weiße Hosen mit farbigen Verzierungen schlangen sich enganschmiegend um die athletischen Glieder, und auf dem Knie prangte das Wappen der Helfensteiner, gar säuberlich mit Schilden, Fahnen und Helmen ausgesticket; auf dem stolzen Haupte prangte eine hochrothe Mütze mit einer schneeweißen Straußenfeder, die leicht und flink in der Luft flatterte. Sophia aber war an diesem festlichen Tage ebenfalls so reich als möglich geschmückt und die Schönheit ihres Anzuges verdunkelte den Glanz, den die andern Ritterfrauen entfalteten: sie trug ein herrliches Purpurkleid, mit silbernen und goldenen Borden und Gürteln und mit feinem Pelzwerk geziert und verbrämt; um den weißen Hals schlang sich eine Medaille

mit dem Bildniß unserer lieben Frau, mit den Haaren verschlang sich der festliche Brautkranz von Perlen und Edelsteinen — aber was war das Alles gegen den Reiz, der aus ihren schönen Augen strahlte! Obgleich Sophia den Putz nicht liebte, so erschien sie doch an diesem Tage mit ungewöhnlicher Eleganz und Pracht: es war ja ihr Hochzeitsfest, und diesen schönen Tag wollte sie so feierlich machen als möglich.

Der Zug bewegte sich in die Kapelle. Voran zogen die Ritter, dann kam das jugendliche Brautpaar, reich geschmückt in aller erdenklichen Pracht; an das Brautpaar reihte sich die Schaar der Edeldamen und die Knappen schlossen den Zug. Anna und die Verwandten der Braut hatten sich unmittelbar hinter das Brautpaar gestellt. Wer schildert die heiße Andacht der Braut am reichgeschmückten Altare! Wer malt die Gluth des heißen Gebetes, das aus dem Herzen des Bräutigams zu Gott empor stieg! Wer beschreibt die Gefühle der Mutter, die Seufzer des frommen mütterlichen Herzens an diesem festlichen Tage! Es war nur eine Andacht, eine Bitte aller Anwesenden um den Frieden und das Heil der Brautleute. Ein warmes Feuer zitterte durch den geheiligten Raum. War es nicht hier, wo Gerold in die Gemeinde der Christen aufgenommen wurde? War es nicht hier, wo er auf dem Schooße der Mutter manch' heißes Gebet stammelte? War es nicht hier, wo er die ersten Keime der Religion und Gottesfurcht auf den treuen schützenden Mutterarmen in sich aufnahm? An Dieses und Jenes mochte Gerold in diesem Augenblicke wohl denken; aber sein Gebet galt doch mehr der Bitte, Gott möge ihm die Gnade verleihen, daß er seinem Weibe ein wahrer Gatte und seiner Mutter ein würdiger Sohn bleiben möge. Und kann denn ein religiöser Mensch ohne heißes Gebet in seine Zukunft schauen? Welch' ein Stand ist das eheliche Leben! Kann man denn glücklich seyn ohne Gebet und kindliches frommes Flehen.

Der Priester erschien an dem Altare, um das erhabne Opfer des neuen Bundes zu feiern. Gerold und seine Braut empfingen aus seiner hocherhabenen Hand den Leib des Herrn, um sich zu stärken auf die schwere Zukunft. Nach der Beendigung der heiligsten Handlung

ließen sich Gerold und Sophia andächtig nieder an den Stufen des Altars, und nachdem alle Anwesenden im stillen Gebete Gottes Gnade erfleht hatten, vollzog der ehrwürdige Priester, dessen Haare von der Fülle der Jahre gebleicht waren, den Act der Trauung. Der Priester hielt eine ernste Anrede an die Braut, indem er sie zur Tugend und beständigen Treue ermahnte, auf daß sie dem Herrn ein reines wohlbestelltes Haus bewahre; nachher erinnerte er den Bräutigam an seine schweren Pflichten: an die Nachsicht mit den Schwächen und Fehlern seines Weibes, an die Sorge für deren körperliches und geistiges Wohl, an die Erhaltung des Friedens als die erste Bedingung des häuslichen Glückes und einer guten christlichen Zucht. Eine erhabene Stille herrschte während der feierlichen Scene, und als endlich der Priester die rührenden Segensworte sprach, da wurde manches Auge naß und manche Thräne rollte auf die Wange herab und fiel nieder auf die Steinplatten, womit die Kapelle gedeckt war. Nach der Trauung konnte sich die Mutter nicht mehr enthalten, ihren Sohn und ihre Tochter herzlich zu umarmen, und die Verwandten der schönen Braut thaten es auch. Die Feier der Verbindung war in jeder Hinsicht erhaben; etwas Anderes ließ sich auch von dem frommen Sinne der Brautleute nicht erwarten.

Nach der Trauung bewegte sich der Zug in derselben Ordnung zurück in's Schloß, um den Tag mit heitern herzlichen Spielen und Scherzen beim fröhlichen Mahle zu beschließen. —

Da gab es denn am Mittage Fechtspiele, Waffentänze, Kämpfe zu Fuß und Roß, ein kleines Turnier: alle Freuden und Wonnen des mittelalterlichen Ritterthums wurden aufgeboten. Die jungen Ritter und Damen schwangen sich im munteren Reigen und Tanze, und die Pfeifer und Spielleute machten einen höllischen Lärm, so daß es ihnen ganz heiß wurde und ihnen der helle Schweiß die Wangen herunterlief, und Backen hatten sie wie die Engel am jüngsten Gericht. Die ältern Ritter, der anstrengenden Jugendfreuden müde, setzten sich an einen Tisch, wo sie wenig gestört wurden und dem Humpen desto gemüthlicher und ungenirter zusprechen konnten. Sie erzählten sich Waffenthaten aus ihrem Jugendleben,

besonders im heiligen Lande; sie besprachen Zeitverhältnisse oder lobten diesen und jenen Ritter der schönen eleganten Reime wegen, die er dichtete und sang. Mancher von ihnen wollte sich noch im Gesange zeigen, obgleich es ihm nicht mehr glücken wollte. Der heiterste Humor entfaltete sich, während der Humpen fleißig die Runde machte.

„Und wie steht's denn auch im heiligen Land?" fragte ein Ritter.

Denn die Angelegenheit des heiligen Grabes blieb stets ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit in jener Zeit. Und wo zwei oder drei beisammen waren, da sprachen sie entweder vom Rothbart oder vom heiligen Lande, und im herzlichen Grimm hieben sie die Türken nieder, verbrannten Moscheen und warfen die Halbmonde mit Steinen herab. Die ganze damalige Zeit war noch von dem ritterlich kühnen Gedanken erfüllt, die heiligen Orte für die Christen zu erhalten.

„Wie's mit dem heiligen Lande steht?" sprach ein Graf von Montfort. „Es steht nicht am Besten, und wenn mich ein Pilger, den ich letztlich über Nacht behielt, die volle Wahrheit wissen ließ, so befinden sich die Christen im Morgenlande in einer traurigen Lage."

Diese Worte zogen die Aufmerksamkeit Aller auf sich; denn die Grafen von Montfort standen damals in gewaltig hohem Ansehen und waren von der Lage der Christen im Morgenlande immer sehr gut unterrichtet; auch gehörten sie immer zu Jenen, welche das Schwert bereitwillig zogen, wenn es sich um den Schutz der Kirche, um die Vertheidigung der Priester oder um den Beistand zu Gunsten der Schwachen handelte. Mehrere Grafen aus diesem edlen Geschlechte hatten schon ruhmvoll für die Befreiung des heiligen Grabes gewirkt und siegreich gefochten.

„In einer traurigen Lage, sagt Ihr, Herr Graf?" versetzte eine fragende Stimme. „Wie so? Könnet Ihr uns nicht ein Näheres sagen?"

Der Graf rückte seinen Stuhl zurecht, griff nach dem Glase und that einen guten Schluck und fing mit großer Beredtsamkeit an:

„Ihr Alle, meine Ritter, kennet den Verrath, den

die Griechen und Pullanen bei dem letzten Kreuzzuge an Kaiser Conrad III und König Ludwig VII von Frankreich ausgeübt haben. Ohne jenen schmählichen Verrath stände es bei Weitem besser als jetzt mit den Christen im Morgenlande, und es entsteht die Frage, ob ohne jenen Verrath die Macht des Islams nicht gefallen wäre, ob Bagdad noch stände — dieses feste Bollwerk der Ungläubigen! Diese Saat mußte endlich aufgehen, sie mußte Früchte bringen. Wir sehen die Früchte. Nicht nur erfreuen sich die Griechen und Pullanen eines zufriedenen glücklichen Lebens nicht, sondern sie werden auch von den Türken fortwährend bedroht und beunruhigt, und wenn die christliche Herrschaft im Morgenlande aufhört, so müssen Pullanen und Griechen unterliegen, es müßten sich denn die Muhamedaner nur entzweien, was aber nicht zu erwarten ist: denn in der Feindschaft gegen das Kreuz sind alle Heiden und Muhamedaner gleich einig. Habt Ihr wohl schon von dem Emporkömmling Saladin gehört, der die Macht Syriens und Aegyptens vereinigt hat, der die übermüthigen Assassinen demüthigte und der sich nun mit aller Macht auf die Christen wirft, die sich in selbstsüchtigen Fehden bekämpfen und so einander selbst aufreiben?"

„Unter diesen Umständen ist Alles zu befürchten!" warf ein Ritter drein, dessen Haare nur spärlich das Haupt bedeckten und der ein ehrwürdiges Aussehen behauptete.

„Das will ich wissen!" sprach der Graf von Montfort weiter. „Wenn man den Christen im heiligen Lande nicht zu Hilfe kommt, ist Alles verloren und unsere Glaubensbrüder werden eines jämmerlichen gräßlichen Todes sterben. Hat denn nicht, nachdem Conrad III und Ludwig VII das heilige Land voll Zorn und Kummer verlassen hatten, der junge König von Jerusalem, Balduin III, seine eigene Mutter Melisende in der Burg Davids belagert, als sie ihm die Herrschaft nicht abtreten wollte? Und habe ich nicht immer gesagt, daß es sehr gefährlich sey, die Verwaltung des heiligen Landes in den Händen der Franzosen zu lassen? Wann sind denn die Franzosen gute Ansiedler und Colonisten gewesen? Wenn das heilige Land für die Christen ver-

loren geht, so tragen nach meiner Ansicht die Franzosen die meiste und die größte Schuld daran. Aber traurig ist es, wie mir der Pilger sagte, daß der Patriarch von Jerusalem selbst sein Ansehen nicht behaupten kann, indem er überall auf Widerstand und Widerspruch stößt, selbst von Seite der Orden — von einer Seite, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte. So sollen die Johanniter mit Pfeilen unter das betende Volk am heiligen Grabe geschossen haben. Und denket, die Christen kommen als Anwälte der Religion, der Treue in's heilige Land: was müßt ihr aber von Balduin halten, der einem friedlichen arabischen Stamme schnöder Weise die beschworene Treue brach? Ist es nicht eine Züchtigung von Oben, wenn die Angehörigen dieses Stammes über ihn herfielen und ihn dermaßen schlugen, daß er kaum mit dem nackten Leben davonkam? Und was hat denn im Jahre 1171 Heinrich der Löwe, dieser tapfere Held, im Morgenlande gethan? Ach, er sah die Noth der Christen, aber er betete nur am heiligen Grabe und kam dann wieder heim in's Vaterland. Und hätte er nicht Aegypten retten können, wenn er gewollt hätte? Was konnten denn die einzelnen Häuflein von Pilgern thun, die bisher ohne allen Plan nach dem heiligen Land zogen? Es wird euch Allen bekannt seyn, daß im Jahre 1174 der Bischof Heinrich von Hildesheim nach dem Morgenlande zog. Aber was hat er ausgerichtet? Hat nicht ein Schiffbruch alle seine Leute hinweggerafft, und hat er sich nicht allein auf einem Brette gerettet? Und zu was Gutem hat denn der Zug des wilden Reinald nach Mekka geführt? Er hatte im Sinne, das größte Heiligthum der Muhamedaner, die Kaaba, zu zerstören, mußte aber im Jahre 1182 mit großem Verluste umkehren, und zur Sühne dieses Frevels, wie Saladin sagte, wurden alle christlichen Gefangenen an der Kaaba geschlachtet. Es fehlt im heiligen Lande an Einheit, an gemeinschaftlichem Sinn und an einhelligem Zusammenwirken. Und daß ich mein düsteres Gemälde zum Schlusse bringe —"

Und hier zuckten alle Ritter zusammen, namentlich jene, die unter Conrad III im heiligen Lande gefochten hatten. Sie machten sich auf das Aergste gefaßt

und blickten fragend nach dem Grafen. Der Tanz war geendet und die feierliche Aufmerksamkeit hatte auch jüngere Ritter an die Tafel gezogen, die sich nun in stiller lauschender Unruhe um die Stühle gruppirten. Gerold stand hinter dem Rücken seines Verwandten und sah mit Bestürzung auf ihn nieder. Denn die schlimmen Nachrichten aus dem heiligen Land machten einen um so tieferen Eindruck auf ihn, als er mit Dagobert Zeuge manches unvorsichtigen Vorfalles war. Er konnte als Augenzeuge die Schilderung seines Vetters nur bestätigen.

„Und daß ich meinen düsteren Bericht zum Schlusse bringe", hub der Graf von Montfort wieder an, „so muß ich nur noch beifügen, daß der König von Jerusalem, Balduin IV, blind ward und starb, und daß sein fünfjähriger Sohn, Balduin V, wahrscheinlich umgebracht wurde; hierauf wurde Guido von Lusignan, ein ganz unfähiger Mann, wie alle Berichte sagen, König von Jerusalem; er hat Balduins IV Schwester Sybilla geheirathet. Diesem unfähigen Könige trat nun Raymund von Tripolis, unstreitig der tapferste Ritter des Morgenlandes, wie alle genauen und zuverlässigen Nachrichten bestätigen, feindlich entgegen, weil er auf die Krone gerechnet hatte, sie aber nicht erhalten konnte. Ein Mann von solchem Scharfblicke, wie Saladin, mußte die Schwäche der Christen erkennen und leicht begreifen, daß unter diesen Umständen der Sache der Christen ein schnelles Ende zu machen wäre. Und wirklich hat sich Saladin die Uneinigkeit der Christen zu Nutzen gemacht. Ihr habet wahrscheinlich von dem traurigen Ausgange der christlichen Herrschaft noch keine Kunde erhalten; mit der Herrschaft der Christen im Morgenlande hat es fast ein Ende!" —

Da entstand ein langes Stillschweigen. Es war aller Geist der Heiterkeit und Fröhlichkeit aus der Versammlung gewichen, und Alle schauten sich mit großen Augen und mit sichtbarer Verwunderung an. Kein Wort unterbrach die Stille, und selbst die Spielleute stiegen von ihren Sitzen herab und mischten sich unter die Ritter, um die traurige Kunde zu vernehmen. Denn die Sache des heiligen Kreuzes war vollkommene Angelegenheit des ganzen Volkes. Die Damen erblaßten und zeigten keine

Lust mehr zum Tanze und keinen Sinn mehr für den heiteren Reigen.

„Aber wie kam es denn zum traurigen Falle des Königreichs Jerusalem?“ fragte jener alte Ritter. „Ich glaube selbst, daß es nicht so weit gekommen wäre, wenn die Deutschen dort geherrscht hätten und Meister gewesen wären. Denn die deutschen Ritter haben noch Heldenmuth und Heldengeist!“

Und dabei schaute er auf die Umstehenden und musterte sie, indem er nach dem blanken Griffe seines sichern Schwertes langte, mit prüfendem Auge, als wollte er sie fragen, ob sie den Muth hätten, die heiligen Orte nochmals den Händen der Ungläubigen zu entreißen.

„Höret, meine Ritter!“ sagte der Graf von Montfort, „Saladin ist ein Mann von ungemein kriegerischem Blick und Geschick, und dabei kennt er die Noth seiner Gegner und weiß diese klug zu benützen: er ist der gefürchtetste Feind des heiligen Grabes, und dieser Saladin, dem Alle, die ihn besser kennen, einen gewissen ritterlichen Sinn nicht absprechen, hat das ganze heilige Land, mit Ausnahme der Landstriche von Tyrus, erobert. Unser Einfluß ist dahin! Die Eifersucht der Franzosen benützend, schlug Saladin zuerst die Templer und Johanniter. Ein siegloses Gefecht bei Akkon kostete die Blüthe der Tempelritter und spornte Saladin's Kriegseifer mächtig an. Bei Hittin aber, unfern des alten Tiberia's, wurde die Hauptschlacht gegen die vereinigten, aus Noth zusammen gekommenen Fürsten geschlagen. Saladin ließ das dürre Gras unter den Füßen des christlichen Heeres anbrennen. Das christliche Herr lagerte an einer beengten, wasserlosen und steinigten Stelle. Die Templer fochten an dem Schlachttage (1187) mit ihrem gewohnten Löwenmuthe; denn sie wollten lieber sterben, als dem Halbmonde den Sieg gönnen; sie wollten lieber auf dem Schlachtfeld liegen bleiben, als Eid und Kreuz entehren. Allein trotz der ungeheuren Anstrengung der Christen blieb Saladin erklärter Sieger und er nahm viele tapfere Herren und Ritter gefangen und ließ sie hinrichten oder zu entehrenden Arbeiten und Handlungen mißbrauchen. Der König, der Ordensmeister und viele Fürsten kamen in Saladins Gewalt; unter den gefangenen Rittern befand sich auch der edle

Graf Wilhelm von Montferrat, der, wie ihr Alle wißt, deutschem Blute entstammt und ein Vasall des deutschen Reiches ist. Dieser Sieg öffnete dem Sieger schnell die Thore der Städte und überlieferte ihm alle aufgeschichteten Güter und Reichthümer. Und bedenket: in der Gegend von Akkon liegen die Schlösser der Könige und der Orden! Saladin konnte sich dieses Tages freuen: denn Berytus und Biblus fielen; Askalon war der Preis für die Befreiung Guido's und des Ordensmeisters, den Christen ist Nichts geblieben als Tyrus mit seinem festen Schlosse und mit seinen vorzüglichen Thürmen, welche den Ungläubigen als unbezwinglich erschienen. Auch Antiochia und Tripolis geriethen in Saladins Hände. Nach dem glänzenden Siege bei Hittin und nach der Uebergabe der Städte wendete sich Saladin, den Sieg schnell benützend, hinauf gen Jerusalem, welches von der Königin Sybilla muthig vertheidiget wurde. Allein Jerusalem hatte eine viel zu geringe Mannschaft in seinen Mauern, es hatte viel zu wenig Nahrungsmittel, um einer langen Belagerung widerstehen zu können: und so fiel auch Jerusalem. Saladin gestattete den Christen freien Abzug, und weinend sah er ihnen zu, auf der Höhe eines Thurmes stehend, als sie die heilige Stadt, den Preis so vieler Anstrengungen und Opfer, verließen. Das geschah am 30 Oktober des Jahres 1187! — Was meint ihr nun, was der Sieger mit den vielen christlichen Tempeln angefangen habe? Er ließ sie in türkische Moscheen verwandeln, und nur die Kirche des heiligen Grabes überließ er dem christlichen Gottesdienst. Von dem heil. Lande haben wir bloß noch Tyrus und einige Striche an der Küste, und auch diese wären verloren gegangen, wenn nicht Conrad von Montferrat, der edle Sohn des gefangenen Wilhelm, vor Tyrus erschienen wäre und hätte nicht Saladin's ganzer Macht getrotzt. Wißt ihr schon, meine Ritter, daß der Bischof von Tyrus, Wilhelm, im Abendlande angekommen ist, um Hilfe für die Christen zu suchen? Noch wichtiger aber ist die Nachricht, daß der eifrige Papst Urban III, der sich so sehr um das heilige Land annahm, zu Ferrara gestorben ist; er wollte zu Venedig eine Flotte ausrüsten, um dem heiligen Lande zu Hülfe zu kommen, er selbst

hätte sich an die Spitze gestellt. Allein die erhaltene Kunde von dem Falle Jerusalems schmerzte ihn so sehr, daß er plötzlich erkrankte und bald darauf starb. Das ist das Ende meines düstern traurigen Berichtes!"

Und der Graf von Montfort schwieg. Die Stille ward noch anhaltender; Niemand wollte sprechen, Niemand wollte das Schweigen brechen. Ein allgemeiner Schmerz beherrschte die Gemüther. Das köstlichste Kleinod war für die Christenheit verloren gegangen: Jerusalem befand sich in den Händen der Ungläubigen — das sagte Alles.

Da erhob sich jener alte Ritter. Voll edler Entrüstung, voll hoher Begeisterung stand er auf von seinem Stuhle und schaute feierlich, mit hellleuchtenden Augen und gerötheten Wangen, aus denen das Feuer eines Jünglings blitzte, umher in dem stummen Kreise. Ein feierlicher Ernst lag auf seinen Zügen und mit lauter Stimme fing er zu reden an:

„Grafen, Ritter und Edle!" sprach er, „Ihr Alle habet den Fall des schönsten christlichen Kleinodes gehört! Jerusalem ist in den Händen der Ungläubigen, die heilige Stadt uns genommen und sie ist in der Gewalt der unerbittlichen Feinde unsers Glaubens. Ich frage: haben unsere Väter umsonst ihr edles Blut verspritzt im Kampfe für die Befreiung des heiligen Landes? Haben sie vergebens mit ihrem Herzblute die heilige Erde geröthet? Sind umsonst so viele Edle und Gemeine gefallen? Und haben unsere Brüder, meine Genossen, umsonst geduldet als wir mit dem heldenmüthigen Conrad in's gelobte Land zogen? Ist Jerusalem, sind die heiligen Orte nicht abermal der größten Anstrengung werth, damit sie wieder in die Hände ihrer frühern Eigenthümer, der Christen, gelangen? Ist es nicht eine Schmach, daß so vieles Blut in sieglosen Gefechten verspritzt wird, und daß die deutschen Helden sich in nutzlosen Zweikämpfen schlagen, so lange die heiligen Orte nicht frei sind, so lange sie sind in den Händen unsrer Feinde, der blutdürstigen Gegner des Kreuzes und des christlichen Glaubens? Im heiligen Lande öffnet sich dem Heldenmuthe ein rühmlicher Kampfplatz; dorthin mögen sie eilen die Liebhaber des Kampfes, dort finden sie Gelegenheit zur Erprobung ihres Muthes — mein Gott, er-

schüttere die harten Herzen, daß sie den Frevel rächen, der deinem Heiligthum angethan wird von unheiliger Hand! Erweiche den Sinn des ritterlichen Kaisers, daß er seine Schaaren sammle und mit vereinter Macht hinziehe in den Orient, um den Feinden unsrer Religion zu zeigen, daß noch Heldenmuth und Liebe zum Kreuze in den Herzen der Christen schlagen! Und bei meinem Schwerte! —"

Hier zog der begeisterte alte Ritter mit den weißen Silberhaaren sein Schwert und setzte es mit der gewaltigen Faust so heftig auf den Tisch, daß der Boden dröhnte und die Becher und Humpen zitternd in die Höhe geworfen wurden. Alles schaute auf den Greis, der mit dem Feuer eines begeisterten Jünglings also weiter sprach:

„Und bei meinem Schwerte! Welches Ahnrecht haben denn diese Türken auf den Besitz der heiligen Orte? Warum blieben sie denn nicht in ihren Winkeln in Asien? Sie kamen mit dem Halbmond und mit dem Säbel! wohlan, so laßt sie uns mit dem Kreuze und mit dem Schwerte besiegen! Wir wollen ihnen zeigen, daß wir ebenbürtige Gegner sind. Und ist denn ihr sicherer Untergang nicht gewiß, wenn wir Christen einig sind? Darum erhöret die Stimme der Kirche, welche mit Thränen fleht! O daß meine Augen wieder den Tag sehen, an dem in dem heiligen Lande und in der erhabenen Stadt Gottes der christliche Gottesdienst mit großer Pracht gefeiert wird! Und bei meiner unverletzten Ritterehre! Wenn der Kaiser und die Kirche rufen, bin ich der Erste der sich das Kreuz anheftet!" —

Und mit heiligem Ernste setzte sich der Ritter nieder.

Da erhob sich Berthold von Meran, einer der edelsten und tapfersten Helden des dritten Kreuzzuges, Vater der heiligen Hedwig und Großvater der heiligen Elisabeth, und sprach mit Rührung:

„Edle Ritter und Herren, ihr habet die treffliche Rede eines bekannten Helden vernommen! So wisset denn, die Kirche hat bereits gerufen! Der Statthalter auf dem Stuhle Petri, der würdige Nachfolger Urban's, Gregor VIII, hat siebenundzwanzig Tage nach dem Falle von Jerusalem ein Schreiben an die abendländische Christenheit erlassen: es ist ein Erguß seiner schmerzlichen und wehmüthigen Empfindungen über dieses erschütternde

Ereigniß, das schauerliche Strafgericht Gottes über die gesammte Christenheit. Nun ist die Zeit der Bewährung gekommen; jetzt können wir himmlische Schätze für irdische Angelegenheiten gewinnen. Es wird uns Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit verheißen, wenn wir hinziehen in's Land, wo Christus uns mit seinem kostbaren Blute erkauft hat. Aber wenn ihr hinziehet, so ziehet nach dem ausdrücklichen Willen des heiligen Vaters nicht hin in kostbaren Gewändern, mit Hunden und Falken; meidet, was nur zu Prunk und Ueppigkeit gehört und nicht zur Nothdurft dient; bescheiden in Rüstung und Kleidung zeiget euch — bringet, indem ihr den Herrn Jesum Christum anziehet, ein zur Buße bestimmtes Gemüth und kein Herz, das nach eitlem Gepränge, nach schnödem Gewinne trachtet! Und so wisset denn mehr! Auch der Kaiser hat gerufen. Edle berühmte Herren haben sich an ihn angeschlossen: sein Sohn Friedrich von Schwaben wird ihn begleiten auf dem Zuge nach Palästina; Philipp von Flandern, Hermann von Baden, Florens von Holland, Engelbert von Berg, Ruprecht von Nassau, die Grafen von Henneberg, Diez, Saarbrück, Salm, Wind, Bentheim, Hohenlohe, Kiburg, Oettingen, Leopold von Oesterreich haben sich für ihn erklärt — sie werden bewaffnet mitziehen. Da darf der Kern der deutschen Ritterschaft nicht fehlen; auf diese Weise allein erhält der Kaiser ein Heer von einhunderttausend Mann. Wollet ihr säumen? Verlasset euern Kaiser im entscheidenden Augenblicke nicht! Was ist eure Meinung? Was soll ich dem Kaiser, meinem erhabenen Herrn, melden?"

Es entstand eine augenblickliche Bewegung im ganzen Saale. Die anwesenden Ritter, begeistert für die Wiedereroberung des heiligen Landes, erklärten freudig ihren Beitritt.

„Ich bin der erste Ritter, der mitzieht in den heiligen Kampf!" rief Gerold. „Ich kann mein Hochzeitfest nicht besser schließen, als wenn ich hier sogleich das Kreuz nehme!"

Und mit heißer Gluth umarmte er seine Gemahlin, die ihm alsobald mit thränenfeuchten Augen das schnell gefertigte Kreuz anheftete.

„Zieh' hin in Gottes Namen! Sey ein Held zur

Ehre Gottes!" rief sie ihm zu und sank in seine Arme.

Die Gräfin Anna aber wußte vor Rührung nicht zu sprechen. Hatte sie denn ihren Sohn nicht schon lange für die Befreiung des heiligen Grabes bestimmt? Warum sollte sie traurig seyn bei dem Eintritte des großen folgenschweren Ereignisses? —

„So ist's recht!" sprach der greise alte Ritter, als er die freudige Bereitwilligkeit der Ritter und Edlen zur Vertheidigung des Kreuzes sah. „Ihr seyd würdige Söhne eurer starken Väter!"

„Und Gott gebe seinen Segen zum schönen Werke!" schloß der Graf von Montfort, indem er sich erhob. „Und nun wieder zum fröhlichen Tanze und zum muntern Jubel! Vergesset euer Versprechen nicht, ihr edlen Grafen und tapfern Ritter!"

Und die Musik erscholl. Die Trompeten schmetterten und die Trommeln und Pauken wirbelten. Hätte Gerolds Hochzeit besser gefeiert werden können? —

Neunzehntes Capitel.

Der Zug ins heilige Land.

„Vom Geist des Vaterlands fühlt sie das Herz durchschauert,
Das deutsche Weib frohlockt, ob auch die Mutter trauert!
Hoch über Gram und Thränen hat sich ihr Muth geschwungen,
Und eine deutsche Mutter hält ihren Sohn umschlungen:
Zieh hin, in Gottes Namen, zum Sterben oder Leben!
Mein Vaterland! Ich hab' mich in dein Gebot ergeben!
Wo wären deine Helden, wenn feig die Mütter wären?
Ich will auf Gott vertrauen! Mein Auge laß die Zähren!"
O. v. Redwitz.

Der Eindruck, den große und wichtige Weltbegebenheiten und Ereignisse auf ein empfängliches Gemüth hervorbringen, ist der menschlichen Natur ganz angemessen. Je empfänglicheren Gemüthes, beweglicheren Geistes und lebendigeren Wesens ein Mensch ist, desto tiefer wirken auch große Ereignisse und Zeiterscheinungen auf ihn ein. Sie stoßen ihn entweder ab oder ziehen ihn an; im erstern Falle sucht er der Entwicklung der Zeitläufe einen nachhaltigen Damm entgegenzusetzen und sucht mit der ganzen Kraft seines Geistes ihren Einflüssen zu entgehen,

im andern Fall aber geht er in den Ereignissen auf oder unter, er sucht sie zu ergreifen und zu bewältigen: er möchte Herr der Bewegung werden, wenn es ihm glückt, wenn ihm die Bewegung nicht über den Kopf wächst, so daß er von der Bewegung beherrscht wird, statt daß er die Bewegung leitet.

Diese Erfahrung machte auch Gerold. Die allgemeine Begeisterung, welche zu Gunsten der Eroberung des heiligen Landes überall in Deutschland, Frankreich und England, im gesammten Abendland entstand, konnte nicht vorübergehen, ohne sich ihm mitzutheilen, ohne auf ihn zurückzuwirken. Es ging ihm, wie allen edleren Naturen. Das Christenthum war der Angelpunkt seiner Zeit, das Christenthum durchdrang damals alle Verhältnisse und Angelegenheiten, alle Stände und Corporationen: den Adel, die Fürsten und die Kaiser. Damals kannte man kein anderes Leben als im Christenthum. Wie nun damals das Christenthum der Centralpunkt alles Lebens und alles Strebens war, so war das Christenthum nicht minder auch der Mittelpunkt einzelner Menschen. Gerold hatte ein durch und durch christliches Gemüth: wie hätte also eine Bewegung, die der schönsten Verherrlichung des Christenthums galt, an ihm spurlos vorübergehen sollen? Wie hätte er sich von dem Mittelpunkt trennen können, in welchem das christliche Element Alles pulsirte, anregte, kräftigte, läuterte, vereinte und vollendete? Und waren denn die Kreuzzüge nicht eigentliche Sache des christlichen Volkes im Abendlande? Lebte nicht die Idee der Befreiung des heiligen Grabes in allen Gliedern der lateinischen Kirche? Und waren denn die heiligen Kriege neben den vielartigen Geschäften der Päpste nicht seit einem halben Jahrhundert unausgesetzt der umfassendste, wichtigste Theil ihrer andauernden Aufmerksamkeit? Und Gerold, als ein treuer gläubiger Sohn der Kirche, hätte nicht von dieser Bewegung ergriffen werden sollen? Daher fanden die heiße Sehnsucht und die fromme Liebe zu den heiligen Orten in seinem edlen Herzen ein sehr ergiebiges Erdreich! Schon als Knabe hatte er sich lebhaft um die Angelegenheiten des heiligen Grabes bekümmert, und war er denn nicht selbst am heiligen Grabe, und sah er nicht mit Augen die Qualen, die die christ-

lichen Brüder zu erdulden hatten? Und hatte er nicht ein empfängliches Herz für die Leiden seiner Brüder in sich bewahrt? Daher kann es gar nicht anders erscheinen, als daß Gerold mit heiliger Begeisterung das Kreuz ergriff und der lieben Heimath Lebewohl sagte und sein jugendliches Weib, eben erst gefreit, um des Kreuzes willen gern verließ, es der treuen fürsorgenden Mutter übergebend. Welche Zeitbewegung war das, als man nichts Edleres zu thun meinte, als sein Leben zur Befreiung des heiligen Bodens zu lassen, auf welchem der Heiland blutete! Wenn wir nach der Ursache fragen, so können wir keine andere Antwort geben, als: die Möglichkeit einer solchen außerordentlichen geistigen und materiellen Aufregung und anhaltenden Begeisterung liegt ausschließlich im Christenthum — in der Kirche, weil damals das Christenthum, wie es die Kirche lehrte, alle Gemüther mit belebender Kraft durchdrang, alle Verhältnisse beherrschte, als geheiligtes Band alle Einzelnen umschlang, erfaßte und zu einem großen Ganzen vereinigte. Wenn das Christenthum damals nicht alle Lebenskreise durchdrungen hätte, wie wären die Kreuzzüge möglich gewesen! Es gibt aber auch kein Zeitalter, in welchem der Geist des Christenthums sich reichlicher entfaltet hatte, als die Jahrhunderte der Kreuzzüge. Gerold konnte nicht widerstehen, er war gedrungen, sich der großartigen Bewegung als eifriges thätiges Mitglied anzuschließen und in ihr aufzugehen.

Als die Kunde von dem Verluste des heiligen Grabes und der heiligen Stadt im Abendlande erscholl, als es bekannt wurde, in welcher neuen Bedrängniß die Christen im heiligen Lande lebten und daß die Türken nach Willkühr hausten: da entstand eine ungeheure Bestürzung unter dem Volke und dem Clerus. Das heilige Zeichen des Kreuzes war herabgestürzt von den Mauern Jerusalems, von den Thürmen der heiligen Stadt, und der verachtete Halbmond glänzte auf allen bedeutenden Punkten; das Symbol des Heiles war geschändet und die Tempel wurden verunehrt und zerstört; die Rechtgläubigen waren hinausgewiesen aus der Stadt, welche der Erlöser heiligte, und die Heiden waren unter Saladin eingezogen in die erhabene Stadt Gottes; das allein war hinreichend, um das Abendland zu einem neuen heiligen Kriege zu

entflammen und zu begeistern. Und gab es denn ein Königs- oder Fürstenhaus in Europa, gab es ein edles Geschlecht, das nicht geliebte Verwandte, Freunde oder Söhne zählte, die bei der Eroberung des heiligen Landes durch Saladin gefallen, enthauptet, gemartert oder bedrängt wurden? Hatten nicht die meisten edlen Familien theure Verluste zu beweinen? Aber was galt dieß gegen den Schmerz, allerorts hervorgebracht durch den unschätzbaren Verlust der heiligen Orte, der christlichen Heiligthümer? Und weil Alles trauerte: Fürsten, Grafen und Edle, Cleriker, Gelehrte und Volk, so war die Trauer nun um so düsterer und schwermüthiger! Seufzte nicht der Priester um das verlorene Grab des Herrn? Klagte nicht der Ritter um die Früchte früherer Tapferkeit? Und konnte der Handelsmann den Verlust verschmerzen, den ihm der vernichtete Verkehr in hohem Grade brachte? Beweinte nicht das Volk sein theuerstes Kleinod? Da verstummte der Minnegesang der Ritter auf den Burgen und die Minstrels und Troubadours schwiegen — es erklangen nicht mehr ihre heiteren Lieder, und ihre poetischen Ergüsse waren versiegt. Da wußte man nichts mehr von den tapfern gewagten Fechtspielen auf den Schlössern und an den Höfen der Edlen — freilich rasteten die scharfen Schwerter nicht, aber man schliff sie zum heißen Kampfe im heiligen Lande. Die stolzen Federn auf den bunten Baretts der Ritter schienen selbst zu trauern, und die Damen beteten in den Capellen zu den Füßen wunderthätiger Gnadenbilder. Man hörte nichts als Klagen, man sah nichts als Thränen: statt der fröhlichen Volkslieder ertönten nur düstere Klageweisen über das herbe Loos der Christenheit, wenn das Lied nicht anspornte zum heiligen gerechten Kampfe. Das Volk klagte laut über die Lauigkeit der Fürsten und der Machthaber, welche säumten, schnell in's Morgenland zu eilen, um das heilige Erbe der Kirche zu retten. Die Priester sammelten das seufzende Volk in andächtigen Prozessionen: ein allgemeines Fasten ward angeordnet. Die Klagen aller Frommen waren groß — ihr Jammer unermeßlich.

Da erschien der Bischof von Tyrus und schilderte als wahrheitsliebender Augenzeuge die bedrängte Lage der Christen, ihre Noth und ihre Gefahren, und mit

Flammenworten ermahnte er zur schleunigsten Hilfe, wenn der kleine Rest der Christen nicht untergehen solle in der Trübsal und unter dem Drucke der Feinde. Und sein Wort riß Viele dahin! Manche wollten die großen Züge in's Morgenland nicht abwarten und sandten gerüstete Schaaren voraus. So ließ sich König Wilhelm von Sicilien nicht abhalten, Schiffe mit Mundvorrath nach dem heiligen Lande abzuschicken; Venedig, die gewaltige Republik des Mittelalters, rief ohne allen Verzug alle seine Meerfahrer und Matrosen nach Hause mit der ausdrücklichen Drohung des Verlustes der Güter und des Lebens, wenn der Befehl nicht sogleich erfüllt würde; König Richard von England, genannt Löwenherz wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, empfing am Abend die Trauerbotschaft von dem Verluste des heiligen Landes und am folgenden Morgen strahlte das Kreuz auf seiner Schulter, und er hätte nach seiner eigenen Aussage sogar seine Stadt London verkauft, wenn es nöthig gewesen wäre, die heilige Fahrt zu vollführen; und Philipp von Frankreich vergaß seines Haders mit England und rüstete sich zum Kreuzzuge. Und was that der deutsche Kaiser? Ein Greis von siebenzig Jahren schickte er sich an zur fernen beschwerlichen Heerfahrt, um das geliebte Vaterland nicht mehr zu sehen. Als der Rothbart aufstund, da konnte kein Ritter mehr feiern; denn er war ein Kaiser im wahren Sinn des Wortes, ein Held, ausgezeichnet durch die Schönheit und männliche Gestalt, welche alle Staufen adelte und mit magischer Gewalt die Herzen gewann, und durch Edelmuth des Herzens und Schärfe und Tiefe des Verstandes; unter seinem kurzen blonden Haar wölbte sich eine edle gedankenreiche Stirne über den großen blauen Augen von tief eindringendem Blicke; auf seinen Lippen und in seinen edlen Zügen lächelte eine seltsame Freundlichkeit, welche, den männlichen Ernst mildernd, sich so gut zu dem rittlichen Sinn schickte, der ihn stets beseelte; er war männlich durch und durch. Als dieser geliebte Kaiser rief, da rastete und ruhte Niemand: da konnte und wollte Niemand zurückbleiben, wenn er nicht als feige und thatenscheu gebrandmarkt werden wollte. Der Ruf, daß der deutsche Kaiser mit in den Kampf ziehe, machte das Unternehmen noch viel volksthümlicher,

und ganze Schaaren eilten unter das Panier des Kreuzes. Da erschienen der Herzog von Burgund, die Grafen von Flandern und von Champagne, viele Bischöfe und Aebte, Barone und Ritter, die versuchtesten Seefahrer aus England und Dänemark. Durch alles Volk wogte nur Ein Gedanke. Da verließ der Fürst seinen Hof und der Ritter seine Burg und sammelte sich unter dem Panier des heiligen Kreuzes. Der Ordensmann mied seine Zelle, der geschäftige Bürger floh sein stilles Gewerbe, und der Landmann schied von seinen Feldern, von seinen gesegneten Fluren und von seinem bescheidenen Pfluge — selbst der Bettler ergriff das Schwert. Alles sammelte sich in Deutschland unter der Fahne des Kaisers. Und wer nicht ziehen konnte, der betete, fastete oder brachte reiche Spenden für den Zug. Die Geistlichkeit legte den zehnten Theil ihrer Einkünfte nieder zur glücklichen Förderung des großartigen Unternehmens. Und ein Ernst verbreitete sich unter der Menge, so daß Würfelspiele, frevle Reden und Ueppigkeit unbekannt wurden; man wollte den Zorn Gottes nicht herabrufen durch Sünde und unsittliche Vergehungen. Der Papst Gregor erließ ein herzliches Sendschreiben an alle Glieder der abendländischen Kirche.

So weit war die Bewegung im Volke gediehen, als Gerold mit dem getreuen Dagobert die Burg Helfenstein verließ, um zu dem Heere des Kaisers zu stoßen mit seinem trefflichen Fähnlein. — Der Abschied von dem Ahnenschloß fiel ihm schwer, und Thränen standen ihm in den Augen, als er von seiner Gattin und von seiner Mutter Abschied nahm. Er gedachte des gefangenen Vaters, der vergebens auf Errettung hoffte, wenn er im Kampfe unterliegen sollte. Konnte er aber vielleicht den Vater nicht retten?

Anna fiel ihrem Sohne um den Hals und weinte laut vor Freuden, als sie ihn gewaffnet einherschreiten sah. Der schönste Wunsch ihres Herzens war erfüllt. Schon in frühester Jugend hatte sie ihren Sohn dem Kampfe für die Befreiung des heiligen Grabes geweiht, und jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. Sie fiel dem scheidenden Sohne um den Hals und gab ihm den Segen. Sophia sah mit Stolz auf ihren wackern lieben Gatten und auch sie weinte, als er seinem

Pferde die Sporen gab und mit seinem Fähnlein von dannen eilte, dem Hauptheer des Kaisers entgegen. —

Der Kaiser Friedrich, genannt der Rothbart, hatte einen Fehdebrief an Saladin erlassen, in welchem er, der Herr aller deutschen Lande und der Oberherr aller europäischen Staaten, ihm verkündete, daß er mit großer Macht das heilige Grab entsetzen werde. So konnte das deutsche Reich in der Zeit der Einheit sprechen! Er brach auf und wurde vom Ungarnkönig Bela sehr freundlich empfangen, hielt zu Belgrad ein prächtiges Turnier, in welchem die deutschen Ritter im ganzen Glanze ihrer Tapferkeit und ihres Edelmuthes dastunden. Gerold warf vier ungarische Edle nach einander aus dem Sattel und kämpfte wie ein Löwe. Die deutsche Ritterschaft zeigte durch Thaten, welcher Eigenschaften sie sey. Als die Kreuzfahrer nach Serbien kamen, wurden sie von den Bewohnern sehr beunruhigt; denn sie umschwärmten als Mörderhorden die feindlichen Krieger; und das waren die Kreuzfahrer nicht, so lange sie nicht auf dem Platze der Ehre und des Sieges angekommen waren. Sie wollten mit fremden christlichen Völkern ganz in Frieden auskommen, wenn man sie frei und ungehindert ihres Weges ziehen ließ und ihnen Nahrungsmittel und was sie zum Leben brauchten, gerne gab: im andern Fall aber wußten sie auch eine Strenge zu verbreiten, die allenthalben einen tiefen Eindruck hervorbrachte. So ließ der Kaiser die Serben, die sein Heer als Räuberbanden umschwärmten, auch wie Räuber behandeln: er ließ sie geradezu aufhängen. Die Kreuzfahrer kamen nach Rumelien: allein hier zeigte sich schon die alte Feindschaft und Hinterlist der Griechen, die gegen die abendländischen Christen eingenommen wurden. Kaiser Isaak hatte den Kreuzfahrern die Lieferung von Lebensmitteln versprochen und hatte ihnen einen ungehinderten Durchzug durch seine Staaten zugesagt; als aber die Kreuzfahrer kamen, brach er sein Wort auf eine schnöde Weise und ließ dieselben sogar feindlich behandeln. Der Kaiser sandte den Grafen von Diez an ihn; allein Isaak ließ ihn gefangen setzen und wollte Nichts von der Erfüllung seiner Versprechen wissen. Da ward Kaiser Friedrich sehr aufgebracht über diese unerhörte Treulosigkeit, und was man den

Kreuzfahrern versagte, wenn ihr Verlangen billig war, das verlangten sie mit Gewalt. Auf Befehl des Kaisers raubten die Christen seines wackern Zuges Lebensmittel aller Art, da man sie ihnen verweigerte; aus Futtermangel schnitten sie sogar nicht selten die grüne Saat ab — das schöne griechische Land wurde weit und breit geplündert. Isaak hatte die Kumanen in seinen Sold genommen, und diese wollte er den Deutschen gegenüber stellen; allein sie flohen feige vor den geschärften Racheschwertern der deutschen Heerfahrer. In Manikava wurden mehrere Pilger ermordet; da erstürmten die Deutschen die Stadt, zerstörten sie von Grund aus und machten viertausend Einwohner nieder. Nicht besser erging es der Stadt Philippopolis, deren Einwohner die zurückgebliebenen Kranken und Schwachen niedermetzelten. Ueberall suchte der deutsche Kaiser seinen Helden Gerechtigkeit zu verschaffen. — Das Kreuzheer des Kaisers aber betrug mehr denn 82,000 Pilger, als es bei Konstantinopel ankam und bei Galipolis über das Meer schiffte. Das geschah vom 23 — 29. März 1190. Wie sehr aber Friedrich seine Deutschen liebte, erhellt schon daraus, daß er bei der Ueberschiffung seiner Schaaren so lange am europäischen Ufer verweilte, bis er sich vollkommen überzeugt hatte, daß Keiner von den Seinigen zurückblieb.

Wenn der griechische Kaiser länger den billigen Wünschen der Kreuzfahrer widerstanden wäre, so hätten diese seine Hauptstadt Konstantinopel erstürmt und sie hätten sich mit Gewalt den Uebergang über das Meer erfochten; als aber Isaak die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes einsah, gab er den Kreuzfahrern seine ganze Flotte, um sie an's asiatische Ufer überzusetzen. Als Friedrich das asiatische Ufer betrat, rief er voll Begeisterung aus: „Freuet euch mit mir, ihr lieben Brüder! seyd getrost und voll Vertrauen, das ganze Land ist in unsern Händen!“ Bald darauf wurde das Heer geordnet: der Herzog Friedrich von Schwaben erhielt den Vortrab, das Gepäck stellte man in der Mitte des Zuges auf, des leichtern Schutzes wegen, und brachte es auf Maulthieren über die Gebirge, da die Wagen fast nicht zu gebrauchen waren. Der Kaiser deckte mit seinen Schaaren den Nachzug. Gerold befand sich mit Dagobert beim Zuge des Kaisers.

Allein die Pilger sollten herbe Erfahrungen machen. Der Sultan Kilidsch Aslau von Iconium war schon lange auf Saladins Macht eifersüchtig und suchte diese auf alle mögliche Weise zu schwächen. Er schickte daher an den Kaiser, als er noch in Europa war, Abgesandte und ließ ihm seine Freundschaft und seinen Bund gegen Saladin anbieten. Seine Gesandten warnten den Kaiser vor der Bosheit und Hinterlist der Griechen, und sie sprachen viel von der Freundschaft der Türken. Allein es waren leere Worte! Als der Kaiser gen Iconium zog, trat Kilidsch Aslau feindselig gegen ihn auf und ließ ihn angreifen; aber Friedrich schlug alle seine Angriffe muthig ab. Einmal versteckte der Kaiser einen großen Theil seiner Helden in dem Gezelte, das ihm auf dem Wege die Königin von Ungarn geschenkt hatte und ließ sein Heer scheinbar vor den Türken fliehen. Als diese es wahrnahmen, fielen sie schnell über das prächtige Gezelt her und wollten es plündern; aber sie erstaunten nicht wenig, als sie gewaffnete Krieger darunter fanden, die wie Löwen um sich schlugen und ein furchtbares Blutbad unter den Türken anrichteten. Auf ihrem Marsche benützten die Christen einen türkischen Gefangenen, der ihnen, obgleich mit Ketten belastet, den Weg durch die Gebirge zeigen sollte; allein der Türke opferte lieber sein Leben, als seinem Volke zu schaden und führte die Pilger in solch' unwegsame Gegenden, daß sie kaum vorwärts kommen konnten und von einem Hinterhalt des Sultans nachdrücklich geschlagen wurden. Die Pilger wollten im Vertrauen auf die zuvorkommende Behandlung der Einwohner und auf die Fruchtbarkeit des Landes schnell vorwärts ziehen. Da sie sich also nicht hinreichend mit Lebensmittel versahen, so mußten sie bald an allem Mangel leiden, namentlich als die Türken anfingen, ihre eigentliche Gesinnung herauszukehren. Sie umschwärmten das christliche Heer fortwährend, und mancher deutsche Held hat sein Leben durch die vereinzelt herumziehenden Haufen türkischer Krieger eingebüßt. Selten konnten die Türken zum Stehen gebracht werden. Und wenn sich der Kaiser bei den Gesandten des Sultans beklagte, daß man sein Heer trotz der Friedensversicherungen verfolge, gaben die Gesandten kurz zur Antwort, daß es dem Sultan nicht möglich sey, seine

unstäten Stämme alle zu bändigen, deren Raubluft ihn oft selbst treffe, und deren Bestrafung ihm also gewiß willkommen seyn werde.

Da geschah es eines Tages, daß ein deutscher Ritter, ein guter wackerer Schwabe, weit zurück blieb hinter dem Heereszuge und sein dürstend Rößlein am Zaume nach sich zog, und er würde es nimmer aufgegeben haben und wenn es ihn auch das Leben gekostet hätte. Da sprengten plötzlich bei fünfzig Reiter daher, die schossen auf ihn und warfen mit den Spießen nach seinem getreuen Thiere; aber der Schwabe fürchtete sich nicht — er ging seines Weges und blickte nur hin und wieder um nach den heranstürmenden Feinden. Sein Schild war schon gespickt mit Pfeilen, als ein Türke auf ihn den krummen Säbel schwang. Da wallte dem Deutschen auch sein Blut. Rasch wendete er sich um und traf des Türken Pferd so gut, daß beide Vorderfüße, mit einem Hiebe abgehauen, zu Boden sanken. Und mit Macht faßte er sein gutes Schwert und schwang es so heftig auf des Türken Kopf, daß zur Rechten und Linken zwei gleiche Hälften von dem Türken heruntersanken — und tiefer drang noch der kühne Streich, zerschnitt noch den Sattel und spaltete weit des Pferdes Rücken. Ein berühmter Schwabenstreich!

Ein Bürger von Ulm ward einmal von zehn treulosen Griechen angefallen, die ihn morden wollten; aber der wackere Degen fürchtete sich nicht. Er kehrte sich rasch um und schwang sein Schwert so stark, daß neun Griechen in ihrem Blute lagen: den zehnten vertrieb er.

Die Deutschen stritten wie wahre Helden gegenüber den sie verfolgenden Türken, und wollte man alle einzelnen Heldenthaten derselben aufzählen, müßte man ein langes Buch schreiben. Besonders bewährten die Schwaben ihren alten Muth und ihre unverletzte ungestüme Kraft. Sie verübten Schwabenstreiche, die uns kaum glaublich erscheinen. Aber sie waren beseelt vom christlichen Heldenmuthe und Heldengeiste — und was ist denn aller Heldenmuth ohne das Christenthum? Was ist denn alle ungezügelte Kraft ohne Tugend, ohne Religion? Der Geist des Kreuzes lebte in diesen kühnen Schaaren, und aus Liebe zum Kreuz blieben sie Pflicht und Eiden getreu. —

Als sich die Christen in dem engen Thale von ihren Feinden eingeschlossen sahen, erbaten sich die letztern Frieden gegen Ausbezahlung einer großen Geldsumme; aber der Kaiser schlug das Anerbieten aus. Und nun hielt der Kaiser eine treffliche Rede an seine Krieger und die Schwaben antworteten auf dieselbe durch einen muntern Kriegsgesang. Einstweilen beruhigt, zog sich das Heer, an Nikopolis vorüber, durch unfruchtbare unwegsame Gegenden, an deren Ende sich ein hoher Berg erhob. Rasch zog Herzog Friedrich den Berg hinauf; der Kaiser mit dem Gepäck blieb zurück und der Nachzug blieb ebenfalls unten am Berge. Da in der Mitte eine Lücke entstund, so war das ganze Heer getheilt und in diesem unglücklichen Augenblicke fielen die Türken auf die erschöpften Pilger ein und umringten das ganze Heer. Groß war die Noth der armen Deutschen. Mit der größten Anstrengung eilte der alte greise Kaiser den Berg hinan, auch Friedrich von Schwaben eilte schnell zurück, um seinen Vater zu unterstützen, obgleich ihm ein von dem Berge geschleuderter Stein den Helm vom Haupte warf und ihm mehrere Zähne einschlug. Mit der größten Anstrengung wurden die Türken zurückgeworfen, denn selbst die Fallenden und Verwundeten suchten sich noch an den Christen zu rächen. Aber am meisten littten die Pilger, weil sie nirgends Ruhe finden konnten; denn die umherschwärmenden Türken blieben immer da. War es Nacht, so erscholl plötzlich Trompetenschall, und sie mußten sich rasch in die Waffen werfen, um nicht unvorbereitet auf einen Ueberfall zu seyn. War es Tag, so litten sie Hunger und Durst — und so schwanden sechs Wochen hin, ohne daß es sich die Pilger auch nur einen Tag hätten bequem machen können. Die Noth wurde endlich so groß, daß die Pilger Pferdefleisch aßen und Pferdeblut tranken. Trotzdem wurde strenge Mannszucht gehalten, und selbst die Feinde des Kaisers müssen gestehen, daß er jeden Frevel an Hohen und Niedern auf die empfindlichste Weise bestrafte. Indessen zeigten die meisten Pilger eine Entschlossenheit und Ausdauer, die uns in Verwunderung setzte, und als eine Schaar Christen zu den Türken überging, sagte der Kaiser nur: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich seyn? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres."

Den Gesandten des Sultans übergab der Kaiser einen Silberling, den sollten sie theilen. Kühn drang der Kaiser vorwärts, schlug die Türken und hielt den Muth der Seinigen aufrecht. Eines Tages nun kamen Abgesandte des Sultans vor den Kaiser mit der Bitte, daß sie in Begleitung eines deutschen Ritters den Befehlshaber der umherschwärmenden Türkenhorden aufsuchen dürften. Der Kaiser gewährte es, denn er mochte denken, daß alsdann die Pilger, von weitern Belästigungen befreit, nun um so ungehinderter vordringen könnten; allein die Abgesandten und der deutsche Ritter kamen nicht mehr zurück. Nun stand der Kaiser nicht mehr weit von Iconium, da zeigte sich nun auch der abscheuliche schnöde Verrath. Der Sohn des Kaisers war mit einer Hälfte des Heeres vorausgeeilt, brach sich Bahn bis Iconium und drang mit dem fliehenden Feinde zugleich in die Stadt ein, in der er ohne Erbarmen alle Einwohner umbringen ließ und Lebensmittel und Beute vollauf fand. Aber plötzlich, am 14. Mai 1190, erblickte man das furchtbare vereinigte Heer des Sultans vor Iconium, und da sich mit demselben alle umherschweifenden Türken verbunden hatten, so mochte es wohl mehr als 300,000 Mann betragen haben. Und die Pilger waren in der Minderheit, waren ermattet und von Hunger und Durst geschwächt! In dieser traurigen Lage brach selbst der feste Kaiser Rothbart in helle Thränen aus; denn er glaubte seinen Sohn verloren, und sein Volk weinte mit ihm. Da erhob sich der Bischof von Würzburg und sprach zu den Versammelten: „Warum lasset ihr die Hoffnung schwinden? Denket ihr denn nicht mehr an das tröstliche Beispiel der Heiligen? Gottes Hilfe ist uns näher als ihr nur glaubet!" Da erhob sich auch der Kaiser und er rief mit einer Kraft und Festigkeit, die ihn nie verließ: „Nur der Tapfere darf auch Rettung hoffen: auf denn, Christus lebt — Christus siegt!" Und neuer Muth kehrte ein in den Herzen der Verzagten. Nach einer kurzen Zeit war das mächtige Heer der Türken geschlagen — bei 10,000 Feinde waren im heißen Kampfe gefallen.

Als der Morgen erschien, empfingen die Pilger den heiligen Leib des Herrn. Melech, der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, drang alsobald

auf einen kräftigen Angriff. Da trat ein Türke hervor und zeigte den Arm eines Türken, der trotz des festen Harnisches abgehauen war, indem er sagte: „Meine Freunde, mit Männern, welche eine solche Kraft besitzen, ist nicht gut kämpfen in der Nähe; da würden sie uns einen harten Stand bereiten und wir müßten unterliegen. Suchet die Pilger durch Aushungern, Beunruhigen und andere Mittel zu besiegen, aber waget keine offene Schlacht!" — Aber diese Meinung fand bei Melech keinen Anklang, obgleich viele seiner Feldherrn mit ihr übereinstimmten: Melech vertraute seinem bei Weitem überzähligen Herre und ließ die Vorbereitungen zur Schlacht beginnen. Sie ward ihm zu Theil; am Abend dieses Tages lagen bei 10,000 Feinde auf dem gerötheten Boden. Aber in der Mitte der Nacht hatten sich die zerstreuten Türken schnell wieder gesammelt, und die Christen befanden sich in einer wasserlosen Gegend, der schrecklichsten Noth preisgegeben. Es fehlte ihnen an Allem, was zu einem ordentlichen Leben nothwendig ist: sie hatten kein Salz, kein Gewürz, keine Lebensmittel und keinen Trank. Aus dem Holze der Sättel machte man Feuer an, weil es in der ganzen Gegend an Holz mangelte. Manche nagten an ausgehobenen Grasschollen oder kauten das Leder der Zäume und Leibriemen. Und hatten die Pilger auch des andern Tages eine sumpfige Gegend erreicht, so fanden sie nur schlechtes Futter und Wasser für die Pferde. Und fortwährend waren die wohlbestellten Türken zu fürchten; nie waren die Pilger vor einem gefährlichen Ueberfall gesichert! — Man denke sich hinein in die traurige Lage der Pilger. Melech war von derselben nur zu gut unterrichtet und wußte sie auch trefflich zu benützen. Er schickte Abgesandte an den Kaiser ab und ließ ihm Frieden unter der Bedingung anbieten, daß die Kreuzfahrer 300 Centner Gold und für jeden Mann aus dem Kreuzheere ein Goldstück entrichten sollten — und dann mögen sie Frieden haben. Allein die Pilger wollten sich nicht mit Gold den Weg in's heilige Land eröffnen und der Kaiser schlug deßhalb das Anerbieten des Abgesandten ab, indem er ihm bedeutete, daß er mit Hilfe des heiligen Erlösers zu siegen wissen werde — und er wollte dem Boten einen einzigen Byzantiner geben, damit er ihn an die Türken vertheile. Trotzig und er-

zürnt entfernte sich der Türke, indem er sagte: „Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet mit Anbruch des Tages die Eröffnung der Schlacht!" —

Da bemächtigte sich eine ungeheure Bestürzung des christlichen Heeres. Viele hielten Alles für verloren, und der Frieden wäre ihnen erwünscht gewesen; Manche murrten über den Kaiser und nannten dessen Festigkeit eine unzeitige Halsstarrigkeit und sie wollten so schnell als möglich nach den heiligen Orten ziehen, um der gefährlichen Schlacht auszuweichen. Aber wohin hätten sie sich wenden sollen bei dem gänzlichen Mangel aller Lebensmittel? Und wären sie von den umherschweifenden Türken nicht eingeholt worden? Deßhalb sagte Friedrich: „Seyd getrost, meine Freunde! morgen schlagen wir mit Gottes Willen unsere Gezelte in den Gärten des Sultans auf, und ihr werdet Alles im Ueberflusse erhalten!" Dieses Wort richtete die Pilger auf und sie erwarteten ruhig den Augenblick, in welchem die entscheidende Schlacht beginnen sollte. Friedrich gelobte dem heiligen Georg eine Kirche zu bauen und verbot ernst und streng, daß vor dem vollständigen Siege Niemand plündere, die Verwundeten verbinde oder sich einer Zögerung verdächtig mache.

Aber zu den Muthigsten der Kreuzfahrer gehörten Gerold und Dagobert; sie verloren selbst bei dem Gedanken an die bevorstehende Schlacht den guten Muth und den heitern Humor nicht, und wenn Manchen die hellen Thränen in den Augen stunden, konnten sie ein religiöses Lied singen. Gerold war ein ausgemachter Held, in allen Gefechten hatte er sich hervorgethan und der Kaiser zählte ihn zu seinen tapfersten Rittern.

Am andern Morgen sahen sich die Pilger von den Türken in einem Halbkreis umringt. Eine imposante Macht stand vor ihnen und stürmte auf die Pilger ein. Furchtbar war ihr Geschrei, zehnmal furchtbarer als die Erfolge ihrer Waffen. Ihr Geschrei war das Beste des heutigen Tages; denn am Abend standen die Pilger in den Gärten des Sultans, und hier fanden sie reichen Ersatz für die unfreiwilligen Entbehrungen der frühern Tage. Es ließ sich kein Feind sehen, nur ein furchtbares Gewitter störte die Ruhe der Nacht. Am andern folgenden Morgen, als eben die Sonne aufging, erschienen

Boten von dem Sultan und baten um Frieden — ungewiß ob aus Neigung, oder nur um Zeit zu weitern Bewaffnungen zu erhalten. Es mußte zuerst der Abgesandte des Kaisers zurückgegeben werden, welcher bis dahin noch nicht angekommen war. Aber während den Unterhandlungen suchten die Türken die Christen zu umzingeln; schnell sonderte der Kaiser sein Heer in zwei Haufen, übergab den einen Haufen seinem Sohne und dem Grafen Florens von Holland, die gen Iconium zogen, mit dem andern wandte er sich gegen die äußern Feinde; Priester, Kranke und Verwundete blieben in der Mitte. Es entspann sich ein mörderischer Kampf, und schon wichen die Christen unter der Anführung des Kaisers zurück — der Kaiser wünschte dießmal selbst, daß sein Heer ungefährdet in Antiochien liegen möchte; aber der Kaiser rief mit lauter Stimme den Seinigen Muth zu und im Sturmschritte drangen sie vorwärts. Unter den muthigsten Kämpfern ragten die Helden des Helfenstein'schen Fähnleins ganz besonders hervor. „Vorwärts!" rief Gerold seinen Getreuen zu, „entweder Ehre und Sieg oder Untergang und Tod!" Und die Rosse sprengten vorwärts, daß der Staub hoch in kleinen Wolken emporstieg. Da prallten die Schwerter an den Harnischen ab! Da klirrten die Waffen! Da dröhnten die festen Schilde! Aber eingeschlossen und von den übrigen Kreuzfahrern noch nicht eingeholt, fallen sie Mann für Mann im heißen ritterlichen Kampfe, Jeder ein Held. Ein Türke schwingt seinen krummen Säbel nieder auf Gerolds Haupt: Dagobert sieht es und eilt hinzu und trennt dem Türken den Arm mit einem Hieb vom Leibe, daß er blutend hinstürzt in den Sand; aber indem er den Streich vollführt, fährt ein Feind mächtig in die Höhe mit entblößtem Säbel, und Dagobert fällt nieder vom Pferde — es ist aus mit seinem jungen Leben. Gerold wirft sich über die theure Leiche: er kann der Uebermacht nicht widerstehen; wie ein Rasender schlägt er um sich und will die Leiche schützen — umsonst: er wird gefangen. Die Türken brechen ihm sein Schwert entzwei, binden ihn mit Knitteln an Händen und an Füßen, werfen ihn auf ein Pferd und eilen mit ihm, dem Tapfern, davon, noch ehe ihm Hilfe erscheinen kann — er ist ein Gefangener der Feinde! Wer schildert seinen Schmerz! Wer beschreibt seinen

Zorn! — Kurze Zeit nach dieser That waren die Christen Sieger. Der tapfere Kaiser und sein Sohn hatten die Türken vollständig geschlagen — Iconium befand sich in den Händen der Christen. Mit welcher Freude empfing der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn! Welcher Reichthum fand sich in den Gemächern und Gewölben des Sultans! Die Kreuzfahrer hatten nun Alles, was zu einem bequemen Leben gehört. Das Heer konnte ruhen und sich von den erlittenen Mühseligkeiten erholen. Es stand kein Feind mehr im Felde. Wie froh waren die Pilger, endlich nach vielen Mühen und Beschwerden der Feinde los zu seyn!

Da aber ein christlicher Kaiser nie rauh und menschenfeindlich gegen die Besiegten seyn darf, so schenkte er dem Sultan den Frieden, besonders da dieser das aufrichtige Bekenntniß ablegte, daß der Krieg nie in seiner Absicht gelegen, er vielmehr von jungen Leuten dazu veranlaßt worden sey. Der Sultan sowohl als Melech erhielten von dem Kaiser den Frieden unter sehr billigen Bedingungen. Sie sandten nicht nur an den Kaiser, sondern auch an den Herzog Friedrich große Geschenke. Das Heer lagerte sich außerhalb der Stadt Iconium in den schönen Gärten des Sultans, und als es sich mit allem Nöthigen reichlich versehen hatte, brach es auf nach den südlichern Gegenden. Nach mehreren Tagmärschen standen die Pilger endlich, nachdem sie viele Berge bestiegen hatten und dabei einen beträchtlichen Verlust erlitten, in den Besitzungen des armenischen Fürsten Leo in der Gegend von Pygos und Laranda, und hier erblickten sie nach langer Heerfahrt das tröstliche Zeichen des Kreuzes wieder auf Bergen und Anhöhen, in Tiefen und Thälern, an Wegen, Straßen und Wohnhäusern, in Feldern und Auen. Auf Noth und Mangel durften sie nicht hoffen, sie hatten Alles im Ueberfluß. Der Weg nach Syrien stand nun offen, und die Feinde waren bezwungen. Saladin zitterte und ließ sich von dem Kaiser die Entscheidung über den rechtmäßigen Besitz seiner Länder erbitten. Friedrich's Ruhm war so sehr gestiegen, daß seine frühern Heldenthaten ganz durch diesen Kreuzzug verdunkelt wurden.

Aber ein schweres Unglück sollte das Kreuzesheer treffen! Es war am 10. Junius des Jahres 1190, als das

Heer von Seleucia aufbrach, um dem Ziel der kriegerischen Pilgerfahrt entgegen zu ziehen. Das Heer stand am Flusse Seleph oder Kalykadnus. Der Vortrab wurde von dem Sohne des Kaisers geführt, in der Mitte befand sich das Gepäck und im Hintertreffen folgte der Kaiser selbst. Es wurde eine Brücke über den Fluß geschlagen; aber sie war zu schmal und nicht geeignet, den Uebergang des Heeres zu beschleunigen. Und doch wollte der Kaiser rasch vorwärts dringen! Da ihm der Zug viel zu langsam ging, so stand er ungeduldig am Ufer und sprengte rasch in den Fluß, um schneller zu seinem Sohne zu kommen; aber der Held wurde von den Wellen verschlungen; sie ergriffen den greisen ehrwürdigen Kaiser und rissen ihn ungestüm fort, und als man ihn an's Land brachte, war der Held bereits todt. Ein ungeheurer Jammer entstand unter dem Heere; zahlreiche Thränen flossen über die vernarbten bärtigen Gesichter und Niemand wollte sich trösten lassen: das Heer hatte seinen Vater verloren — man glaubte an kein Glück mehr und an kein Gedeihen für die folgenden Unternehmungen. In tiefer Bestürzung zog das Kreuzheer in Antiochia ein, wo die irdischen Ueberreste des großen Kaisers im Dom zu Sanct Peter feierlich begraben wurden. Das geschah im Jahre 1190. —

Die Kunde von dem Tode des großen Helden und ehrwürdigen Kaisers kam nach Deutschland; aber das deutsche Volk konnte nicht glauben, daß sein großer Kaiser gestorben sey, und an die einstige Auferstehung des berühmten Barbarossa knüpfte sich durch alle Jahrhunderte die sehnsuchtsvolle freudige Hoffnung der einstigen Herstellung des deutschen Reiches — des Reiches der Welt. Darum lebt die Sage auch bis heute fort, daß Friedrich im Kyffhäuser Berge auf der goldenen Aue in Thüringen schlafe; da sitzt er und hat das müde Haupt auf den starken Arm gestützt, und sein schöner rother Barth wächst ihm durch den steinernen Tisch. Wenn aber einmal die Raben den Berg nicht mehr umkreisen werden, dann wird Barbarossa wieder erwachen — er wird aufstehen und das Reich herstellen, auf daß dem Lande wieder gesegnete, fruchtbare Zeiten kommen. Noch steht es da das einsame bescheidene Kirchlein an dem Hohenstaufen, wohin der Rothbart vom Schlosse

herab zur Messe gegangen seyn soll. O Geist Barbarossa's, wie sehr bist du aus unsrer Zeit verschwunden — wie weit haben sich deine Nachkommen von dir entfernt! —

Und der alte Frieder schwieg still und ließ sein Haupt auf die Brust sinken; seine Hände falteten sich wie zum stillen Gebet.

Nach einer Weile begann er wieder:

*

Nach der feierlichen Beisetzung der irdischen Ueberreste des Kaisers brachte der Geist der Niedergeschlagenheit eine bedeutende Erschlaffung aller Kräfte hervor. Zwar hatten die Kreuzfahrer nach dem Tode des großen Kaisers seinem Sohne Friedrich gehuldigt; allein er konnte doch in dem zusammengeschmolzenen Heere nicht mehr jene Mannszucht, jenen sittlichen Ernst und jenen todesverachtenden Heldenmuth erhalten wie sein edler Vater; obgleich von dem großen Heere nur noch ungefähr 6,000 Mann übrig geblieben waren, die andern hatten Hunger und Pest, Noth und Leiden weggerafft. Ordnung unter den Schaaren zu halten war nur einem Manne, wie der große Todte war, möglich. Manche Kreuzfahrer ergaben sich der Schwelgerei, und die das Schwert nicht erreichte, fielen durch Unmäßigkeit im Genuß der reichlich gebotenen Nahrungsmittel. Manche kehrten, nicht eingedenk ihrer Pflicht und ihres Eides, in's Vaterland zurück. Friedrich von Schwaben führte den Rest des Heeres nach dem heiligen Lande.

Vor Tyrus wehrte sich Conrad von Montferrat mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe, und als man ihm drohete, man werde seinen gefangenen Vater morden, entgegnete er stolz und trocken, daß es für ihn eine große Ehre seyn werde, von einem Märtyrer abzustammen. Einmal lockte er sogar die ägyptische Flotte durch List in den Hafen und zerstörte sie. Saladin fand sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, von Tyrus abzuziehen, ohne Etwas ausgerichtet zu haben. Aber immerhin stand es noch sehr mißlich mit der Angelegenheit der heiligen Orte. Der große Kaiser war todt, und mit seinem Tode schwanden tausend Hoffnungen. Die Schwierigkeiten vermehrten sich mit jedem Tage. Auch der dritte, mit so vielen frohen Hoff-

nungen unternommene Kreuzzug sollte ohne Erfolge endigen.

Antiochia konnte erhalten werden, weil Bohemund III den tapfern nnd gefürchteten Saladin um Frieden flehte; Tripolis konnte durch eine Flotte vertheidiget werden, welche König Wilhelm von Sicilien geschickt hatte. Saladin befürchtete endlich, daß der wackere Conrad von Montferrat endlich Jerusalem entsetzen und sich dann zum Könige erheben werde, und seine Besorgnisse hiewegen trieben ihn so weit, daß er den gefangenen Guido frei ließ — und Conrad ward wirklich beseitigt, indem Guido seine Rechte in Anspruch nahm; denn es sollten noch mehr Kreuzfahrer aus dem Abendlande ankommen. Da unternahm Guido im Jahr 1189 die Belagerung von Akkon, die zwei volle Jahre dauerte, obgleich ihm immer viele Pilger aus dem Abendlande zuflossen. Da diese Stadt den Schlüssel zu den heiligen Oertern bildet, so mußte sie vor Allem wieder in die Hände der Christen kommen, wobei sich besonders die Pisaner im Interesse ihres weitverzweigten Handels sehr hervorthaten, weil sie auch für den Handel von der äußersten Wichtigkeit war.

Eines Tages wurde das Belagerungsheer von einer fremden unbekannten Flotte sehr erschreckt, die sich dem Hafen näherte; aber wie freudig wurden die Christen überrascht, als sie erkannten, daß es Flamänder, Friesen, Dänen und Engländer seyen, geführt von Jacob von Avesne und dem Erzbischof von Canterbury! Auch der Graf Adolph von Schauenburg und der Graf von Geldern waren auf dieser Flotte, so wie damals Landgraf Ludwig von Thüringen und sein Bruder Hermann, die Herren von Altenburg, Arnstein, Schwarzburg, Haldungen, Beichlingen, Mansfeld mit andern Edlen und Rittern vor Akkon landeten; Ludwig von Thüringen rettete in den Schlachten viele flüchtige Pullanen und Lombarden. Es wurden nun heiße Schlachten geschlagen, theils vor Akkon, theils mit Saladin, der diese wichtige Stadt entsetzen wollte.

Eines Tages aber ließ Saladin einen gefangenen deutschen Ritter in sein Zelt führen. Der Ritter blickte mit verhaltenem Grimme auf den Feind seines Glaubens. Auf seiner Stirne breiteten sich tiefe Runzeln aus, aus

welchen kühner Trotz in heldenmüthiger Todesverachtung sprach. Die schweren Eisenbande zogen die robusten Arme nieder an dem Leibe und zerrten sie krampfhaft auseinander. Das Auge des Ritters blitzte kühn unter den dichten Braunen und die Lippen zitterten, als wollte ein eiserner Grimm dieselben öffnen. Es war Gerold, der durch ein eigenes Spiel des Schicksals in Saladins Hände gekommen war.

Saladin schaute indeß den Ritter nicht minder aufmerksam an und betrachtete ihn mit scharfem Auge, auf daß ihm ja keine Bewegung entgehen möge. Endlich begann Saladin:

„Ritter, wenn du mir einen Gefallen erweisen willst, so sollst du heute noch frei von dannen gehen!"

Aber Gerold ließ gleichgültig sein schönes Auge sinken.

„Du kennst die Wichtigkeit der Flotte", fing Saladin nach einer Weile an, „die vor Akkon liegt. Ohne diese Flotte wäre ich in kurzer Zeit Meister der Stadt, und mit der Herrschaft der Abendländer hätte es dann doch ohnehin ein Ende. Ich habe noch die heiligen Orte und den größten Theil des heiligen Landes; ich weiß es zu vertheigen. Mein Arm ist stark und die Macht meiner Heere ist — wie du wohl weißt — unermeßlich. Aber ich will das Blut meines Volkes schonen. Ich will es nicht im nutzlosen Kampfe verspritzen. Du kannst mir dienen: dein Dienst wird für mich von großem Nutzen seyn und dir wird er die Freiheit bringen. Was meinst du?"

Und mit diesen Worten blickte Saladin den Ritter mit festem Auge an, als wollte er seine Gesinnung herauslesen aus den betroffenen Zügen. Gerold aber ließ sein Haupt noch tiefer sinken und sah stumm auf den Boden nieder. Und wiederum sprach Saladin:

„Deine Freiheit liegt in deinen Händen! Thue was du willst! Aber kannst du die Flotte im Hafen vor Akkon durch Feuer zerstören, so sollst du frei und deiner Haft entlassen seyn. Ich gebe dir noch Güter und Reichthümer auf den Weg. Nun wähle!"

Aber da lief ein zorniges Erröthen über die Wangen Gerolds und ein finsterer Grimm sprach aus seinen Zügen.

„Meinst du denn," begann er mit feierlichem Tone, „daß ein christlicher Ritter auf solch' schurkische Weise

seine Brüder verräth? Meinst du, daß er auf so schnöde Art seinen Rittereid bricht und treulos wird seinem Gott und seinem Volke? Verschone mich mit solchen Zumuthungen, mein Herr, denn eher will ich den Tod, als daß ich zum Verräther an meinem Volke und an meinem Gotte werde!"

Und mit diesen Worten wandte er mit Abscheu sein Gesicht von dem gefürchteten Türken ab. Aber am andern Morgen war Gerold schon auf dem Wege zum Sclavenmarkte. —

*

Das Jahr 1190 war angebrochen. Da zogen viele Franzosen unter dem Grafen Heinrich von Champagne und ein Theil des großen deutschen Heeres mit Leopold von Oesterreich, der mit Berthold von Meran dem abendländischen Adel vorausgeeilt war, vor Akkon. Ludwig von Thüringen, der den Oberbefehl führte, übergab denselben und reiste krank ab, um in's Abendland zurückzukehren; er starb aber auf dem Meere. Nicht lange nachher kam Friedrich von Schwaben mit seiner Schaar an, und nahm den lebhaftesten Antheil an der Belagerung. Er machte zwei ungeheure Sturmböcke, genannt die Katze und die Maus: die Maus wurde von den Türken in die Höhe über die Mauer gezogen, obgleich der eiserne Kopf daran allein bei hundert Centner wog. Allein alle Anstrengung war vergebens, weil Saladin die Stadt von Außen beständig unterstützen konnte. Endlich brach auch noch unter den Christen vor Akkon eine Seuche aus, die selbst den hoffnungsvollen Friedrich von Schwaben hinwegraffte.

Zur Zeit der Kreuzzüge bildeten sich drei Verbrüderungen der Ritter unter einander aus, ähnlich den Mönchsorden: es sind der Johanniter-, der Templer- und der deutsche Orden. Man kann sie als die Hauptstützen der christlichen Macht im Morgenlande betrachten. Ihre Thätigkeit erstreckte sich nicht bloß allein auf die Vertheidigung des heiligen Grabes, sondern ihre Aufmerksamkeit dehnte sich auch auf die Pflege der Kranken, Unglücklichen und Leidenden aus. Schon nach der Beendigung des ersten Kreuzzuges wurde in der Nähe des heiligen Grabes ein Hospital für arme kranke

Pilger errichtet, die hilflos in Jerusalem ankamen. Schutzpatron dieser edlen frommen Stiftung ward der heilige Johannes der Täufer, und nach dem Schutzpatron nannten sich die wackern Ordensritter die Johanniter. Ihr Geschäft war ein dreifaches: ein Theil der Ordensritter pflegte die Kranken, ein anderer Theil verrichtete geistliche Geschäfte und ein dritter Theil begleitete bewaffnet die Pilger. Da der Orden sehr viele Unterstützungen erhielt, so wurde er sehr mächtig und angesehen. Der Orden der Tempelritter war ganz kriegerischer Natur. Der deutsche Orden aber wurde von anwesenden Bürgern aus Lübeck und Bremen vor Akkon gegründet, da sich die Hospitaliter, meist Franzosen, der kranken Deutschen nicht annahmen. Die deutschen Ritter trugen ein schwarzes Kreuz auf weißem Mantel; sie mußten die Kranken pflegen, ein eheloses geistliches Leben führen und zugleich gegen die Ungläubigen streiten. Anfangs erregten sie wenig Aufsehen und wurden auch Marianer genannt, weil sie sich unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau Maria stellten. Ihr erster Großmeister war Waldbott von Bassenheim, der zweite Otto von Carpon, ein Bremer Bürger, und der dritte Hermann Barth. Von dem letztern erzählt man, daß er an einem sehr kalten Wintertage einem Weibe begegnete, das ihn, auf den Armen ein Kind haltend, um eine Gabe anflehte. Aber sein Herz war hart und frostig wie das Wetter, und trotzig sprach er zu dem Weibe: „Geh, an fremden Hunden und Kindern verliert man Mühe und Arbeit!" — Das Weib, in der grimmigsten Kälte ausharrend, starb bald — es war erfroren. Das ging dem hartherzigen Mann so nahe, daß ihn eine große Reue dergestalt überkam, daß er als Pilger in's heilige Land zog und in den Orden als Krankenpfleger eintrat. — Der deutsche Orden ist im Laufe der Geschichte zu einer großen Berühmtheit gelangt; seine Reichthümer waren außerordentlich. —

Nach Friedrichs Tode übernahm Leopold von Oesterreich den Oberbefehl über die deutschen Ritter und Pilger und er hat vor Akkon wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet. Nach einem Sturm war einmal sein weißer Waffenrock ganz blutig gefärbt, nur in der Mitte unter dem Gürtel war er weiß geblieben. Da legte der Herzog

das bisherige Babenbergische Wappen, ein Adler oder eine Lerche, ab und nahm den blutigen Waffenrock, ein weißer Querbalken im rothen Felde, zum Wappen an — und seither ist dieses Wappen bei dem edlen ritterlichen Hause Oesterreich geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber es fehlte vor Akkon an der Einhelligkeit des Wirkens. Die Franzosen wurden eifersüchtig auf die Deutschen, und Conrad von Montferrat wollte sich wieder an die Spitze stellen, um den unfähigen Guido zu verdrängen; er hatte sich mit Isabella, einer Schwester der eben gestorbenen Sybilla, verheirathet. Die Deutschen waren für Conrad sehr eingenommen, weil er aus deutschem Blute stammte und immer noch ein sehr ergebener Vasall des deutschen Reiches war; die Franzosen aber eiferten für Guido. Während dieser Eifersüchteleien kamen Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich vor Akkon an, und zwar der erstere mit großer Macht. An den König von Frankreich hatte sich der alte Philipp von Flandern angeschlossen, allein kurze Zeit nach seiner Ankunft vor Akkon starb er an der Pest. Auf seiner Heerfahrt hatte der tapfere Richard Löwenherz von England den treulosen Griechen die fruchtbare Insel Cypern abgenommen und wollte Oberherr im Kreuzheere werden, was andere Helden und Fürsten nicht billigten. Endlich aber erlag Akkon, weil es durch die lange Belagerung erschöpft und machtlos geworden. Kurz darauf ereignete sich ein Vorfall, der zu den traurigsten in der Geschichte der Kreuzzüge gehört.

Da die Deutschen vor Akkon in der Minderzahl waren, so besetzten Richard und Philipp die eroberte Stadt ausschließlich mit Engländern und Franzosen, die Deutschen wurden ausgeschlossen; dem Herzoge Leopold ging ohnehin das Geld aus, und um seinen Schaaren das Leben zu fristen, mußte er bei Richard Geld borgen. Durch Richards Uebermuth gekränkt, kehrte Philipp schleunigst in sein Land zurück und betrug sich feindselig gegen Richards Staaten. Von dieser Zeit an war alles gute Einvernehmen eine Unmöglichkeit. Richard hatte durch seinen Stolz den tapfern Leopold schon einige Male empfindlich beleidigt, doch hielten die Deutschen aus und halfen wacker auf Saladin losstürmen, als es bei Arsuf

zu einer entscheidenden Schlacht kam, die mit dem vollkommensten Siege der Christen endigte, obgleich man den Tod des trefflichen Jakob von Avesne sehr bedauerte. Da wollte Richard die Stadt Askalon wieder aufbauen, die Saladin von Grund aus zerstört und gebrandschatzt hatte. Er wollte aber zur Herstellung der Mauern vorzüglich nur Deutsche benützen, was den schon gereizten Leopold zu der Aeußerung veranlaßte: er sey kein Maurer und Zimmermann, er möge sich wo anders Gesellen suchen. Ueber diese Antwort aufgebracht, wollte der stolze Richard das Panier Leopolds nicht länger mehr in seinem Lager dulden; allein Leopold zog nicht ab und blieb gegen Richards Willen da. Nun konnte sich Richard nicht mehr beherrschen: er ließ die österreichischen Fahnen abreißen und durch den Straßenkoth schleppen. Allein im Augenblicke konnte sich Leopold nicht rächen, weil er der schwächere Theil war — aber auch er zog nach Haus zurück.

Nun war Richard allein Herr. Er zog gegen Saladin, verrichtete glänzende Waffenthaten, stritt immer gleich tapfer und konnte doch Nichts ausrichten, zumal weil er Jerusalem, als zu stark befestigt, nicht angreifen wollte und die Macht Guidos zu vermehren sich nicht veranlaßt fand. Da wurde endlich auf das Andringen der Pullanen Conrad von Montferrat doch König von Jerusalem; aber nicht lange erfreute er sich dieser Würde: er fiel durch den Dolch zweier Assassinen, und Richard Löwenherz soll sogar darum gewußt haben. Guido erhielt als Entschädigung für den Verlust der Königswürde im Jahr 1192 die Würde eines Königs von Cypern, während Heinrich von Champagne, der Conrads Wittwe Isabella geheirathet hatte, König von Jerusalem wurde. Aber bald kam es zu den heftigsten Beleidigungen, in Folge deren alle zurückgebliebenen Deutschen und Franzosen unter Hugo von Burgund nach der Heimath zurückkehrten. Viele Ritter drangen nämlich in Richard, daß einmal nach langem Zaudern Jerusalem genommen werden sollte, aber Richard that es nicht; ergrimmt hierüber und voll Eifersucht auf den englischen König schieden sie vom Heere, um den heiligen Boden zu verlassen. Hugo sah zwar sein Vaterland nicht mehr, denn auf dem Heimwege starb er an

der Raserei, weil er vergiftet worden seyn soll. Richard sah endlich ein, daß er mit Saladin nicht mehr zurecht kommen konnte und daß es nur zu unnützem Blutvergießen führen müßte, wenn er länger auf dem Schlachtfelde verharrte. Er schloß daher mit Saladin Frieden und erhielt die Begünstigung, die Seinigen in einzelnen Schaaren, jedoch unbewaffnet, zum heiligen Grabe zu führen, um an den heiligen Stätten zu beten. Das war das einzige Ergebniß aller seiner Anstrengungen! Wohin wären die Pilger bei vereinter einhelliger Wirksamkeit gekommen? —

Richard Löwenherz zog im Winter des Jahres 1193 nach England, da der König von Frankreich die alten Feindseligkeiten wieder aufnahm und Richards Staaten bedrohte. Um schneller nach England zu kommen, schlug Richard den Weg zu Land ein und reiste mitten durch Deutschland, ja durch Oesterreich. Er wollte sich verborgen halten, weil er Leopolds Rache fürchtete; als er aber zu Erdberg bei Wien in einer einfachen Küche saß und sich ein Huhn braten wollte, da wurde er entdeckt und in strenger Haft auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gehalten. Wenn auch Leopolds Rache leidenschaftlich und unrühmlich war, so hatte sie Richard gewiß verdient. Lange blieb die traurige Haft des Königs auf Dürrenstein verborgen. Da gelang es dem treuen Diener des Königs, dem liedeskundigen Sänger Blondel, ihn zu entdecken. Er sang vor den Thürmen des Dürrenstein ein Lied, welches Richard beantwortete. Schnell eilte Blondel mit der Nachricht nach England und Richards Freilassung wurde begehrt.

So unedel auch Leopold an Richard handelte, so war doch der deutsche Kaiser Heinrich VI vollkommen berechtigt, den König Richard vor ein Reichsgericht stellen zu lassen. Der Beschimpfung der deutschen Reichsehre angeklagt, erschien er vor der Reichsversammlung in Worms, wo er öffentlich verhört wurde. Die Hauptklage war der an einem deutschen Reichsfürsten, Conrad von Montferrat, verübte Meuchelmord. Da sich aber Richard in dieser Angelegenheit leidlich rechtfertigen konnte, so wurde er freigesprochen; aber nicht freigesprochen wurde er, als es sich um die Entschädigung für den den Deutschen vor Akkon vorenthaltenen Antheil

an der Beute handelte. Erst dann sollte er frei werden, wenn er hiefür Ersatz sicherte. Er konnte gegen die richterliche Gewalt des deutschen Kaisers nicht protestiren, da damals die deutschen Kaiser im Glauben der Völker wirkliche Lehensherren aller christlichen Könige waren, und da Richard selbst das Königreich England in Gegenwart vieler hoher Herren von England als ein Lehen des heiligen römischen Reiches empfing.

Es wurden von England 150,000 Mark Silber gefordert, die man in aller Schnelligkeit zusammen treiben mußte, und Richard blieb so lange zu Mainz in beständiger Haft, bis das Geld geschossen wurde, und selbst die Klagen seiner siebenzigjährigen Mutter, Lienor, halfen Nichts. Als Philipp von Frankreich in England selbst einfallen wollte, ließ ihm der deutsche Kaiser sagen, daß er es mit ihm zu thun haben werde, wenn er von seinem Unternehmen nicht ablasse; denn wer seinen Gefangenen angreife, der greife ihn selbst an. Dieß Wort wirkte, und Philipp unterließ alle weitern Feindseligkeiten. Im Jahre 1194 kam das Geld aus England an — und Richard wurde frei.

So konnte damals der deutsche Kaiser sprechen, als das Reich noch einig war und von einem Oberhaupte beherrscht wurde! Damals konnte das deutsche Volk nicht ungestraft beleidigt werden!

Leopold von Oesterreich stürzte bald darauf vom Pferd und brach das Bein. Chirurgen gab es damals noch nicht, und so stellte sich endlich der Brand ein und Leopold starb unter den heftigsten Schmerzen.

Um diese Zeit kam Steyermark, dessen Herzoge ausstarben, an das Haus Oesterreich, und Wien erhielt Ringmauern, die von dem englischen Gelde hergestellt wurden.

Zwanzigstes Capitel.

Burkhardt wird frei.

„Hoffe, Herz, nur mit Geduld,
Endlich wirst du Rosen brechen!
Sieh, dein Vater ist voll Huld,
Kindlich darfst du zu ihm sprechen.
Auf dein gläubiges Vertrau'n,
Wird er gnädig niederschau'n."
A. Maßmann.

Während der dritte Kreuzzug im heiligen Lande zu Ende ging, während Richard Löwenherz von England auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gefangen saß und in strenger Haft gehalten wurde, ereigneten sich an der Küste von Tunis seltsame Dinge. Nicht weit von der Küste stand dazumal ein niedliches Gezelt auf den Gütern Cid Muley's, von dem aus man die köstlichste Aussicht auf das nahe Meer genoß. Das Gezelt war aus feinen Thierhäuten im geschmackvollsten Style ausgeführt und mit einem Reichthum sinniger Verzierungen versehen, deren Schönheit man zu bewundern Ursache hatte. Es war mit Löwenhäuten und Tigerfellen gedeckt; die Oeffnungen konnten mit hellfarbigen Glasfenstern geschlossen werden, wenn die versengende Mittagsluft gar zu sehr auf der Natur lastete und der Mittag der heißen Jahreszeit, eine fast tödtliche Stunde für den Menschen, welcher der versengenden Hitze Widerstand leisten muß, allzusehr von den glühenden Sonnenstrahlen erhitzt wurde. Um das Gezelt herum erhoben sich dichtbelaubte Bäume der tropischen Zone inmitten eines bläulichen Schattens, den sie rings um sich ausbreiteten; diese Bäume rundeten sich in Arkaden und schossen pfeilgerade in die Höhe oder waren wie Sonnenschirme gebildet, aber überall waren sie so blätterreich, so dicht, so in einander verschlungen, daß Regen und Sonnenschein kaum die reiche Blätterfülle durchzudringen vermochten.

In diesem Gezelt lag damals während der erstickenden Mittagshitze ein Mann, der, dem Aussehen nach zu schließen, vierzig bis fünfzig Jahre alt seyn mochte. Seine Kleidung war weit und luftig; der orientalische Mantel flatterte in reichem Faltenwurfe herab auf die Erde. Sein Haupt ruhte auf einem weichen Kissen, das mit geschmackvollen Goldstickereien geziert war, sein

übriger Körper streckte sich auf einem prachtvollen Divan behaglich aus. Seine Augen, aus denen sonst ein unheimliches Feuer blitzte, waren in dieser Stunde geschlossen. Sein schöner schwarzer Bart war auf dem Kissen ausgebreitet. Um dem Eintritte schädlichen Gewürms entgegen zu seyn, hatte der Mann das Gezelt sanft geschlossen und leise zugezogen. Während er schlief, herrschte von Außen die größte Stille; denn wenn der Herr seine Mittagsruhe hielt, so durfte sich Niemand ungestraft dem Gezelt nahen, und diese tiefe Stille des Mittags wurde selbst nicht durch den leisesten Windzug unterbrochen.

Dieser Mann war Eid Muley, der Gebieter des Ritters Burkhardt und seines Sohnes Gerold; denn Gerold war durch ein ganz besonderes Spiel des Schicksals auf dem Sklavenmarkt zu Alexandrien in Eid Muley's Hände gekommen. Gerold trug nun Sklavenketten und war da, seinen geliebten Vater zu retten. Aber er kannte ihn noch nicht! —

Während nun Eid Muley in dem Zelte seine Mittagsruhe hielt, arbeitete Gerold in der Nähe desselben in dem Blumengarten; er stand gebückt da und sah nur hin und wieder hinauf zu dem hellen Himmel, der von keiner Wolke bedeckt war und in dem heißen unvermeidlichen Sonnenbrande glühte. Wer kann seine Lage beschreiben? Wer kann schildern, was bei einer entehrenden unwürdigen Behandlung, bei einer sklavischen Bewachung und tyrannischen Aufsicht in einem edlen Gemüthe, wie Gerold eines besaß, vorgehen mußte? Durfte er auf Freiheit hoffen? Und welche Gefühle mußten in ihm wach werden, wenn er an sein heißgeliebtes Weib dachte, wenn er sich seiner zärtlichen Mutter erinnerte, die nun auf der heimathlichen Burg vergebens auf seine und Dagoberts Rückkunft warteten? Welche traurigen Empfindungen mußten in seinem weichen Herzen fühlbar werden, wenn er an sein früheres Glück dachte: wie froh war er damals, wie reich, wie angesehen und glücklich! Zwar war er fest entschlossen, sein trauriges Loos mit Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, eines deutschen Helden und christlichen Ritters würdig, zu ertragen und in Hoffnung des Tages zu warten, der ihm Befreiung bringen würde.

Ach, jeder Unglückliche hofft — was wäre er ohne Hoffnung? Könnte er leben ohne Hoffnung? Zwar wollte er nicht schmeicheln, nicht süßlich reden, nicht sich selbst wegwerfen, er wollte nach Pflicht und Gewissen handeln, seine Angelegenheiten mit der ihm eigenen Pünktlichkeit erfüllen und den Uebermuth seiner tyrannischen Aufseher mit kalter Verachtung vergelten und ertragen. Aber manchmal wankte doch seine Kraft, und als einmal Cid Muley alle seine Sklaven um sich her versammelte (eine Gunst, die ihnen selten zu Theil wurde) da stürzte Gerold hervor und warf sich nieder auf die Füße und bat seinen strengen Gebieter um den Tod.

„Gieb mir den Tod!" rief er im Tone der Verzweiflung, „oder laß mich gehen, auf daß ich mein Weib und mein Kind sehe und meine alte Mutter!"

„Den Tod nicht!" sagte Muley ernst, „dafür habe ich dich zu theuer erkauft. Und dein Weib, deine Mutter? Um der gemeinen deutschen Weiber willen läßt man nicht den besten Sklaven los. Und dein Kind? Er mag wimmern, der arme kleine Wurm!"

„Gieb mir den Tod!" rief Gerold außer sich.

Aber Cid Muley ging stolz an ihm vorbei und ließ ihn auf den Knieen liegen und entgegnete kein Wort.

Burkhardt war bei der Musterung der Sklaven zugegen und mit Rührung hatte er diese traurige Scene betrachtet. Je mehr er aber den jungen Sklaven mit prüfendem Blicke musterte und je länger sein Auge auf den schönen Zügen haftete, desto eigenthümlicher wurde es ihm im Gemüthe, desto sonderbarer waren die seltsamen Ahnungen, welche in seinem Herzen entstunden. Der Sklave war ein Christ, ein Deutscher — diese Wahrheit schien ihm unumstößlich zu seyn. Und dieser Umstand war ihm Grund genug, sich des Verlassenen anzunehmen, ihn aufzusuchen und ihn seiner besondern Gunst würdig zu erachten.

Einige Tage nach jener Begebenheit war Gerold eben im Garten beschäftigt und wurde von den schrecklichsten Gedanken und den furchtbarsten Gefühlen gefoltert. Thränen standen in seinen Augen. Alles um ihn her war stille. Er sprach mit sich selbst, mit seinem Weibe, mit seiner Mutter, und nannte in heißen Seufzern oft deren Namen. Ein Schrei der Verzweiflung rang sich durch das kranke

Herz. Ein stilles Gebet strömte von seinen Lippen, die krampfhaft zitterten, und wiederum ward es stille in der blumenreichen Einsamkeit, die trotz des Farbenreichthums und der üppigen Pracht dem unglücklichen Gerold gar einförmig, reizlos und traurig erschien.

Einige Augenblicke nachher vernahm er leise Tritte. Erschrocken fuhr er auf und schaute mit forschendem Auge umher, konnte aber Niemanden sehen, nur die Zweige eines Gesträuches schwankten, während ein hübscher Pfau sich schreiend aus dem Dickicht erhob. Gerold arbeitete weiter und nach kurzer Zeit befiel ihn seine frühere Schwermuth wieder. Er rief wiederholt die geliebten Namen seiner Gattin und seiner Mutter. Und ein Mann stund vor ihm, der ihn mit freundlichem Lächeln anblickte, der aber krampfhaft zusammenzuckte, als er den Sklaven aufmerksam betrachtete. Es war Burkhardt.

„Er ist's — er ist mein Sohn!“ rief Burkhardt im Tone der höchsten, der exaltirtesten Freude aus.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ Und er lag in den Armen des überraschten Gerold, der in diesem Augenblicke nicht wußte, was mit ihm vorging.

„Mein Vater! mein Vater!“ stammelte er mit zitternder Stimme — das war Alles, was er sprechen konnte.

Wer mag die Rührung schildern, die in dem Herzen des betagten Vaters und des hocherfreuten Sohnes wogten? Wer kann die Freude beschreiben, die beide Herzen beseelte? Ein verlorner Vater lag in den Armen des Sohnes, ein verlorner Sohn athmete an der Brust des Vaters. Sie sind nicht mehr getrennt; sie können sich nicht mehr lassen. Sie sprechen wenig — das Herz fühlt mehr als es aussprechen kann. Von unendlicher Sehnsucht ist es bewegt. Und kann es denn eine größere Freude geben, als wenn ein frommer Sohn den verlorenen Vater wieder findet?

„Er ist ihr lebendiges Ebenbild!“ sprach Burkhardt mit wehmüthiger Stimme. „Ach, meine Anna! wie gut hast du meinen Sohn erzogen!“

Und während Burkhardt einen tiefen Seufzer ausstieß, der mehr sagte als eine sterbliche Zunge zu sprechen vermag, nahte sich ein Mann dem Gezelte, in welchem Cid Muley schlummerte. Burkhardt und Gerold waren nicht weit davon und saßen in stummer Freude, dem

hocherhabenen Tribut des Wiedersehens, im jungen Grase und schauten einander in feierlicher Rührung abwechselnd an, umarmten sich dann wieder und ließen die Thränen über die gebräunten Wangen fließen. Einige Fragen des geliebten Vaters konnte der Sohn vor Rührung nicht beantworten. Der Mann aber, der sich dem Gezelte des Gebieters nahete, war von finsteren Gesichtszügen mit grünlich broncefarbener Gesichtsfarbe. Um seinen spitzigen Kopf, aus dem ein Paar boshafte, äußerst freche Augen leuchteten, schlang sich das losgewundene lange Haar. Kühner Trotz und Todesverachtung, wilder Grimm und kaltblütige Verwogenheit sprachen aus den mißgestalteten Gesichtszügen. Der Mann hielt den Athem an sich und bückte sich hin und wieder nieder in's Gebüsch, um nicht bemerkt zu werden; auch kroch er manchmal auf den Beinen vorwärts, sorgsam die Umgebung betrachtend. Er hatte das Gezelt erreicht und zog nun einen scharfen Dolch aus dem Busen, dessen Schneide er mit dem Zeigefinger sorgfältig prüfte. Er öffnete leise die Thüre des Gezeltes und stand nun vor Eid Muley, seinem erbitterten Feinde.

Als der Mann vor seinem Feinde stand, der in der heißen Mittagsgluth im kühlen Gezelte schlief, machte er grimmige Bewegungen mit seinem blanken Dolche durch die Luft und freute sich seiner sichern Beute. Das teuflische Element sprach aus den unheimlichen Formen des Gesichtes und in dem ganzen Aeußern des verwegenen Mannes lag Etwas von dem dumpfen, lauernden, heimtückischen und treulosen Wesen eines Tigers. Mit boshaftem Lächeln sah er nieder auf sein gewisses Opfer, und seine funkelnden teuflischen Augen strahlten noch einmal so feurig.

„Hab' ich dich endlich, verfluchter Wütherich!" murmelte er vor sich hin. „Jetzt geht's dir an's Leben!"

Und ein Nervenzucken oder vielmehr ein jähes, stummes wildes Lachen zerrte an den beiden Winkeln seines Mundes, zog sich gegen die Backenknochen und enthüllte zwei Reihen dreieckiger, glänzender, schwarz gefärbter Zähne, die wie ein Sägeblatt zugeschnitten waren.

Der Mann machte eine leichte Bewegung nach dem Divan, auf welchem Eid Muley ruhete. Aber in eben diesem Augenblicke erwachte Eid Muley — die Schlaf-

trunkenheit war entfernt. Aber wie erschrack er, als er einen seiner Sklaven vor sich sah mit dem gezückten Dolche in der Hand! Wie groß war sein Erstaunen, als er einen Mörder in seiner Nähe erblickte!

„Was schaffst du hier, Verwegener!“ rief er und erhob sich rasch vom weichen Lager. „Augenblicklich entferne dich!“

Und mit diesen Worten warf er einen so heftigen Blick auf den verwegenen Mann, daß dieser einen Augenblick wie vernichtet dastund und keine Bewegung machen konnte. Aber schnell faßte er sich wieder und warf sich mit der Wuth eines Tiegers auf seinen Herrn.

„Heute halte ich mit dir Abrechnung, verdammter Tyrann!“ rief er in furchtbarem Grimme. „Du mußt sterben oder ich: mache dich bereit, dein Blut soll diesen Divan röthen. Rache, Rache!“

„Ha, das wird sich zeigen!“ versetzte Cid Muley.

Aber der Mann ließ ihm keine Zeit zum Reden; er stürzte mit zorngerötheter Stirne und mit gehobenem Dolche auf seinen Herrn und wollte den tödtlichen Streich auf Muley's Brust führen. Allein Muley wich ihm geschickt aus und faßte seinen Arm so heftig, daß das dürre Fleisch blau und gelb wurde.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie Muley mit einer Donnerstimme, die in dem weiten Raume verhallte, und mit Verzweiflung, mit einem Löwenmuthe, die nur das gefährdete Leben einflößen kann, kämpfte er mit seinem schlauen gewandten Gegner — noch einige Augenblicke und Cid Muley's Kräfte sind erlahmt, nur noch einige Minuten Verzögerung, so ist Muley das Opfer eines verruchten Mörders.

„Hülfe! Hülfe!“ rief er nochmals im Tone der Verzweiflung, und in diesem Augenblicke standen Burkhardt und Gerold in dem Gezelte. Der Mann wollte den Dolch nach seinem Herrn zücken, den er nach heftigem Kampfe auf den Boden geworfen hatte; aber Gerold sah es noch im rechten Augenblicke und schwang sein Grabscheit so mächtig auf den gemeinen Menschen, daß er bewußtlos zu Boden stürzte und der Dolch aus seiner verwegenen Hand fiel. Gerold hatte seinem Herrn, wie ehemals sein Vater, das Leben gerettet.

Der Sklave wurde gefesselt und gebunden nach dem

Behälter gebracht, der zur Züchtigung ungehorsamer Sklaven bestimmt war — zwei Tage nach seiner schlimmen That war er nicht mehr.

Als sich Cid Muley von seinem Erstaunen erholt hatte, als er von seinem Schrecken zu sich selbst gekommen war, da sah er mit Verwunderung den getreuen christlichen Ritter, der ihm vor Jahren schon einmal das Leben gerettet hatte. Er konnte seinen Augen kaum trauen und warf sich mit Thränen in den Augen an die Brust seines treuen Sklaven.

„Großmüthiger Retter meines Lebens!“ das war Alles, was er in diesem Augenblicke ausrufen konnte.

Burkhardt und Gerold begleiteten den Gebieter in sein Lustschloß und gingen nachher ihren Geschäften nach.

Am andern Morgen sollte in dem Gemache Cid Muley's eine großartige Scene aufgeführt werden. Denn Muley meinte in der Verwirrung, Burkhardt habe den mächtigen Streich auf den Sklaven geführt und Gerold sey zur Unterstützung herbeigeeilt, und er war deßhalb tief ergriffen bei dem Gedanken an die zweimalige Rettung seines Lebens durch Einen Sklaven. Während er dem Verwegenen eine schreckliche Strafe schwor, wurde er mit herzinniger Rührung zu dem christlichen Ritter hingezogen. Er gedachte ihn nicht nur frei zu lassen, sondern er wollte ihm auch einen seltenen Reichthum nach Hause mitgeben. Deßhalb ließ er sowohl den alten Burkhardt als den ritterlichen Gerold vor sich kommen und benahm sich sehr freundlich gegen sie und mit großer Herablassung. Gerold staunte nicht wenig als er in das Prunkgemach des Gebieters eintrat, und den ausschweifendsten orientalischen Luxus und den verfeinertsten Geschmack erblickte. So etwas hatte er freilich im lieben deutschen Vaterlande nie gesehen!

„Alter, ehrwürdiger Retter meines Lebens!“ sprach Cid Muley, nachdem er sich auf einen Divan geworfen hatte und seine glänzende Umgebung mit einem durchdringenden Adlerblicke musterte — seine Umgebung, die ganz nach seinen Launen und Regungen eingerichtet und geordnet war, und sein Auge glühte. „Komm daher und setze dich mir zur Seite, damit ich dir in deine Augen schauen kann und deinen Dienst dir lohne!“

„Ich bin dieser Ehre nicht werth, mein Gebieter!“

erwiederte mit festem Tone Burkhardt, nicht wenig erstaunt über die seltsame Anrede seines Herrn. „Ich bin nicht der Retter deines Lebens. Dieser da hat den Mörder machtlos gemacht — dieser verdient deinen Lohn; aber mich, mein Gebieter, verschone mit deinen Gefälligkeiten!"

Mit Staunen hörte Cid Muley diese Sprache.

„Nicht du hast mir mein Leben gerettet?" fragte er, „wer ist denn dieser da?" Und Muley's Auge blickte auf Gerold, der stumm da stund und kein Zeichen der Rührung von sich gab.

„Es ist mein Sohn!" sprach Burkhardt ernst.

„Dein Sohn!" rief Muley aus und konnte vor Verwunderung fast nicht zu Worte kommen.

„Ja, mein Gebieter, es ist mein Sohn," sprach Burkhardt weiter, „und höre nun: Vor einigen Jahren schon war er hier an dieser Küste, mich zu retten. Er konnte es nicht, denn du nahmest mich mit nach Mekka, zum Heiligthume deines Glaubens. In Mekka meintest du, da sollte ich endlich den Wahnsinn meiner Religion einsehen und gleich dir ein eifriger Diener des Propheten werden. Du hast dich getäuscht. Was sind denn deine unermeßlichen Reichthümer gegen die unendlichen Reichthümer meiner Religion? Ist denn der Himmel nicht der schönste Reichthum? Was sind denn deine großen Besitzungen gegen den Besitz meines Glaubens? Und könntest du mich ferner achten, wenn ich meinem Gott untreu geworden wäre? Ich will kein glänzendes Leben auf dieser Erde — nicht das Leben, das du mir bereiten könntest. Ich bereite mir selbst das schönste Leben, indem ich meinem Glauben treu bleibe, und keine Martern sollen mich von meinem Gott auch nur einen Augenblick trennen. Und dieser mein Sohn ist von dem gleichen Gedanken beseelt. Oder ist es nicht ein herrlicher Beweis von Treue, daß er mir zu lieb die Heimath und seine trauernde Mutter verließ, um mich in der weiten Welt aufzusuchen trotz aller Mühen und Gefahren? Meinst du, er wäre seinem Vater so treu geblieben, wenn er nicht seinem Gott heilige Treue versprochen und gehalten hätte? Täusche dich nicht, mein Gebieter! Wer seinem Gott nicht treu bleibt, der bleibt auch seinem Herrn nicht getreu. Mein Sohn hat dich gerettet —

der treue Sohn des Vaters. Ihn magst du lohnen! Ich verlange Nichts — gar Nichts!"

Und mit diesen Worten schwieg Burkhardt.

Da sprach Cid Muley zu Gerold, indem er sich von seinem Divan erhob, mit schnellen Schriten auf Gerold zulief und seine Hand mit Wärme erfaßte: „So erbitte du dir eine Gnade aus, und ich will sie dir gewähren!"

„Da du mir zu bitten vergönnst, gnädiger Herr!" sprach Gerold mit fester feierlicher Stimme, „so gestatte mir, daß ich Nichts für mich erbitte. Im offenen Kampfe erleg' ich gerne Jeden, der ein Feind meines Glaubens ist. Der Feind meines Glaubens ist auch der Feind meines Gottes."

Aber bei diesen Worten wandte sich Cid Muley, der ein eifriger Muhamedaner war, um, stieß mit dem Fuße heftig auf den Boden und machte einige rasche Gänge durch sein Gemach. Seine edelmüthige Stimmung war getrübt, und mit dem Gefühl für die Größe seines Retters vermischte sich der finstere Groll gegen das Christenthum; Cid Muley's gute Laune war dahin. Endlich blieb er stehen und sagte kurz zu Gerold, indem er sich den Bart rieb: „So sprich!"

„Da du mir, mein Gebieter, zu sprechen gestattest," fing Gerold in seinem frühern ernsten Tone zu reden an, „so höre mich an! Im offenen Kampfe nehme ich es mit Jedem auf und mag er sich noch so prahlen mit seiner Tapferkeit; aber ich würde es mir zur größten und entsetzlichsten Feigheit und Verworfenheit anrechnen, ich würde mir mein Lebetag Vorwürfe machen, wenn ich gegen einen wehrlosen Gegner das Schwert aus der Scheide zöge und ihn, der mir im Kampfe wohl ebenbürtig aber ohne Wehr und Waffen ist, des Lebens beraubte, und wäre mein Gegner selbst der ärgste Feind meines Glaubens. Aber noch mehr: der christliche Ritter ist ein Anwalt der Tugend, ein Vertheidiger des Rechtes, und seine Religion verpflichtet ihn, seinen Feind selbst gegen Verrath und Meuchelmord zu schützen. Das ist seine Pflicht! Ein Ritter, der nicht so handelt, ist kein christlicher Ritter. Wenn ich also dein Leben gegenüber jenem Ruchlosen in Schutz nahm, so that ich nur, was ich als dein ergebener Diener zu thun schuldig war. Was kann ich

für die Erfüllung dieser Pflicht fordern? Und wenn es eine Gefälligkeit ist, was kann mich veranlassen, mir diese Gefälligkeit vergüten zu lassen? Da du aber einmal so großmüthig bist, mir eine Bitte zu erlauben, so gieb diesem meinem Vater die Freiheit! Ich begehre Nichts — Nichts! Nimm ihm seine Fesseln ab und laß ihn heimziehen zu seiner Gattin, welche mit Schmerz ihre Tage verweint, daß er sie tröste. Ich will statt seiner dein Sklave seyn! Ich bitte dich, laß ihn in Frieden ziehen! Er muß meiner Gattin ein treuer Vater seyn. Noch einmal: ich verlange Nichts, nur ihn laß frei!"

Bei diesen Worten verzog Eid Muley noch mehr denn früher die Falten, die sich auf seiner Stirne gelagert hatten. Man konnte sein Schwanken auf dem Gesichte lesen. Er fühlte schon eine halbe Reue über seinen Entschluß, daß er dem edlen Sohne unbedingt zu bitten gestattete.

„Das kann nicht seyn!" sprach Muley nach einigem Bedenken. „Du bist frei; aber dieser da — nein, er ist mir zu lieb und zu theuer geworden, ich kann ihn nicht entbehren. Die Bitte ist gering, aber ich kann sie nicht gewähren. Bitte dir etwas Anderes aus. Du bist frei, wenn du deine Freiheit willst! Du bist reich und angesehen, wenn du willst! Entscheide!"

Da konnte sich Gerold nicht mehr halten: mit gehobenen Händen fiel er vor dem Heiden auf seine zitternden Kniee nieder und bat ihn mit Thränen in den Augen um die Freiheit des Vaters. Aber all' sein Flehen wollte nicht helfen: Eid Muley blieb verhärtet.

„Die Freiheit meinem Vater!" rief er in verzweiflungsvollem Tone. „Gib mir den Tod, ich bitte dich, oder gib mir die Freiheit meines Vaters. Was ist mir das Leben, wenn mein Vater Sklave bleibt? Ich fürchte nicht den Tod: ich will nur die Freiheit meines Vaters. Er muß zurück zur Mutter, zur Gattin, zu meinem braven Weibe. O gieb ihn frei!"

Und heiße Thränen rollten die Wangen herab und verschwammen in einander auf dem Mosaikboden des Gemaches. Gerold war sich nicht mehr gleich; die Liebe zu seinem Vater hatte allen Trotz in ihm erstickt.

„Meinen Vater gib mir zurück!“ rief er öfters, und häufiger floßen seine heißen Zähren.

„Bei deinem Leben, bei dem Leben, das ich dir gerettet und erhalten habe, o mein großmüthiger Gebieter — gib mir den Vater frei, und ich will Sklave seyn — Sklave für ihn auf immer!“

So rief Gerold aus. Endlich schien Muley's Herz doch weich zu werden und er stand plötzlich still, als wollte er über Etwas schnell nachdenken. Er legte seinen Zeigefinger auf seine Lippen und sprach dann ernst: „Dein Vater ist frei, er kann gehen — aber du bist Sklave!“ Und hiemit ging er nach der Thüre.

Gerold sprang auf seinen Vater zu und fiel ihm unter heftigem Schluchzen um den Hals, herzte und küßte ihn und wollte mit seinen Liebkosungen gar nicht mehr an's Ende kommen. Burkhardt selbst weinte laut.

Da trat Eid Muley geschwind noch einmal in's Gemach. Er sah die Beiden, wie sie in Freudenthränen verschwammen. Schnell trennten sich diese, als sie den Gebieter erblickten.

„Du hast ein schönes Weib, wie du mir sagst?“ fragte er schalkhaft mit feinem Auge und durchdringendem Blicke den erfreuten Sohn.

„Wie kein Weib in deinem Harem weilt!“ sagte Gerold kurz.

Eid Muley lachte laut.

„Was wird das für ein Weib seyn!“ sprach er höhnisch vor sich hin. „Eine elende Bettlerin im Vergleich mit meinem schlechtesten Weibe! Hat sie einen Perlenkranz? Hat sie ein Hermelin um die Schultern? Trägt sie goldene Ringe? Ach, was meint doch nicht der deutsche christliche Pack!“

Und abermals lachte Eid Muley laut und schritt schnell der Thüre zu. Doch eben so schnell kam er zurück und blieb vor Gerold stehen.

„Nun wenn du ein so züchtiges braves Weib hast, so laß durch deinen Vater ihr entbieten, sie möge kommen in ihrem Schmuck — und du bist frei, wenn sie erscheint!“ Und mit diesen Worten ging er hinaus aus dem prächtigen Gemach.

Burkhardt aber kam auf der Burg seiner Ahnen an und richtete seinen Auftrag pünktlich aus. Sophia sollte

kommen mit ihrem theuersten Kleinod. Wer beschreibt die Freude des Wiedersehens? Wer malt das Entzücken, als Burkhardt, der Todtgeglaubte, eintrat in das bescheidene Zimmer! — Aber Gerold war noch zu retten; und er ward gerettet!

Einundzwanzigstes Capitel.

Glückliche Heimkehr.

„Ich will ein treues Weib dir seyn,
Um deinethalb nur an dir hangen,
So wie der Heiland treu und rein
Erlösend hielt die Welt umfangen.
Und wie er schweigend ging in Tod,
Des Vaters Willen treu ergeben;
So will ich halten dein Gebot,
Und müßt' ich opfern auch das Leben."

Oscar v. Redwitz.

Abend war's. Am Himmel flimmerten feierlich die Sterne, und der Mond glänzte hervor zwischen lichten hellen Wölklein und schaute freundlich nieder auf die ruhenden Auen. Die Schatten der Nacht lagen bewegungslos auf der Erde und starrten ernst vor sich hin in seltsamen Gruppen und Figuren. Ueberall war es stille: nur die Herzen schlugen laut und bange, wenn trüber Kummer auf ihnen lastete.

Auch auf der Burg Helfenstein schlug ein Herz voll Ahnung und voll stummem Bangen. Ein mächtiges Sehnen zog dieses Herz hinaus in die Welt; es war die Sehnsucht nach dem Gemahl, den in weiter, weiter Ferne Fesseln und Bande drückten. Die Gattin sollte ihn befreien. Die Gattin sollte das Theuerste und Köstlichste bringen, das sie auf der Welt hatte. Aber sie wußte ja nichts Kostbares, nichts Köstliches, und dachte sie an ihr Herz, so fand sie Mängel und Schwächen darin — ach, es war mit Sünden befleckt, mit kleinen Sünden; aber auch diese mißfallen dem lieben Gott, und ein sündiges Herz ist eben nichts Reines und Köstliches, wenn es auch etwas Theures ist. Dann lief die Gattin wieder zum Schranke, allein sie fand Nichts; wie leer sah es hier aus, wie einförmig und schmucklos! Die Armen besaßen diesen Schmuck. Die Gattin hatte

ihn der Noth geopfert — er war aus dem Schranke in das Haus der Noth gewandert.

„Was mag er doch unter dem schönsten und köstlichsten Schatze verstanden haben?" sprach endlich die Gattin zu sich selbst. „So sehr ich mich auch in seinen Befehl vertiefe, so sehr ich auch über ihn nachdenke, so sehr ich mich auch bemühe, das Wahre und Rechte zu treffen — der Sinn seiner Rede bleibt nur um so dunkler und um so räthselhafter sein Wort. Was mag er doch auch gemeint haben?"

Und wie die Sternlein am Himmel stehen und die Schatten am kürzesten sind, da ergreift die Gattin ein heiliges Gefühl und es zieht sie hinab in die feuchte Kapelle zum wunderbaren Gnadenbilde. Da sinkt sie hin und betet laut. Heilige Seufzer entströmen der Brust und in dem schönen Auge hängen glänzende reine Thränenperlen, die niederfließen über die Wangen. Niemand ist Zeuge dieser Thränen. Und heißer wird das Flehen zur Gottesmutter, sie möge ihr die Worte des Gatten deuten, sie möge ihr sagen, welche Gabe die Freiheit des Gatten bewirkt. Eine heilige Wonne ergießt sich wunderbar in dieses edle Herz, und getröstet kommt die fromme Gattin in das Zimmer zurück.

Sie tritt hin an die Wiege, und wie sie sich niedersetzt und ihr Kind lange betrachtet: da wird ihr's klar und sie weiß, was der Gatte meint. Ein feines Knäblein liegt in der Wiege im weichen Bettchen. Sein schönes großes blaues Auge ist geschlossen; ein sanfter Schlaf hat sich über das runde volle Gesicht gelagert. „Was ist es doch Schönes um ein schlafendes Kind! Welcher Unschuldshimmel schließt sich mit den Augen! Ist denn ein Kind mit Sünden befleckt? Ist es nicht rein von allen Schwächen? Ist sein Herz nicht eine Perle? Ist sein Geist nicht ein Blumenfeld? Ist ein Kind nicht das Symbol, in welchem wir nur selig werden können? Und war Gott nicht selbst ein Kind? Lag in der Krippe nicht ein Kind, welches Ochs und Esel sogar verehrten? Und ist jenes Kind nicht das Edelste, was sich denken läßt? Und sind nicht alle unschuldigen Kinder Lieblinge dieses göttlichen Kindes? — Jetzt weiß ich, was mein Gatte will: ich will ihm das Köstlichste bringen — ich bringe ihm an meinem Herzen sein Kind! Mein

Kind soll das harte Herz seines Gebieters erweichen, damit er frei wird. O heilige Mutter, tausend Mal danke ich dir, daß du mir vom Himmel Erleuchtung und Einsicht erfleht hast. Wie kann ich dich genug loben?" —

So sprach die christliche Gattin und begab sich dann frohen und heitern Muthes zur Ruhe, um Kräfte zu sammeln für die Reise, welche dem treugeliebten Gatten Freiheit nnd Erlösung bringen sollte.

Als der Morgen anbrach, machte sich Sophia auf die Reise. Der Himmel war von einer prachtvollen Reinheit und lächelte mild herab auf die treffliche Mutter und auf das Kind, das sie an dem Busen trug. Ein leiser Zephir koste mit den wunderschönen Haaren der Mutter, die emsig die schwirrenden Insekten abwehrte, die das schuldlose Kind in hastiger Eile umschwärmten. Muntere Singvögel zwitscherten auf den Zweigen und sangen dem Knäblein ein wehmüthig Schlaflied. Bald kamen sie durch den dichten Forst und die Schatten senkten sich hernieder auf die Reisenden und ein sanfter Schlaf überkam das liebliche Kind. Sanft trug es die Mutter auf dem Arme. Voran schritt ein kräftiger Diener, der das Pferd am Zaume führte, und mit Wohlbedacht sah er zurück auf die theure Last, welche ihm sein treues Pferd mit bedächtigem Tritte nachschleppte. Der Diener hatte ein wohlwollendes Herz; er war ohne Falsch — man konnte sich in allen Beziehungen auf ihn verlassen. Seine Gestalt war kurz, sein Leib gedrungen, und er hing an seiner Gebieterin mit einer ehrfurchtsvollen, beinahe sklavischen Unterwürfigkeit. Dem Pferde zur Seite lief ein Hund von einer edlen Raçe: ein schönes kräftiges Thier, in Gestalt, Größe und Farbe einem Wolfe sehr ähnlich. Er folgte gewissenhaft der kleinen Reisegesellschaft und spielte nur hin und wieder mit dem gutmüthigen Pferde, indem er zeitweise an ihm emporsprang und sanft in die Zäume biß und dabei fröhlich bellte; sonst aber wich das edle Thier nicht von der Ferse seines Herrn.

Es läßt sich fast nichts Lieblicheres denken, als diese einfache Reisegesellschaft. Ihre ganze Habseligkeit war in ein Felleisen gehüllt, das auf dem Rücken des Pferdes festgeschnallt war, wenn es der getreue Diener nicht auf

seinem Rücken trug. Was bedurften sie denn mehr? Hatte die Gattin nicht ihr Kostbarstes bei sich?

Es war ein feierlicher Abend, als die Reisenden am Meeresufer von Tunis ausstiegen, um in langsamem Zuge nach dem Lusthause Cid Muley's zu gelangen. Die Mutter ließ das Pferd am Eingange der Gärten unter Aufsicht des getreuen Dieners und des Hundes zurück und wallte durch friedliche Wiesengänge, reichlich mit Bäumen besetzt und mit wunderschönen Blumen bekleidet, nach den blühenden üppigen Gärten des mächtigen Heiden. Nach einer Stunde stand sie nicht mehr weit von dem Lusthause, in welchem Cid Muley eben in Gesellschaft vieler seiner Frauen saß und den ausgesuchtesten Luxus um sich verbreitete. Es schien, als ob Muley bloß in der äußern Pracht das Glück seines Lebens suchte.

Gerold arbeitete nicht weit von dem Landhause, am Wege eines Gartenbeetes. Er sah auf, und — o Wunder — er war einer Ohnmacht nahe, seine Kniee zitterten und sein Gesicht schwindelte. Mit einem Schrei des Entsetzens raffte er alle seine Kräfte zusammen, kurz darauf lag er in den Armen seines Weibes, das er mit heißen Thränen überschüttete. Dann ergriff er sein Kind: er fühlte die süßen Vaterfreuden zum erstenmale in seinem Herzen und sein erstes Wort war ein Gebet zu Gott für die glückliche Erhaltung seines Kindes. Darauf eilte er schnell zu Cid Muley und meldete ihm die Ankunft seiner Gattin.

„Mein Weib ist da, mein theurer Gebieter!“ rief er, indem er rasch die Thüre aufriß und sich zu den Füßen seines Herrn niederwarf, und nicht einmal den Kreis reichgeschmückter türkischer Frauen betrachtete, die sich rings um im Gemache gesetzt hatten und von Gold und Perlen schimmerten.

„So führe sie gleich herein! Meine Holden sollen Richter seyn, und ist ihr Ausspruch gut, so bist du frei!“ sprach Cid Muley und dampfte gemüthlich aus seiner Pfeife.

Sophia trat ein; aber die bescheidene Gattin konnte ihr Auge nicht erheben: der Glanz, den die türkischen Frauen um sich verbreiteten, blendete ihr Auge und die

Pracht, die in dem Gemache schimmerte, brachte sie fast außer Fassung. Da blickte sie wieder auf ihr Kind, und in seinen Augen strahlte noch ein viel höherer Glanz: aus dem Auge des Kindes lächelte eine Welt — eine Welt voll Unschuld und Seelenanmuth. Stolz blickte Gerold auf sein Weib und auf sein Kind! Kannte er etwas Köstlicheres?

Cid Muley wollte seinen Sinnen kaum trauen, als er die einfach gekeidete deutsche Rittersfrau sah und fast wollte es ihn reuen, die Frau hereingelassen zu haben in sein Prunkgemach.

„Nun, was habt Ihr denn Edles und Kostbares mitgebracht?“ fuhr er höhnisch das deutsche Weib an. „Euer Kleid ist's wenigstens nicht, wie ich sehe; denn die geringste meiner Mägde ist besser gekleidet als Ihr! Laßt sehen!“ und Cid Muley verzog seine Lippen zu einem gezwungenen Lächeln.

„Mein Kind, wenn Ihr erlaubt!“ sagte Sophia in bescheidenem Tone.

„Dein Kind?“ rief Muley betroffen und ließ sein Auge umherschweifen in dem Kreise seiner Frauen, die nicht minder aufmerksam wurden ob der seltsamen Antwort.

„Und warum Euer Kind?“ fragte Muley weiter.

„Weil es nichts Köstlicheres geben kann, als ein schuldloses Kind!“ antwortete Sophia bescheiden, während sich ihre Wangen rötheten. Gerold's Herz schlug laut und freudig — sein Weib hatte seine Gesinnung errathen.

„Und warum ist denn ein Kind so kostbar und edel?“ fragte Cid Muley.

„Ein Kind ist ein großes Geheimniß, und deßhalb ist es kostbar,“ erwiederte Sophia. „War nicht Gott selbst ein Kind? Und weil wir Gottes Kinder sind, kam ein Kind uns zu erlösen. Die Menschen im Paradiese waren Kinder. Als Kinder traf sie der Fluch. Und wie lösen wir den Fluch? Wir nehmen ein Kind, lehren es glauben, lieben und hoffen: und seine Seele ist gerettet, der Fluch der Sünde ist getilgt.“

Eine feierliche Stille herrschte im Saale. Betroffen senkte Muley sein stolzes Haupt. Die schöne Rede des

deutschen Weibes schnitt den reichgeschmückten Frauen durch das Herz.

„Und weiter?“ fragte Cid Muley kurz.

„Wer nicht wie ein Kind wird — so fromm, so rein, so demüthig und bescheiden — für den bleibt auf ewig der Himmel verschlossen,“ versetzte Sophia. „Ein Kind ist das Zeichen der Demuth, der Sanftmuth, der Liebe. Wer ihm nicht gleich wird, der bleibt fern vom Himmelreich. Und hat nicht jedes Kind seinen Engel? Ist ein schuldlos Kind nicht ein Engel, und sind wiederum die Engel nicht ein kostbares edles Gut? Und rinnt das Wort, welches das Kindlein erquicket, nicht fort bis zum Himmelsgarten? Und im Kinde liegt eine göttliche Welt; in seinem Herzen liegt der göttliche Same: er geht auf, bringt Frucht, wenn deren Körnlein göttlich ist. Und die Sonne in dem Kinde ist sein Herz. Liebt ihr nicht Alle die Sonne und deren wohlthätigen Schein? Ist die Sonne nicht der kostbarste Stern? Aber was ist das Licht der Sonne gegen das Licht, das ein frommes gottgeweihtes Herz ausströmt? Das Licht der Sonne belebt bloß die sichtbare Welt, aber das Licht des Herzens entzündet Alles, was geistiges Leben in sich fühlt. Und im Kinde ist die Sonne des Herzens in leuchtender Pracht thätig — wer kann solchem Glanze widerstehen?“

Bei diesen Worten schauten sich die Frauen mit zitternden Augen an; auch sie fühlten Etwas von diesem Licht in sich aufflammen. Muley konnte nichts mehr fragen: er war befangen und sein Haupt lag auf seiner kräftigen Hand und sein Auge wurde naß. Was hatte denn sein Herz inmitten seines gewaltigen Reichthums? Ein Nichts, ein Nichts!

„Man nennt das Auge einen Stern,“ sprach Sophia wieder. „Man freut sich der Pracht der Sterne; am Abend erhebt sich der Blick hinauf zu jenem irdischen Lichtmeere, und sinnend bleibt der Wanderer stehen. Ich blicke in das Auge meines Kindes; ich schaue hinein in dieses überirdische Lichtmeer — es ist nur Ein Stern, den ich sehe — aber sein Schein verdunkelt alle Himmelslichter, die am Horizonte prangen. Das Auge des Kindes ist ein Stern, welcher durch Ewig-

keiten leuchtet. Die Tugend und Unschuld strahlen aus diesem Stern. O göttlicher Strahl, der aus dem Auge meines Kindes lächelt, erblinde nie, leuchte fort! Dringe ein in die harten Herzen und erweiche sie. O Strahl der Liebe — "

„Still, still!" unterbrach heftig Cid Muley die deutsche Frau. „Es ist genug. Ihr habt das Köstlichste gebracht, nicht wahr, ihr Holden?"

Aber die türkischen Frauen schwiegen.

„Gerold, du bist frei! Zieh hin im Frieden!" und eine Thräne brach aus dem Auge des Heiden. Ach, zum erstenmal fühlte er die Würde eines Kindes, zum erstenmal die Würde eines wahren Weibes.

Gerold lag in den Armen seiner Gattin. Er sprach kein Wort und festen Schrittes trat er auf Muley zu, ergriff mit Rührung seine Hand und küßte sie als freier Mann.

Dann drehte er sich um zu den Frauen, sah sie mit gerührtem Blicke an und sprach alsdann in hocherhabenem Tone:

„Auch Sophia ist ein köstlich Gut. Wollt' Ihr die Ursache wissen? Wohlan ich sag' es Euch. Sie ist ein christlich Weib!"

Schweigend verließ Gerold mit seinem Weibe den Saal.

Nach einigen Monden kamen die Reisenden in Helfenstein an. Welch' eine Freude! Der Sohn war frei, der Vater war gefunden. Aber alle Tage stieg ein heißes Gebet zum Himmel empor für die wunderbare Errettung aus der Hand der Feinde. Gott führt die Seinen wunderbar.

Gerolds Sohn aber erbte all' die Liebe seiner braven Eltern. Er war der Erbe aller ihrer Tugenden!

*

Der alte Frieder erhob sich rasch von seinem Stuhle. Es war bereits Mitternacht. Die Gesellschaft schickte sich an zum Abschiede. Veit verließ den bequemen Ofenschrank und kam an den Tisch. Die Gesellschaft gruppirte sich um den Alten und dankte ihm mit stummen

Geberden, und so sehr er auch erschöpft war, so sprach er doch noch einmal in ernstem Tone:

„O Deutschland, Deutschland, wie tief bist du gefallen! Deine Burgen sind zerstört — die Zeugen deiner einstigen Größe, deiner Macht, deines Reichthums, deiner Bildung und deiner Einheit. Du bist so tief gesunken, daß du deine Vergangenheit nicht einmal verstehst. Das eiternde Gift der Aufklärung und der Glaubenslosigkeit hat dein Eingeweide zersetzt. Die Zeiten deines Ruhmes sind längst verschwunden! Deine Kinder erben von dir nur deine Schwächen und deine Laster! Wo ist denn deine Tugend? Wo ist denn dein Ruhm? Wo ist dein Glaube? Genuß ist dein Ziel, Wohlleben deine Losung. Mit Verachtung blickst du herab auf die Jahrhunderte deines Glanzes, und du solltest vor Scham dein Angesicht verhüllen. Was hast du denn gethan, was des Lobes würdig ist? Wärest du im Stande, solche Anstrengungen zur Befreiung des heiligen Grabes zu machen? Ach, nein — du hast den Sinn für Erhabenes und Göttliches fast verloren. Kehre um, es ist noch Zeit! Erwärme dein Herz durch das Licht des Glaubens! Der lebendige Glaube wird dich retten, er wird den alten christlichen Geist entfalten, von dem uns nur noch Denkmäler geblieben sind. Und du, heiliges Grab, wer wird dich aus der Hand der Feinde des heiligen Kreuzes erlösen? Wer wird die Bande brechen, wer wird das Heiligthum Gottes der Kirche bringen? Ich kann nur ausrufen:

„Jerusalem, auf deinen heil'gen Bergen
Steh' ich versunken in Gebet und Thränen.
Du bist ein off'nes Grab, umringt von Särgen,
Wie kann ich dich, o Friedensstadt, noch kennen?
Entheiligt sind die gottgeweihten Stätten:
Wer wird aus deiner Feinde Hand dich retten?

Wie bist du um die Majestät gekommen,
Du Stadt der Juden, Moslimen und Christen!
All' deine Schöne ist von dir genommen,
Ich schaut' entrüstet, wie sie dich verwüsten.
Dein Königsmantel ist befleckt, zerrissen,
O möchten dies Europa's Herrscher wissen!

Gefallen ist dein Pallast und dein Tempel,
Die Thore deines Heiligthums verrammelt;
Das Volk in dir trägt der Verwesung Stempel,
Das sich von allen Ländern hergesammelt.
Dein Vorhof ist zertreten von den Heiden,
Und Alle wollen dein Geschick entscheiden."

Druck von L. Doll in Augsburg.

Die Grundlage aller Erzählungen, die wir bieten, ist historisch — sich streng an die geschichtliche Wahrheit und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung anschließend — und wir hüllen nur die geschichtlichen Thatsachen in ein lockendes ansprechendes Gewand, damit wir beide Zwecke der besseren Jugend- und Volksliteratur: Belehrung und Unterhaltung neben einander erreichen. Um den Bedürfnissen unserer Leser in jeder Hinsicht, so weit es uns möglich ist, zu genügen, werden wir hin und wieder kleinere Lesestücke und Schriftproben, Biographien, geistreiche Character- und Zeitbilder, Legenden 2c. bieten, um die großen Wahrheiten der Geschichte in lebendiger Gestalt vor die Anschauung zu führen, und werden manchmal, einen characteristischen Zug unseres lesenden Publikums beachtend, in das Gebiet der christlichen Romantik streifen und eine novellenartige Darstellung nicht verschmähen. Dem Geiste der Auflösung gegenüber treten wir mit Thatsachen auf: auf diese Weise kämpfen wir gegen die Verflachung der Geister, gegen Leichtsinn, Tand und Flitter, die oft unter dem verlockenden Hohltitel der Modernität und der Eleganz auftreten und das Volksleben vergiften und dasselbe des moralischen Haltpunktes berauben — trübselige Elemente, die in unserer Gegenwart mannigfach auftauchen. Christenthum und Kirche, Jugend und Volksleben, Bildung und Unterhaltung: das sind die großen Gegenstände, deren Entfaltung unser Unternehmen gewidmet ist. Wir wollen dahin wirken, daß die katholische Kirche den großen Mittelpunkt der historischen Anschauungen der Jugend und des Volkes bilde; deßhalb werden wir auch bei allen Darstellungen den katholischen Standpunkt entschieden behaupten.

Und hiemit sei unsere „katholische Geschichtsbibliothek" allen Freunden einer guten Lectüre, der hochwürdigen katholischen Geistlichkeit, allen Lehrern und Erziehern, insbesondere aber der Jugend und dem Volke bestens empfohlen! Wir wollen der Jugend und dem Volke nützlich werden: möge uns eine allseitige Theilnahme von Seite des katholischen Publikums zu Theil werden!

Lampart & Comp. **M. Lehmann,**
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

☞ Auch die **neue Folge der Abendunterhaltungen** wird ganz in der bisherigen Art fortgesetzt, so daß jährlich mehrere Bändchen davon erscheinen, an deren Abnahme jedoch Niemand gebunden ist.

Augsburg, im April 1855.

Lampart & Comp.

Waitzmann's Jugendschriften. | Wörndle's Jugendschriften.

Neueste Jugendschrift!

In gleichem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mutter und Sohn,

oder

die Wege der Vorsehung führen immer zum rechten Ziele.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend und Erwachsene.

Von

Franz Maria Brug,

Verfasser der Erzählungen: „Heinrich Wallner," „Susanna Frohberg," „die Bekehrung," „Peter Felsberger," „Junker Bernhard Sturmschwert" ꝛc.

Mit einem empfehlenden Vorwort

von

Dr. Joh. Evang. Stadler,

Domkapitular in Augsburg.

Mit einem Stahlstich.

Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

Der

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise

32stes Bändchen.

Viktorin, oder Prüfung und Treue.

Adelheid von Roth.

Das doppelte Kapital. Richard von Schwarzenfels.

Die Wallfahrt nach Montserrat.

Kinderfrühling.

Das Traumbild der Mutter.

Wirth's Kinderstube.

Die Rose von Rom.

Schicksale eines Waisenknaben. | Schicksale eines Waisenmädchens.